

A

794,521



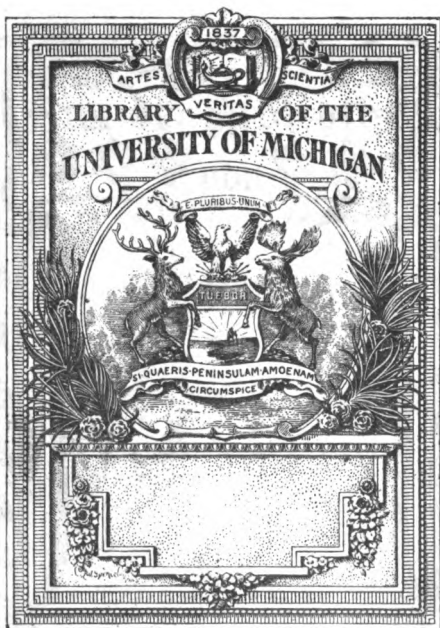
Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.



THE GIFT OF
Dr. H. E. Oletz

830,6258

* Prospekt. *

Beim Beginn des vierundzwanzigsten Jahrgangs 1900 unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ gereicht es uns zu besonderer Genugthuung und Freude, mitteilen zu können, dass die stets wachsende Zahl unserer Leser es uns ermöglicht, unsere Darbietungen **wiederum zu steigern**. Nicht nur waren wir für ein **neues, dem modernen Geschmack entsprechendes äusseres Gewand** besorgt, sondern auch den **Inhalt wie den Bilderschmuck** unserer stattlichen Bände können wir **abermals vermehren** und zwar ohne die geringste Preiserhöhung.

Unsere „Bibliothek“, die anerkanntermassen stets die besten und neuesten Erzeugnisse unserer hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten bringt, ist **in vielen Millionen von Bänden** verbreitet und erfüllt ihr Programm:

- ☛ jedem Bücherliebhaber Gelegenheit zu geben zur
- ☛ Anlegung einer wirklich gediegenen, spannendsten
- ☛ Unterhaltung und eine unerschöpfliche Fundgrube
- ☛ des Wissens zugleich bietenden

• Privatbibliothek •

☛ aufs allerbeste.

Besonders aufmerksam machen wollen wir auf den Beginn einer äusserst interessanten Reihe von Artikeln unter dem Titel: **Familie und Haus nach dem neuen Bürgerlichen Gesetzbuch** von **Lorenz Stüben**. Auf S. 205 des vorliegenden Bandes wird ausgeführt, wie ungemain **wichtig ihr Inhalt für die Gegenwart** ist. Wir empfehlen das dort Gesagte allgemeiner Beachtung.

Die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ erscheint vollständig in 13 vierwöchentlichen, **elegant in englische Leinwand gebundenen, reich illustrierten Bänden mit Goldrücken und Deckelpressung**. — Um die Anschaffung auch weniger Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnementspreis

nur 75 Pfennig für den Band,

ein Preis, zu welchem der Buchbinder im einzelnen noch nicht einmal den **bloßen Einband** zu liefern im stande wäre.

Stuttgart.

**Die Redaktion
und Verlagsbuchhandlung.**

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen in den Bänden 2—13 für 75 Pfennig, in dem in erhöhter Auflage erscheinenden ersten Bande für M. 1.— pro gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Inseraten durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.** * * * * *

Stollwerck's

Chocolade

The advertisement is enclosed in a decorative border. At the top, the brand name 'Stollwerck's' is written in a large, stylized, white font. Below this, a central illustration depicts a woman in a white dress and apron serving tea on a tray to a child sitting at a table. The scene is framed by a large, stylized chocolate bar that appears to be melting or dripping, with rays of light emanating from the top right corner. At the bottom, the word 'Chocolade' is written in a large, white, stylized font.

An unsere Leser!

Um unseren geehrten Abonnenten bei Beginn des neuen Jahrgangs eine besondere Freude zu bereiten, haben wir ein **prachtvolles Oelfarbendruckbild**:

„**Blumen des Südens**“ nach dem Gemälde von **E. Eisman-Semenowsky**

Bildgrösse: 30 cm breit, 57 $\frac{1}{2}$ cm hoch; Papiergrösse: 46 cm breit, 67 $\frac{1}{2}$ cm hoch
herstellen lassen und liefern dasselbe allen Kunstfreunden zum Subskriptionspreise von nur

~~~~~ 1 Mark pro Exemplar. ~~~~~



Dieses mit 18 Farbplatten gedruckte Kunstblatt, von welchem die vorstehende, bedeutend verkleinerte Nachbildung nur eine schwache Vorstellung geben kann, würde im Kunsthandel sonst 20 Mark kosten.



# Griechische Weine

## J. F. Menzer

Neckargemünd und Berlin W. 8.

Hotelier Sr. Kgl. Hohheit des Kronprinzen von Griechenland.

Kisten mit 12 Flaschen  
von 12 Mark an.



Bitte verlangen Sie künst-  
lerisch illustr. Preisliste.

**B**ibliothek der  
Unterhaltung  
und des Wissens





Zu der Novelle „Die ersuchte Stunde“ von E. Merk. (S. 107)  
Originalzeichnung von R. Mahn.





**Bibliothek**  
der  
**Unterhaltung** • •  
• • **und des Wissens**

Mit Original-Beiträgen  
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten  
sowie zahlreichen Illustrationen.



Stuttgart • Berlin • Leipzig  
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



Druck der  
Union Deutsche  
Verlagsgesellschaft  
in Stuttgart





## Inhalts-Verzeichnis.



|                                                                                                   | Seite |     |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|-----|
| <b>Um ein Wort.</b> Roman in zwei Büchern von Woldemar Urban . . . . .                            | 7     |     |
| <b>Die ersehnte Stunde.</b> Novelle von Emma Merk . . . . .                                       | 84    |     |
| Mit Illustrationen von R. Mahn.                                                                   |       |     |
| <b>Die Rätsel des Vulkanismus.</b> Naturwissenschaftliche Betrachtung von Dr. R. Felger . . . . . | 123   |     |
| Mit 15 Illustrationen.                                                                            |       |     |
| <b>Die dicke Durchlaucht.</b> Eine heitere Hofgeschichte. Von Hanns v. Zobeltitz . . . . .        | 146   |     |
| <b>Tierfreundschaft.</b> Beitrag zum Seelenleben der Tiere. Von Prof. Wilh. Hess . . . . .        | 193   |     |
| Mit 9 Illustrationen.                                                                             |       |     |
| <b>Familie und Haus nach dem Neuen Bürgerlichen Gesetzbuch.</b> Von Lorenz Stüben . . . . .       | 205   |     |
| I. Kinder und Eltern . . . . .                                                                    |       | 207 |
| <b>Die unsichtbare Mondhälfte.</b> Astronomische Skizze. Von Prof. E. Koller . . . . .            | 215   |     |
| Mit 6 Illustrationen.                                                                             |       |     |
| <b>Mannigfaltiges:</b>                                                                            |       |     |
| Das Ragout des Königs . . . . .                                                                   | 231   |     |

|                                                 | Seite |
|-------------------------------------------------|-------|
| <b>Neue Erfindungen :</b>                       |       |
| I. Das Knappsche Rollschiff . . . . .           | 236   |
| mit 2 Illustrationen.                           |       |
| II. Mechanische Stenographie . . . . .          | 238   |
| mit Illustration.                               |       |
| Das Original zu Schillers „Handschuh“ . . . . . | 239   |
| Amerikanische Justiz . . . . .                  | 242   |
| Der Mund und das Kinn . . . . .                 | 243   |
| Heuschreckenplage . . . . .                     | 244   |
| mit Illustration.                               |       |
| Eine gute Lehre . . . . .                       | 246   |
| Die Uhr als Kompass . . . . .                   | 247   |
| Kaltblütig . . . . .                            | 247   |
| Beethoven von hinten . . . . .                  | 248   |





# Um ein Wort.

Roman in zwei Büchern von Woldemar Urban.



## Erstes Buch.

(Nachdruck verboten.)

1.



Wenn man mit dem Schiff von Neapel kommt und sich der Sorrentiner Landzunge nähert, die den Golf von Neapel im Süden begrenzt, so fällt eine bizarre, höchst eigentümliche Felsbildung ins Auge, wie man sie auf dieser Welt nicht wieder erblickt. In einer Ausdehnung von etwa vier bis fünf Kilometer erheben sich längs der Landzunge senkrecht abstürzende, grauweißliche Felsmassen aus den herrlich blauenden Wogen des Tyrrhenischen Meeres, die man aus der Ferne ihrer fast gleichmäßigen Höhe halber wohl für eine alte Mauer, freilich in riesenhaften Verhältnissen, zu halten geneigt sein könnte. Kommt man dann näher, so sieht man auf dieser kolossalen Felsmauer eine nicht sehr große, aber außerordentlich fruchtbare Ebene. Ueppige, immergrüne Drangengärten, Wein-, Feigen- und Delppflanzungen, aus denen wieder breitwipfelige Pinien, dunkle stimmungsvolle Cypressen hervorragen, fesseln das Auge. Da und dort winken aus

dem herrlichen Grün hübsche zierliche Villen mit großen Terrassen, die mit Weingerant oder mit lustig flatternden Zeltbächern gegen die allzuheiße Sonne überdeckt sind, und wo die glücklichen Bewohner in Schaukelstühlen ruhend die Naturwunder genießen, die vor ihren Blicken ausgebreitet sind. An den Ufern, von den steilen Tufffelsen herunter grüßend, stehen große Gasthöfe, die ihrer Anlage und Anzahl nach von einem sehr entwickelten Fremdenverkehr sprechen; ein kleiner Hafen mit einer Anzahl Fischerboote, kleinen Dampf- und Segeljachten, Frachtkuttern, die die Apfelsinenernte der Halbinsel forttragen, belebt den Strand. In der Nähe sieht man dann auch die steilen Felsentreppen, die von den einzelnen Villen und Gasthöfen über die Mauer herunter an den Meeresstrand führen, die kühlen Badegrotten, die sich dunkel-geheimnisvoll weit in die Felsen hinein erstrecken und gelegentlich wohl auch zum nächtlichen Unterschlupf der Schmuggler herhalten müssen.

Das ist Sorrent, das schöne Sorrent!

Vor zweitausend Jahren hieß der Ort Surrentum, und wenn man jetzt in den stillen klaren Mondsnächten in den herrlichen Gärten längs des Strandes sich ergeht oder auch träumend auf den Terrassen liegt, so ist es, als ob ein Geisterhauch unaufhörlich das Wort Surrentum, Surrentum in das Ohr des Träumenden hineinblase. Das ist das Geräusch der ewigen Meereswogen, die sich surrend und säuselnd an den Tufffelsen und in den gespenstisch hallenden Grotten brechen, und das wohl auch dem Ort seinen Namen gegeben hat.

Das Nachmittagsschiff war soeben von Neapel in dem kleinen Sorrentiner Hafen eingelaufen und hatte, da es Hochsommer war, eine große Anzahl Reisende und Badegäste gebracht. Die kleinen Gasthofsbarken kreisten wie die Piraten um das große Schiff, um sich nach Möglich-

feit die Gäste gegenseitig wegzufapern. Ein bunt gemischtes Publikum stieg aus: Engländer, Russen, Deutsche, Franzosen — es klang, als wenn die Leute geradeswegs vom Turmbau zu Babel kämen, und doch waren sie nur auf der kleinen Tour Neapel, Pompeji, Sorrent, Capri, Amalfi. Auch Italiener stiegen mit aus. Leute, die das um diese Zeit sehr heiße und lärmende Neapel flohen, um in dem stillen, meerumrauschten Sorrent und seinen träumerischen Gärten einige Wochen Erholung zu suchen, zu baden, zu essen und zu trinken, zu träumen und zu schlafen — kurz, um wieder einmal zu leben wie ein Mensch.

Ein Herr stand ruhig auf dem Hinterteil des Schiffes und wartete offenbar ab, daß sich der Haupttrubel erst verlaufen solle. Man erkannte in ihm auf den ersten Blick den Neapolitaner, nicht nur wegen seiner peinlichen Eleganz, mit der er gekleidet war, sondern auch wegen seines eigentümlich wächsernen Aussehens, des stechenden Blickes und seiner auffallenden Hagerkeit.

„Peppino!“ schrie er plötzlich laut über das Meer.

Eine Barke, die etwas abseits stillgelegen hatte, als ob auch sie warten wolle, bis der Fremdenstrom verrauscht sei, näherte sich jetzt dem Dampfschiff. Es saß ein Marinajo \*) darin, der sich durch eine flotte, malerische Neußerlichkeit von den übrigen Barkenführern vorteilhaft unterschied. Die rote Wollmütze saß fest auf den dunkelschwarzen dicken Locken des noch jungen Mannes, das weiße Hemd war sauber, ebenso die rote Schärpe, die er, wie einen Strick zusammengedreht, um die Hüften gewunden hatte. Eine braune Sammetjacke hatte er, wohl um sie zu schonen, ausgezogen und neben sich auf die Ruderbank gelegt.

---

\*) Bootsführer, auch Seemann im allgemeinen.

Auch die Barke, die er führte, war keine der gewöhnlichen, schmutzigen Gasthofsbarken. Es war ein hübsches schlankgebautes Boot, zierlich und leicht, mit einem bunten Baldachin gegen die Sonne überdeckt, und am Mast flatterte ein blauweißer Wimpel mit der Aufschrift „Villa Miramar“.

„Herr Doktor Enrico Gherardi?“ rief er nach dem Deck des Dampfers hinauf.

„Natürlich,“ antwortete der Herr von oben herunter. „Kennst du mich nicht mehr?“

„O doch, Herr Doktor, jetzt schon. Nur von weitem war ich nicht ganz sicher. Es ist auch schon eine Weile her, daß man in der Villa Miramar nicht mehr die Ehre gehabt hat, Sie zu sehen.“

„Ja, ja. Seit dem Tode der Gräfin Malvesina bin ich allerdings nur sehr selten und auch immer nur für ganz kurze Zeit hier gewesen.“

„Sehen Sie! Und das sind doch nun schon drei Jahre her.“

Endlich wurde auf der Schiffstreppe Raum, und der Arzt stieg vorsichtig und langsam herunter in das Boot, das Peppino inzwischen ganz nahe gerudert hatte. Der Marinajo stieß sofort ab und ruderte mit kräftigen und gleichmäßigen Schlägen an der Sorrentiner Küste entlang in der Richtung nach Sant' Aniello — eine kurze, aber wunderbare Fahrt. Auf der einen Seite die malerischen Küstenfelsen mit ihren duftigen Gärten und dunkeln Laubgängen, die ihre Schatten auf die leichtbewegten Wellen warfen, auf der anderen Seite das weite Meer, das gerade jetzt im Widerschein der untergehenden Sonne in den glühendsten Farben funkelnd und glitzernd aufleuchtete.

Aber den beiden Bootsinsassen war das offenbar etwas Alltägliches. Sie achteten gar nicht darauf und waren



schon nach wenigen Minuten in ein lebhaftes Gespräch vertieft, das sie viel mehr interessierte.

„Also die kleine Komtesse Santina ist krank, Peppino?“ fragte der Arzt lebhaft.

„Wie man's nimmt.“

„Wenigstens schrieb mir Graf Enea so.“

„Na ja, Graf Enea ist immer gleich aus dem Häuschen, wenn dem Kinde einmal etwas fehlt, und glaubt, es ginge gleich um Kopf und Kragen. Santina ist ein wenig blaß und müde. Das ist alles. Im übrigen ist sie so gesund wie ein Fisch.“

„Graf Enea hat recht, wenn er auf das Kind acht giebt,“ fuhr der Arzt mit einem raschen Blick auf den jungen Schiffer fort. „An dem Leben des Kindes hängen für ihn Millionen.“

Peppino lachte kurz und spöttisch auf. „Glaub's wohl. Ueberhaupt —“

„Wie sagst du?“

„Ich sagte gar nichts, Herr Doktor. Aber wenn ich einmal von der Sache reden wollte, so würden manche Mund und Ohren aufsperrn.“

Der Arzt sah den Schiffer einen Augenblick prüfend an. „Wie meinst du das, Peppino?“ fragte er dann.

„Nichts. Ich bin der Marinajo der Villa Miramar, die seit dem Tode unserer Herrin, der Gräfin Malvesina di Monteverde, wie so vieles andere, ihrem Gemahl, dem Grafen Enea, gehört, oder vielmehr seinem Kinde, der Contessina Santina, was vorläufig dasselbe sagen will. Kurz, Graf Enea ist der Herr, ich der Diener. Aber er soll sich in acht nehmen.“

„Wie?“

„Ich sage weiter nichts als: er soll sich in acht nehmen.“

„Was meinst du damit? Die Gräfin Malvesina starb ihrem Gemahl sehr gelegen. Meinst du das?“

„Ich meine gar nichts, Herr Doktor. Ich weiß aber, was ich weiß.“

„Die Monteverdes sind von Haus aus arm. Wenn Graf Enea nicht ein Vermögen erheiratet hätte, wäre er heute noch so arm wie wir auch.“

„Natürlich hat ihm das gefallen, und er setzt das Geschäft nun fort.“

„Wie?“

„Er hat recht. Andere würden es an seiner Stelle vielleicht gerade so machen. Warum denn auch nicht? Wer an der Krippe steht und frißt nicht, ist ein Narr.“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Sie werden mich schon verstehen, wenn Sie nach Villa Miramar kommen. Sie bleiben doch ein paar Tage da?“

„Bis morgen früh. Ich muß morgen wieder nach Neapel.“

„Ich dachte, Sie würden länger dableiben, weil das Zimmer hinter der oberen Terrasse für Sie hergerichtet wurde.“

„Hinter der oberen Terrasse? Warum denn nicht wie früher immer auf der großen Terrasse nach dem Meer zu?“

„Auf der großen Terrasse ist jetzt kein Platz. Dort spielt Santina mit ihrer neuen Mama.“

„Mit ihrer neuen Mama?“ rief der Arzt überrascht.

„Na ja, sie ist es ja noch nicht, aber — das Geschäft wird fortgesetzt werden, oder ich habe nicht so viel Verstand, mich an die Wand zu lehnen.“

„Aber von wem sprichst du denn, Peppino?“

„Sie werden es schon sehen, wenn Sie nach Villa Miramar kommen.“

„Kenne ich die Dame?“

„Na ob!“

Mit einigen scharfen Schlägen fuhr die Barke um einen etwas ins Meer hervorspringenden Felsen und in einen kleinen, dem Meer offenbar mühsam und mit großen Kosten abgetrohten Hafen.

Der Arzt sprang an Land. „Kommst du mit hinauf, Peppino?“ fragte er zurück.

„Nein, Herr Doktor. Ich muß hinüber nach Meta, um den Herrn abzuholen.“

„Den Grafen Enea?“

„Ja.“

„Er ist also jetzt nicht zu Hause?“

„Nein, er ist momentan auf der Jagd, kommt aber zum Essen heim.“

„Also gut. Auf Wiedersehen, Peppino.“

„Auf Wiedersehen, Herr Doktor.“

Damit stieß der Marinajo wieder ab, während Doktor Gherardi langsam und nachdenklich die in den Felsen gehauene Treppe nach der Villa Miramar hinaufstieg. Was hatte der Bursche wohl mit seinen halbversteckten Aeußerungen gemeint? fragte er sich. Er gab nicht allzuviel darauf, denn bei der bekannten Schwachhaftigkeit der Neapolitaner muß man das, was sie erzählen, nicht auf die Goldwaage legen. Solch ein Mensch schwätzt eben, nur um zu schwätzen, den größten Unsinn und die dicksten Lügen. Wehe dem, der's glaubt. Aber etwas mußte in diesem Fall doch daran sein. Wollte Graf Enea seiner kleinen Tochter wirklich eine neue Mutter geben? Der nächste Gedanke des Arztes war: vermutlich eine reiche. Die Welt, und ganz besonders die neapolitanische, ist nun einmal so und sieht zunächst das Greifbare, das Praktische an der Sache.

Doktor Gherardi war selbst der Ansicht, daß es für einen jungen Mann keine leichtere und bessere Art, sich im Leben fortzubringen, gab, als eine reiche Frau zu

heiraten, denn fortwährend hinter dem Erwerb herlaufen zu müssen, ist in Neapel eine sehr unglückliche Sache. Die Praxis des jungen Arztes hatte sich ja — dank der Madonna und den Heiligen — in der letzten Zeit etwas gebessert. Er konnte jetzt zur Not anständig davon leben, das war aber auch alles, und die Aussichten für die Zukunft waren trübe. Es waren zu viele Aerzte da, und keiner wollte sterben. Also Doktor Gherardi wollte den gordischen Knoten, den die Mühsale des Lebens für ihn darstellten, ebenfalls kurzweg durchhauen und eine reiche Frau heiraten, und gerade als er die Felsentreppe nach der Villa Miramar hinaufstieg, fielen ihm in Folge der Andeutungen Peppinos seine eigenen Angelegenheiten wieder ein.

Viele Erfolge hatte er noch nicht aufzuweisen. Vor etwa Jahresfrist hatte er in Neapel einen Commendatore de Mendrisi an einem Leberleiden behandelt. Dieser Herr war gestorben, und Doktor Gherardi erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß er außer seiner Witwe und seiner Tochter ein ziemlich bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte. Die Tochter, Severa de Mendrisi, war eine hervorragende Schönheit, und Doktor Gherardi hatte nichts Geligeres zu thun, als sich heftig in die junge Dame zu verlieben. Er that, was er konnte, seufzte und stöhnte, ließ es an kleinen Geschenken und zärtlichen Aufmerksamkeiten nicht fehlen, aber alles ohne sichtbaren Erfolg. Die Damen waren höflich und freundlich mit ihm, bezahlten seine Rechnung sehr nobel, und das war alles. Doktor Gherardi wußte nicht, woran das lag. Hatte er sich irgend etwas zu schulden kommen lassen, ohne daß er es ahnte? Er liebte Severa so aufrichtig, wie man nach seiner Meinung auf dieser Welt nur lieben kann. Er war überzeugt davon, daß er sie glücklich machen würde, und daß nur er das konnte; aber Severa blieb dafür verständnislos, und

als er endlich nach einiger Zeit deutlicher mit der Sprache herausrückte, wurde man auf der anderen Seite auch deutlicher, indem Frau de Mendrisi ihn in nicht mißzuverstehender Weise merken ließ, daß ihre Tochter Severa in absehbarer Zeit nicht beabsichtige, sich zu verheiraten.

Das war, wenn man es recht besah, ein ganz regelrechter Korb. Aber Doktor Gherardi besah es eben nicht recht. Seine Liebe war ebenso heftig und unbefiegbar, als seine Praxis klein, und sein Wunsch nach einem angenehmen und vornehmen Leben groß. Er wollte und konnte die Partie nicht verloren geben und zerbrach sich den Kopf, wie er Severa seinen Wünschen gefügig machen könnte.

Langsam Stufe für Stufe steigend, denn es war sehr heiß, kam Doktor Gherardi endlich oben an und ging durch den Park nach der einige hundert Schritte weiter zurück liegenden Villa Miramar. Es dunkelte schon stark, als er an dem Hause ankam. Lautes, fröhliches Lachen einer Frauenstimme klang von der großen Terrasse im ersten Stock herunter, und gerade als der Arzt unter der Terrasse hinging, hörte er von derselben Stimme die Worte: „Aber Santina!“

Doktor Gherardi horchte bestürzt, als ob er beim Klang dieser Stimme erschrocken wäre, aber seiner Sache noch nicht gewiß sei. Als er nichts weiter hörte, lief er eilig vorwärts und trat durch eine Veranda, die sich genau unter der großen Terrasse befand, in das Haus.

Annuccia, die alte Hausbesorgerin, die Doktor Gherardi noch von früher her kannte, trat ihm zuerst entgegen.

„Ah, Dottore Gherardi, willkommen in Sorrent!“ rief sie ihm entgegen. „Der Herr hat mir schon gesagt, daß Sie heute kommen würden. Ihre Zimmer sind bereit. Darf ich Sie führen, Signor Dottore?“

„Zuerst möchte ich die kleine Patientin sehen, Annuccia. Wo ist Santina?“

„Auf der großen Terrasse, Herr Doktor. Kommen Sie.“

„Es ist doch nichts Schlimmes?“

„O nein, ich glaube nicht. Die große Hitze, unter der das Kind leidet, hat ihm den Appetit benommen. So etwas passiert wohl auch einmal einem großen Menschen.“

Sie stiegen die breite Steintreppe hinauf.

„Haben Sie Besuch in Villa Miramar, Annuccia?“ fragte der Arzt.

„Besuch? Nicht daß ich wüßte.“

„Ich glaubte doch, Stimmen auf der großen Terrasse gehört zu haben.“

„Ah ja. Das ist aber kein Besuch der Villa Miramar. Die Damen wohnen in Sant' Aniello in einem Privathause und sind nur manchmal hier.“

„Wie heißen sie?“

„Ich weiß es wahrhaftig nicht, Herr Doktor, sie sind erst kurze Zeit hier, der Meerbäder wegen. Ich glaube, sie sind auch aus Neapel. Der Herr scheint sie sehr gut zu kennen.“

Doktor Gherardi war eigentümlich aufgeregt und ging, immer zwei Stufen nehmend, rasch voraus. Es fiel ihm die Aeußerung Peppinos ein, daß er die „neue Mama“ Santinas kennen müsse. Hatte er recht gehört, oder spiegelten ihm nur seine eben gehaltenen Gedanken einen Trugschluß vor?

Gleich darauf betrat er am Ende eines Korridors durch eine Glasthür die große Terrasse. Die letzten Reflexe des Abendrotes spielten darüber hin. Das Meer, das hier frei und weit bis über die Inseln Ischia und Procida hinaus zu übersehen war, leuchtete in einem herrlichen Metallglanz herauf.

„Severa!“ klang es plötzlich überrascht, wie ein halbunterdrückter leidenschaftlicher Schrei vom Munde des Arztes.

Eine junge, etwa zwanzigjährige Dame von außergewöhnlicher, feiner Schönheit und vornehmem Aeußeren erhob sich aus einem Schaukelstuhl, wo sie bisher mit der kleinen Santina gespielt hatte, und ging dem Arzt unbefangen und ruhig entgegen.

„Ah, Herr Doktor Gherardi,“ entgegnete sie einfach und freundlich, „es freut mich, daß Sie glücklich angekommen sind.“

„Sie wußten davon? Sie erwarteten mich?“

„Das erste ist der Fall, denn Graf Enea sagte mir davon. Er bat mich, Sie hier bei Santina zu erwarten, damit ich Ihnen etwa nötige Aufklärungen über das Befinden unseres kleinen Patienten geben könne. Sie sind wohl nun von meinem Hiersein nicht mehr überrascht.“

„Doch, doch. Indessen haben wir wohl später Gelegenheit, davon zu sprechen.“

„Ich weiß nicht —“

„Sie werden mir doch gestatten, Severa, Ihnen bei dem unverhofften Zusammentreffen einen Besuch zu machen?“

„Es wird mir und der Mutter ein Vergnügen sein, Sie zu empfangen, Herr Doktor. Unsere Wohnung befindet sich in Sant' Aniello, keine fünf Minuten von hier, in dem roten Villino, das Sie von hier aus sehen.“

Sie zeigte ihm das Haus, das unmittelbar an den Park der Villa Miramar stieß.

„Ah!“ machte er überrascht. „So nah und so bequem!“

„Ja. Wir sind der Meerbäder wegen hier und —“

„Nur der Meerbäder wegen?“ warf er scharf ein.

„Ja, obgleich Sie das aus einem mir unbekanntem Grund zu bezweifeln scheinen. Und da Graf Enea so liebenswürdig war, uns seinen Park behufs bequemerer Erreichung des Strandes zu öffnen, so mietete meine Mutter so nahe wie möglich.“

„Und Sie haben wirklich —“ begann er von neuem in einem inquisitorischen Ton.

„Wollen Sie jetzt Santina untersuchen?“ unterbrach sie ihn ruhig und bestimmt.

Santina war ein reizendes Kind, etwas zart und im Verkehr mit weniger bekannten Personen schüchtern und zurückhaltend, als ob sie Furcht vor der fremden Welt habe, der ja das mutterlose Kind anscheinend auch recht hilflos und ratlos gegenüber stand. War aber dies erste Fremdsein überwunden und glaubte sie einen Freund oder eine Freundin gefunden zu haben, wie das jetzt mit Fräulein Severa de Mendrisi der Fall war, so gab sich Santina mit einem so rührenden Vertrauen, mit einer so kindlich-glücklichen Herzlichkeit dem neuen Verkehr hin, dann leuchteten die großen Kinderaugen so freudig auf, daß man sich ihr unmöglich entziehen konnte. So war es Fräulein Severa gegangen. Sie hatte sich förmlich verliebt in das Kind, in seine wunderbaren, sprechenden Augen, in denen die ganze Seele des Kindes lag, in die herrlichen, kastanienbraunen Haare, die ihr frei und lose in üppiger Fülle auf die Schultern fielen, in das bleiche, verschüchterte Kindergeßichtchen, in das ganze, rundlich-zarte Körperchen, dem das Schicksal schon einen so herben Verlust bereitet, indem es ihm die Mutter nahm.

Auch jetzt zog sich Santina vor dem Arzt scheu zurück, wie vor einem Feind, und es bedurfte des anhaltenden Zuredens Severas, damit sie sich herbeiließ, still zu halten.

Doktor Gherardi fragte nach dem und jenem, nach Appetit, Schlaf und dergleichen, worauf Severa Auskunft erteilte.

„Sie nehmen sie aber nicht mit baden?“ fragte er dann.

„Sie geht mit mir bis an den Strand hinunter, aber nicht ins Wasser.“

„Dazu möchte ich nicht raten. Die Luft in den Grotten



ist manchmal etwas zu feucht für das Kind. Lassen Sie es wenigstens für einige Tage oben. Später wird man ja sehen.“

„Sonst haben Sie nichts anzuordnen, Herr Doktor?“

„Ich werde ihr etwas verschreiben, das ihr pünktlich nach Vorschrift verabreicht werden muß.“

„Ich werde dafür sorgen,“ antwortete Severa eifrig.

„Und dann müssen wir ein paar Tage warten. Es kann sein, daß die kleine Verstimmung sich in dieser Zeit verliert, es kann aber auch sein, daß sich Fiebererscheinungen einstellen. Dann müssen Sie mir sofort Nachricht zukommen lassen.“

„Selbstverständlich, wenn Sie nicht vorziehen, Herr Doktor, einige Tage in Sorrent zu bleiben. Es ist ja jetzt doch kein Mensch in Neapel.“

„Das geht leider nicht, obgleich ich möchte. Ich habe keine Vertretung am Hospital. Aber ich kann in zwei, drei Tagen wieder kommen.“

„Es wird uns sehr angenehm sein.“

„Wirklich, Severa?“ fragte er mit einem tiefen Blick in ihre schönen Augen.

Sie schlug den Blick nieder und meinte verlegen: „Es wird uns wegen des Kindes beruhigen.“

„Ah so, das klingt anders. Ich meinte schon —“

„Haben Sie meine Mutter schon begrüßt?“ unterbrach sie ihn.

„Nein. Ich habe sie noch nicht gesehen.“

„Sie muß aber unten im Garten sein.“

„Ich habe sie nicht bemerkt. Ich hörte Ihre Stimme, Severa, und da kann es mir wohl begegnet sein, daß ich Ihre Mutter in der Aufregung übersehen habe.“

Fräulein Severa machte eine Bewegung, als wollte sie von der Terrasse herunter in den Garten rufen, aber Doktor Gherardi hinderte sie daran.

„Fürchten Sie sich, mit mir allein zu sein?“ fragte er rasch und leise.

„O, ich hoffe, dazu keinen Grund zu haben.“

„Ich habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen, Severa.“

Sie trat unwillkürlich etwas zurück. Es wurde dunkel, und seine Worte kamen so kurz und stoßweise heraus, daß es ihr schien, als ob er nur mit Mühe eine tiefe innere Aufregung verberge.

„Es hat wohl Zeit bis später, Herr Doktor,“ sagte sie ablehnend, nahm Santana an die Hand und wollte die Terrasse verlassen.

„Nein, nein,“ rief er hastig, indem er sie festhielt. „Sie können es nicht zeitig genug erfahren — für Ihren Ruf.“

„Was sagen Sie?“ fuhr sie überrascht auf.

„Man spricht allerlei, Severa.“

„Bah, es wird so viel geschwätzt; kümmern Sie sich nicht darum.“

„Aber Sie müssen sich darum kümmern. Sie müssen Ihren Verkehr in Villa Miramar abbrechen.“

„Weshalb?“

„Wissen Sie, was man davon sagt?“

„Nein.“

„Man bezeichnet Sie bereits als die neue Mutter Santinas.“

Sie machte eine hastige Bewegung, und als Santana überrascht zu ihr aufsaß, nahm sie das Kind auf den Arm.

„Wäre dies Unglück so groß?“ fragte sie lächelnd.

„Severa!“ rief er ihr fast drohend zu.

Schon beim Klange dieser leisen, wie zischenden Stimme legten sich die Kinderärmchen Santinas erschrocken um den Hals ihrer großen und schönen Freundin, und der ganze

Körper des Kindes schmiegte sich wie Schutz suchend an Severa.

„Kommen Sie, Herr Doktor. Es wird finster hier. Gehen wir zu meiner Mutter,“ entgegnete Severa bestimmt und schritt mit dem Kinde auf dem Arm an dem Arzt vorüber in das Haus.

## 2.

Doktor Gherardi schien keine Lust zu haben, der Aufforderung der jungen Dame zu folgen. Er ließ sie ruhig an sich vorüber gehen und sah ihr mit finsternen Blicken nach, wie sie durch dieselbe Glashür, durch die er gekommen war, in das Haus eintrat. Dann machte er einige Schritte auf der Terrasse hin und her und setzte sich schließlich auf die Mauerbrüstung, mit der die Terrasse gegen den Garten hin umgeben war.

Es war nicht anzunehmen, daß Doktor Gherardi diese Zurückgezogenheit pflegte, um sich an den Naturschönheiten zu erbauen, die er von hier aus über sah, oder sich der Abendstimmung, die über der Landschaft lag, hinzugeben. Er hatte für die Natur und ihre stillen Zauber nicht mehr Gefühl als die Neapolitaner im allgemeinen, das heißt gar keines, und war auf der Terrasse nur zurückgeblieben, weil er die heftige Aufregung und den tiefen Groll, der plötzlich in ihm aufgestiegen war, nicht mehr beherrschen konnte. Er hätte sich verraten, wenn er Severa jetzt gefolgt wäre. Man hätte ihm den giftigen Aerger darüber angesehen, daß Peppino mit seinen albernen Schwätzereien vielleicht doch recht hatte, und das wollte der Arzt nicht. Während er allein auf der Terrassenmauer saß, brauchte er sich keinen Zwang anzuthun und konnte sich seinen Gefühlen ganz nach Belieben überlassen.

Schon nach den wenigen Worten, die Doktor Gherardi mit Severa gewechselt, glaubte er sicher zu sein, daß diese

gegenüber den etwaigen Bewerbungen des Grafen Enea weniger zurückhaltend, weniger vornehm und höflich, dafür aber um so liebenswürdiger und entgegenkommender sein würde, als den Bewerbungen des Arztes gegenüber. Die Sache war zu natürlich, als daß Gherardi sie nicht für ausgemacht hätte ansehen sollen. Zwischen einem Grafen Enea di Monteverde, der von seinen Renten lebt, die Hälfte des Jahres auf Reisen und in Sommerfrischen sich befindet, und einem neapolitanischen Arzt, der jahraus, jahrein wie ein Windhund hinter seinen Patienten herlaufen muß, um leben zu können, war ein zu großer Unterschied, als daß die Wahl für Severa hätte schwer sein sollen. Gherardi fühlte und mußte sehr wohl, daß er der Unterliegende, der Verschmähte war, sobald Graf Enea als Nebenbuhler bei Severa auftrat, und das war's, was er innerlich nicht verwinden konnte. Das ärgerte ihn und machte ihn momentan unfähig, unbefangen und ruhig mit irgend jemand sprechen zu können.

Und warum war das so? fragte sich Gherardi. Weil Graf Enea ein Graf und reich war, und Gherardi nicht. Der Arzt glaubte nicht an die Verschiedenheit der seelischen Beziehungen, an die räthselhaften Geheimnisse von Neigung und Abneigung unter den Menschen, an die Zartheit des Bandes, das ein Kind knüpft. Nach seiner Meinung war die Liebe, die er für Severa fühlte, mindestens ebensoviel wert als die Liebe eines anderen. Gherardi wollte und konnte nicht gelten lassen, wovon er keine Ahnung hatte, und machte für sein Mißgeschick bei Severa nur deren Eitelkeit verantwortlich, die in dem Grafen den besseren Menschen sah, weil er eben ein Graf war.

Als der Arzt so sinnend auf der Mauer saß, schlug plötzlich ein Lärm an sein Ohr, der aus dem Park heraufklang, oder vom Meeresstrand. Gherardi horchte unwillkürlich auf. Es klang wie ein Wortwechsel, ein Streit,

aber etwas Bestimmtes war nicht zu unterscheiden, weil das Geräusch der Brandung, etwas stärker geworden als vordem, vieles verschlang. Gleichwohl fuhr dem Arzt die Idee durch den Kopf, daß Graf Enea zurückgekommen und mit Peppino in Wortwechsel geraten sei. Das interessierte ihn. Er wollte wissen, ob seine Annahme richtig sei. Er wünschte das sogar, wenn er auch momentan vielleicht noch nicht wußte, weshalb. Instinktiv sah er es gern, wenn dem Grafen Enea irgend welche Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten erwachsen, und er stand jetzt rasch auf, um in den Garten hinunterzulaufen und zu sehen, was es gäbe.

Noch auf der Treppe, die über die Felsen hinunter zum Strand führte, traf der Arzt mit dem Grafen Enea zusammen.

„Ah, mein lieber Gherardi,“ begrüßte ihn Graf Enea freundlich, „sind Sie glücklich angekommen? Das freut mich. Seien Sie mir willkommen.“

„Sehr liebenswürdig, Herr Graf, aber —“

„Haben Sie Santina schon gesehen?“

„Natürlich, natürlich. Ich wollte nur —“

„Es ist nichts, nicht wahr, mein lieber Freund? Ich habe Sie nur gebeten, einmal herüberzukommen, um sicher zu sein, daß es nichts ist.“

„Es ist nicht der Rede wert, Herr Graf. Sprachen Sie nicht soeben mit jemand?“

„Ah, Sie haben gehört?“

„Ich hörte scharfe Stimmen.“

„Dieser Peppino ist ein unerträglicher Mensch,“ er eiferte sich Graf Enea mit seiner leichten, echt südländischen Erregbarkeit. „Ich sage ihm ausdrücklich, er soll das Segel mitbringen, weil ich weiß, daß abends immer der Landwind kommt, mit dem sich vortrefflich segeln läßt. Und er antwortet, es sei kein Wind, nur, um sich nicht

entschuldigen zu müssen, daß er das Segel vergessen hat. Und dabei fährt mir der Wind durch die Haare und hätte mir beinahe den Mantel mitgenommen.“

„Er ist ein Schwäzker.“

„Ich kann zu ihm sagen, was ich will, er hat immer eine Bemerkung zu machen. Davon wird man schließlich nervös. Es ist ihm durchaus unmöglich, schweigend, wie es ihm zukommt, einem erhaltenen Befehl zu gehorchen. Er muß irgend eine Bemerkung machen, sozusagen eine Demonstration, als ob er mir bei jeder Gelegenheit begreiflich machen müsse, daß er so gut ein Mensch sei wie ich, und wenn er mir gehorche, ich das nur seiner besonderen Gutmütigkeit und Gefälligkeit zu danken habe. Zum Teufel auch, ich bezahle ihn nicht, damit er den Herrn vor mir spielt, sondern damit er thut, was ich ihm sage.“

„Sie sollten ihn fortschicken.“

„Das möchte ich nicht gern. Er ist schon lange Jahre im Hause, und ich wechsle nicht gern. Sein Fehler ist doch eigentlich sozusagen ein Nationalfehler, den alle Süditaliener mehr oder weniger haben. Unser Unglück ist, daß niemand den Mund halten kann. Ich würde also auch bei einem Wechsel vermutlich nicht viel gewinnen.“

„Er ist ein Lump!“ warf der Arzt kurz und leise hin.

„Wie?“

„Ein Camorrist durch und durch, ein Spitzbube, der mit dem Lumpengefindel der ganzen Gegend unter einer Decke steckt.“

„Was Sie sagen! Davon weiß ich nichts.“

Der Arzt lachte kurz und spöttisch auf. „Natürlich nicht. Er wird es Ihnen nicht ins Gesicht sagen, damit Sie ihn fortschicken. Aber Sie sollten sich vorsehen. Solche Leute sind zu allem fähig, und man thut gut, sie unter einem beliebigen Vorwand von sich zu entfernen. Ich

würde nicht wagen, ihm irgend etwas, sagen wir zum Beispiel Santina, auch nur auf eine halbe Stunde anzuvertrauen.“

„Was? Sie glauben, er könnte —“

„Ich glaube gar nichts, aber ich würde vorsichtig sein. Der Mensch hält sich vielleicht einmal durch irgend eine Aeußerung, an die man gar nicht mehr denkt, für beleidigt und läßt seine Rache an irgend etwas, und wenn es ein unschuldiges Kind ist, aus.“

„Und Sie wissen, Herr Doktor, daß er ein Camorrist ist?“

„Ich weiß es.“

„Warum haben Sie mir nicht schon früher davon gesagt?“

„Weil es nicht gut ist, sich ohne Not den Mund zu verbrennen. Ich muß Sie auch jetzt noch bitten, Herr Graf, mich nicht für meine Gutmütigkeit büßen zu lassen, indem Sie Peppino merken lassen, wer ihn entlarvt hat.“

„Seien Sie ganz ruhig darüber. Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar, mein lieber Freund, daß Sie mich auf eine schwere Gefahr aufmerksam gemacht haben, in der ich und mein ganzes Haus schweben. Ich werde die Sache so ordnen, daß Peppino keine Ahnung hat, wem er seine Entlassung zu danken hat. Es ist ganz unmöglich, solche Menschen im Hause zu haben. Er muß fort und so bald wie möglich. Nochmals meinen besten und herzlichsten Dank, mein lieber Herr Doktor.“

Bescheiden wehrte der Arzt den Dank ab, den ihm der Graf Enea in seiner Lebhaftigkeit durch einen warmen Händedruck abstattete, dann traten beide in die große Vorhalle der Villa Miramar ein.

Hier trafen sie mit Severa und deren Mutter zusammen, die sich eben zum Fortgehen rüsteten und bemüht waren, die kleine Santina zu beruhigen, welche nicht leiden wollte, daß sich Severa entferne.

„Du mußt nicht weinen, mein Engel,“ flüsterte ihr Severa kosend zu, „ich komme ja wieder. Sieh, da kommt Papa. Schnell, mach ein hübsches Gesicht. Er darf nicht sehen, daß du weinst.“

„Bleib doch bei mir,“ klagte das Kind.

Graf Enea trat rasch herzu. „Sie wollen schon fort, gnädige Frau?“ sagte er, zu Frau de Mendrißi gewendet, wobei er aber Severa nicht aus den Augen ließ. „Und das gerade in dem Augenblick, in dem ich zurückkehre? Das sieht ja fast aus wie eine Flucht vor mir.“

„Es sieht nur so aus,“ antwortete lächelnd die alte Dame. „In Wahrheit aber wollten wir gehen, weil Severa sich etwas unwohl fühlt.“

„Unwohl? Fräulein Severa?“ fragte Graf Enea ungläubig. „Aber der Arzt ist ja hier. Das wäre doch ein Grund mehr, hier zu bleiben.“

„O, so schlimm ist das nicht, Herr Graf,“ mischte sich nun auch Severa in das Gespräch, „aber Sie werden schon die Güte haben müssen, uns heute zu entschuldigen. Ich würde heute wirklich eine schlechte Gesellschafterin sein.“

„Und das sagen Sie, Fräulein Severa,“ entgegnete Graf Enea vorwurfsvoll, „da Sie doch wissen, daß Santina keine ruhige Stunde hat, wenn Sie nicht hier sind. Bleiben Sie doch wenigstens noch zum Essen hier.“

„Nein, nein. Auf morgen, Herr Graf. Gute Nacht. Soll ich Santina mitnehmen?“

„Zu sich?“ fragte Graf Enea verwundert.

Severa antwortete nicht darauf, sondern beugte sich zu Santina herab und flüsterte leise mit dieser: „Willst du mit mir gehen? Du bekommst schönen Kuchen bei mir und süßen Malaga. Und dann schläfst du mit mir in meinem Bett. Willst du, Santina?“

„Ja, nimm mich mit,“ antwortete das Kind lebhaft und strahlend vor Freude.



„Aber dann ist der arme Papa ganz allein in seinem schönen Haus und hat kein Töchterchen mehr,“ flüsterte Severa zärtlich.

Das Kind hing an ihrem Halse, sah nach seinem Vater hin und wußte offenbar nicht, was es machen sollte. Severa redete ihm zu, und in dem Ton ihrer Stimme, in der Art und Weise, wie sie mit Santina verkehrte, lag etwas, was dieser unbedingtes Vertrauen einflößte. Es giebt ja solche Frauen, die mit oder ohne Absicht das Kindergemüt beherrschen, durch ein Wort, einen Blick, eine Gebärde sein Herz gewinnen, seine Neigung erobern. Zu diesen Frauen gehörte Severa in hervorragendem Maße. Sie verstand Santina, begriff die Einsamkeit, die Kengstlichkeit und Schüchternheit des kleinen, mutterlosen Kinderherzens, das sich vor der Welt fürchtete wie vor etwas Fremdem, Rätselhaftem, Fürchterlichem. Mit einem Blick, mit einer Liebkosung bot sie dem Kinde, nach was dieses sich sehnte, was es vermißte, was ihm fehlte — die Sorgfalt und Liebe der Mutter.

„Sie werden mir wenigstens gestatten, Sie zu begleiten,“ äußerte Graf Enea endlich, als er sah, daß sich die Damen auf keine Weise halten lassen wollten.

„Nein, auf keinen Fall,“ erwiderte Severa. „Wollen Sie Santina denn ganz allein hier lassen? Bleiben Sie nur hier, Herr Doktor Gherardi hat vielleicht die Freundlichkeit, uns die wenigen Schritte zu begleiten.“

„Sie haben nur zu befehlen,“ sagte dieser rasch und freudig.

„Wie grausam Sie sind, Severa!“ flüsterte Graf Enea ihr zu.

Doktor Gherardi empfing aus der ganzen, nur kurzen Scene den Eindruck, als ob der Vorgang ein ungewöhnlicher, und der Rückzug Severas ein besonders auffälliger sei. Er hielt ihn für eine Folge seiner Warnung, die er

Severa hatte zukommen lassen, für den Anfang vom Ende in den Beziehungen zwischen Severa und Graf Enea, und machte eine bezügliche Bemerkung, als er Severa und ihre Mutter die kurze Strecke nach ihrer Wohnung zurückgeleitete, um sich Gewißheit darüber zu verschaffen.

Aber Severa wich ihm aus und that, als verstünde sie seine Anspielung nicht. Ueberhaupt wurde es ihm immer klarer, daß Severa nicht die Frau war, mit der man spielen könne. Severa war eine kluge, äußerst taktvolle Dame, was Gherardi schon früher hätte merken können, wenn er nicht von Hause aus gewohnt gewesen wäre, eine Frau ohne weiteres für etwas Untergeordnetes zu halten, das sich dem höher und besser beanlagten Mann zu fügen hatte.

Das war wenigstens in Bezug auf Severa ein verhängnisvoller Irrtum, der nur in der ganzen neapolitanischen Anschauungsweise und Erziehung Gherardis seine Erklärung fand.

Kurz und freundlich verabschiedeten sich die Damen, kaum an der Thür ihres Hauses angelangt, von dem Arzte. Dieser ließ noch einige seiner bekannten Seufzer und Zärtlichkeiten los, stieß aber damit bei Severa auf absolute Verständnislosigkeit, so daß ihm nichts weiter übrig blieb, als sich zurückzuziehen. So viel war klar, daß, wenn dieser Rückzug Severas auch der Anfang vom Ende der Herrlichkeit des Grafen Enea war, doch der Doktor Gherardi nichts dabei für sich profitiert hatte.

Wieder zurückgekehrt nach der Villa Miramar, fand der Arzt den Grafen in ungewöhnlicher Aufregung. Während des ganzen darauf folgenden Essens erging er sich in begeisterten Lobeserhebungen Severas.

„Sie ist etwas köftt,“ warf Doktor Gherardi gelegentlich ein, mußte aber bald merken, daß in diesem Falle mit solchen Verleumdungen nichts zu machen war. Hier

wußte der Graf offenbar besser Bescheid und übernahm die Verteidigung Severas mit einem Ernst und einer Leidenschaftlichkeit, die den Arzt hinderten, in dieser Weise fortzufahren.

Graf Enea war eine offene, freie Natur, die, leicht erregt, sich ihren jeweiligen Empfindungen mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit hingab, so daß es nicht schwer fiel, ihm am Gesicht abzulesen, was ihn innerlich bewegte. Deshalb wußte auch Doktor Gherardi, als man vom Essen aufstand, sehr genau, daß Graf Enea bis über die Ohren in Severa verliebt sei, und daß eine Erklärung zwischen den beiden bei erster Gelegenheit erfolgen würde, wenn es dem Arzt nicht gelang, sie auf irgend eine Weise zu vereiteln.

Das Schiff, mit dem Doktor Gherardi wieder nach Neapel zurückfahren wollte, ging am anderen Morgen um sechs Uhr von Sorrent ab, und obgleich er jetzt schon fest entschlossen war, nicht abzureisen, bevor er noch einen letzten Versuch bei Severa gemacht hatte, so konnte es ihm doch nicht schwer fallen, irgend einen Vorwand zu finden, unauffällig mit Peppino zu sprechen, der ihn wieder nach dem Schiff hinrudern sollte. Er steckte sich also nach dem Essen eine Zigarre an und schlenderte in den Park hinunter, um den Marinajo aufzusuchen. Peppino interessierte ihn in mannigfacher Hinsicht. Das war ein eitler, aufgeblasener Bursche, der sich für weit wichtiger hielt, als er war. Solche Leute sind zu mancherlei gut, wenn man sie zu benutzen versteht.

Außerdem hatte Peppino gesagt: Ich weiß, was ich weiß. Was wußte er denn? fragte sich Gherardi. Es war ja möglich, daß das auch nur eine Redensart, eine Wichtigthuerei war, aber es war doch auch möglich, daß er wirklich etwas wußte, was Gherardi brauchen konnte. Es war jedenfalls Grund genug, ihn aufmerksam zu behandeln.

Im Park war es trotz des hellen Sternenhimmels stock-

finster, weil die dichtbelaubten hohen Bäume den schwachen Schein absperrten, und der Arzt tappte sich vorsichtig den gewundenen Parkweg nach der Felsentreppe hin. Ein Diener hatte ihm gesagt, daß er den Marinajo unten am Strande treffen würde, wo er während des Sommers gewöhnlich schlief. Es war vorgekommen, daß sich Fischer, Schmuggler oder Strolche nachts vom Meer her dem Park genähert hatten, um Früchte zu stehlen, deshalb mußte jemand als Wache unten am Strande sein, und das fiel naturgemäß dem Marinajo des Hauses zu.

Als der Arzt langsam und vorsichtig die Felsentreppe hinunterging, sah er denn auch unten am Strande ein Licht, das sich hin und her bewegte. Das mußte Peppino sein, der sich vielleicht irgend welcher Hantierung wegen eine Laterne angezündet hatte.

„Peppino!“ rief Gherardi halblaut.

Das Licht blieb stehen, und gleich darauf hörte man den bei neapolitanischen Schiffen üblichen, langgezogenen Ruf: „Aoooooh!“

Es war Peppinos Stimme, und der Arzt stieg nun vollends hinab. Als er näher kam, sah er, daß Peppino damit beschäftigt war, auf gewisse Felsvorsprünge, die von den Wellen nicht erreicht wurden, kleine Stückchen Thunfisch, die er aus einem Topfe nahm, zu legen.

„Was thust du da?“ fragte Gherardi.

„Da ist für die verwünschten Ratten, die mich nicht schlafen lassen.“

„Du lockst sie ja aber damit erst recht an.“

„Ja. Aber die Lockspeise ist mit Arsenik gepfeffert.“

„Ah so. Fressen sie denn das?“

„Nein. Aber sie riechen es und reißen aus.“

„Wo hast du denn das Gift her?“

„Ich habe immer welches. Manchmal wird es mir gestohlen, aber ich bekomme immer wieder welches.“

„Wer könnte denn so etwas stehlen? Und wozu?“

Peppino antwortete nichts und zuckte nur mit den Schultern.

Endlich war er mit seiner Arbeit fertig und kam näher heran.

„Willst du rauchen, Peppino?“ fragte Gherardi, indem er dem Schiffer eine Toscana anbot.

Dieser nahm mit einem leichten Kopfnicken die Zigarre und zündete sie sich an.

„Es wird sich hier manches ändern,“ fuhr Gherardi plaudernd fort, in der Hoffnung, den Marinajo zum Reden zu bringen, „und zwar in ganz kurzer Zeit.“

Peppino blies mit sichtlichem Genuß dicke Rauchwolken vor sich hin und sah den Arzt fragend an.

„Ich meine, Fräulein Severa geht tüchtig ins Zeug. Ehe man sich's versieht, wird sie Gräfin di Monteverde sein.“

„Und ehe man sich's versieht, wird sie es nicht mehr sein,“ entgegnete Peppino mit einer gewissen spöttischen Schärfe.

Der Arzt sah ihn prüfend an. Er schien noch nicht zu verstehen, was Peppino sagen wollte, aber er sah, wie in den Augen des Burschen Zorn, Aerger und vor allem Neid blitzte, wie man es häufig bei Leuten findet, die es nicht verwinden können, daß es einem anderen gut geht.

„Wenn sie nur halb so klug wäre wie meine Ratten,“ fuhr Peppino fort, „so müßte sie doch den Braten riechen und laufen, so weit sie ihre Füße tragen. Da sieht man, wie klug ein Tier und wie dumm ein Mensch ist.“

„Was willst du damit sagen, Peppino? Ich verstehe dich nicht.“

„Ist auch nicht nötig, Signore. Um so besser würde mich die verstorbene Gräfin verstehen, wenn sie mich hören könnte.“

„Warum diese?“

„Weil sie aus Erfahrung weiß, was ich meine.“

„Und was meinst du denn?“

Peppino antwortete wieder nicht, sondern zog nur die Schultern hoch und steckte die Hände in die Taschen.

Doktor Gherardi kannte diese Art und Weise, etwas zu verstehen zu geben, ohne es zu sagen. Neapel ist das Paradies der Verleumdung und der verleumderischen Lüge. Von Hause aus gewohnt, von seinem Mitmenschen alles Schlechte zu glauben und alles Gute in Zweifel zu ziehen, braucht es beim Neapolitaner nur halber Worte, flüchtiger Andeutungen, um von seinem Nebenmenschen die unerhörtesten Schurkereien begreiflich zu finden. So merkte auch Gherardi rasch, was Peppino, ohne es sagen zu wollen, meinte. Aber das genügte ihm nicht. Er wollte in Erfahrung bringen, ob Peppino einen Grund hatte, einen so fürchterlichen Verdacht zu hegen, oder ob lediglich Neid und Bosheit aus ihm sprachen.

„Peppino,“ sagte der Arzt leicht drohend, „man soll nichts sagen, was man nicht weiß und nicht beweisen kann.“

„Natürlich!“ versetzte dieser mit hämischer Ironie. „Wenn einmal ein armer Teufel fünf Solbi stiehlt, dann hegt man die Polizotti auf ihn, bis man ihn beim Kragen hat und ins Gefängnis wirft. Wenn aber ein großer Herr ein Vermögen in die Tasche steckt, weiß keiner von all den Lumpenhunden etwas, und alle finden das Ding in der Ordnung. Und wenn je einmal einer, der es besser weiß, den Mund aufmacht, so schlägt man ihm drauf und sperrt ihn ins Loch. Sie waren ja auch dabei, wie die Gräfin starb.“

„Ich war damals noch Assistent des Cavaliere Lombardi. Dieser hat die Gräfin behandelt und auch ihre Todesursache festgestellt, während ich nur aushilfsweise zugezogen wurde.“

„Der alte Schafskopf von Cavaliere mußte nicht einmal, was ihm selber fehlte, um wie viel weniger, was anderen fehlte. Kindbettfieber soll's gewesen sein. Nun ist er selber gestorben, und manche Leute können sich freuen, daß er tot ist. Es ist nur schade, daß der alte Lombardi nicht seinen eigenen Totenschein hat ausfüllen können. Er hätte vielleicht auch als Todesursache Kindbettfieber angegeben. Der Narr war sein Lebtag ein altes Weib.“

Gherardi glaubte endlich gefunden zu haben, was dem Burschen die Zunge löste und ihn gesprächig machte. Er brauchte nur seine Angaben in Zweifel zu ziehen, um ihn in seiner eiteln Wichtigthuerei zu immer weiteren Anklagen zu veranlassen.

„Peppino,“ sagte er warnend, „ich meine es gut mit dir und rate dir, nichts zu sagen, was du nicht weißt.“

„Bah!“

„Er ist dein Herr, und du bist sein Diener.“

„Aber ich bin nicht sein Esel.“

„Es kann dir teuer zu stehen kommen, wenn deine Redereien unter die Leute kommen.“

„Ich kann sagen, was ich weiß, und mehr sage ich nicht,“ fuhr Peppino trotzig auf. „Sehen Sie, Herr Doktor, wie oft habe ich dort in meiner Bude gelegen bei jedem Wetter, wie manche Nacht hat mir der Sturm die Schaumwellen bis vor die Füße gespritzt, wie oft habe ich gehorcht, ob ein Bootskiel auf dem Ufersande knirscht, und die Spitzbuben unseren Gärten einen Besuch abstatten wollen; da gewöhnt man sich zuletzt einen Schlaf an, wie man eben auf der Wache schläft, oder wie man sagt: mit einem Auge, und das will heißen, man sieht und hört, auch wenn man schläft.“

„Nun also? Was weiter?“

„Nun sehen Sie, hier lag die Tüte mit dem Arsenik,

hier das bißchen Schilf und Stroh, das Kopfkissen und ein alter Rock — das ist mein Bett. Hier schlafe ich. Nun sehe ich in der Nacht, während ich schlafe, mit dem einen Auge, das nicht schließt, wie sich ein gewisser Jemand über mich wegbeugt, die Tüte nimmt und wieder verschwindet.“

„Peppino! Peppino! Nimm dich in acht.“

„Ich höre nicht, daß ein Boot auf dem Uferstrand aufstößt und wieder abstößt, aber ich höre, wie ein gewisser Jemand die Treppe hinaufgeht, und am anderen Morgen sehe ich, daß meine Tüte fort ist.“

„Die Wellen werden sie fortgespült haben.“

„Jawohl, oder die Ratten haben sie aufgefressen. Das ist ja so klar wie ein Licht. Aber drei Tage später war Gräfin Malvesina tot.“

„Am Kindbettfieber.“

Peppino lachte. „Natürlich, am Kindbettfieber.“

„Wir sind allein, Peppino, da hat das weiter nichts auf sich. Aber ich möchte dir nicht raten, solche Dinge anderen zu erzählen oder öffentlich —“

„Ich weiß, was ich weiß, und damit gut, Herr Doktor.“

„Ja doch. Lassen wir's gut sein. Was ich sagen wollte, Peppino — also morgen früh um sechs Uhr fährst du mich nach dem Dampfer.“

„Wenn er geht.“

„Warum sollte er nicht gehen?“

„Wir bekommen einen schweren Scirocco, und dann geht er wahrscheinlich nicht.“

„Nun, wir werden ja sehen. Einstweilen gute Nacht, Peppino. Ich muß gehen.“

„Felicissima notte, Signor Dottore!“ versetzte Peppino und legte sich dann, wie er's gewöhnt war, am Strande nieder.



## 3.

Am nächsten Tag herrschte in der That der Scirocco-  
sturm, den Peppino vorausgesagt hatte. Schwere graue  
Regenwolken zogen, von Süden kommend, feucht und  
niedrig über das Meer und brachten eine dicke, warme  
Luft, diese Plage des schönen Südens, die auch gesunde  
Menschen mißmutig, nervös und unlustig zu jeder Be-  
schäftigung macht. Hohe hellgrüne Wellen mit weißen  
Kämmen bildeten sich auf dem Golf, und die Brandung  
donnerte in einer Weise gegen die Ufer, daß an Baden  
nicht zu denken war.

Doktor Gherardi stand auf der kleinen Terrasse vor  
einem Zimmer in der Villa Miramar und schaute über  
das aufgeregte Meer.

„Um so besser,“ murmelte er. „So brauche ich nicht  
erst eine Entschuldigung für mein Hierbleiben zu ersinnen.“

Er hätte natürlich auch auf dem Landwege über Castella-  
mare nach Neapel zurückkehren können, wenn es ihm da-  
mit geeilt hätte. Aber das schien nicht der Fall. Er  
schickte einen Diener mit einem Telegramm auf das Tele-  
graphenamnt, das die Verzögerung seiner Rückkehr anzeigen  
sollte, und begab sich selbst nach dem Villino Giandomenico,  
um den Damen de Mendrisi seine Aufwartung zu machen.  
Das war ihm wichtiger als seine Patienten im Hospital  
zu Neapel. Es stand hier zu viel für ihn auf dem Spiele.

Frau de Mendrisi hatte nach seinem oberflächlichen  
Ueberschlag mindestens eine Rente von zwanzigtausend Lire.  
Das wäre für ihn eine lebenslängliche Versorgung ge-  
wesen, wie er sie als Arzt niemals erringen konnte. Also  
Doktor Gherardi hatte, auch abgesehen von seiner heißen  
Liebe, wohl Ursache, noch einige Tage in Sorrent zu  
bleiben.

„Wollen Sie die Güte haben, mich bei Frau Josefina

de Mendriſi oder bei Fräulein Severa de Mendriſi anzumelden?“ ſagte er liebenswürdig und jovial zu dem hübschen Dienſtmädchen, das ihn nach ſeinem Begehr fragte.

„Sogleich, Herr Doktor,“ antwortete dieſe, erfreut über die nette Anrede, und lief davon.

Einige Augenblicke ſpäter empfing ihn Severa allein in ihrem Salon.

„Sie müſſen ſchon einſtweilen mit mir allein fürlieb nehmen, Herr Doktor,“ ſagte ſie lächelnd, „Mama iſt noch mit ihrer Toilette beſchäftigt, wird aber gleich kommen.“

Er näherte ſich ihr raſch und küßte ihr die Hand. „Um ſo mehr muß ich mich beeilen, von der günſtigen, vielleicht nie wiederkehrenden Gelegenheit Gebrauch zu machen,“ flüſterte er zärtlich.

„Inwiefern?“ fragte ſie ruhig. Es war immer das ſelbe vornehm-höfliche, freundliche Weſen, mit dem ihm Severa entgegentrat, und doch hatte er das Gefühl, als ob ihr dieſes Alleinſein mit ihm erwünſcht, vielleicht gar künstlich von ihr herbeigeführt worden ſei, um Klarheit zwiſchen ihnen zu ſchaffen. Bei aller Freundlichkeit und Höflichkeit hatte ihre Stimme doch einen beſtimmten, feſten Klang.

„Sie können noch daran zweifeln, Severa?“ fragte er mit einem tiefen Seufzer.

„Sagen Sie mir nur, um was es ſich handelt, Herr Doktor, dann werde ich auch wiſſen, ob ich daran zweifle oder nicht.“

„Es handelt ſich darum, Severa, endlich einmal auf eine offene, ehrliche Frage eine offene, ehrliche Antwort zu erhalten.“

„Gut. Fragen Sie!“

„Severa,“ begann er mit leiſer, vor Erregung leicht zitternder Stimme, „Sie wiſſen, wie ich Sie liebe, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Sie von der Auf-

richtigkeit meiner Gefühle, von der Hingabe und Unwiderstehlichkeit meiner Liebe überzeugt sind. Wenn je ein Mann Kraft und guten Willen in sich gefühlt hat, die Frau seiner Wahl zu beglücken, so bin ich es. Wollen Sie mir vertrauen? Das Wort, um das ich Sie bitte, ist ein armseliges, kleines Wort, dessen Hauch man kaum spürt, und doch birgt es für mich mein Glück, mein Leben, meine Welt. Das Wort, um das ich Sie bitte, ist eines jener ewigen Zauberworte, das Welt und Menschen zu verwandeln im Stande ist, das Glück oder Unglück, Wohlfahrt und Gedeihen oder Elend und Untergang schafft. Bedenken Sie das wohl, Severa, haben Sie Mitleid mit meiner Liebe und sagen Sie mir, ob Sie die Meine werden wollen. Ich will Sie auch nicht drängen, und wenn Sie glauben, daß es jetzt nicht sein kann, so will ich mich bescheiden und gedulden, wie Sie es wünschen; nur sagen Sie mir das eine Wort, daß Sie jetzt oder später die Meine werden wollen.“

Er faßte wieder ihre Hand und hielt sie fest in den seinen. Dabei kam er ihr so nahe, daß sie seinen Hauch spürte und glaubte, daß er sie küssen würde.

Sie trat etwas von ihm zurück und suchte ihre Hand frei zu machen. „Sie haben auf eine offene und ehrliche Frage eine offene und ehrliche Antwort gewünscht,“ sagte sie ruhig und bestimmt. „Nun denn: das Wort, auf das Sie so ungemein viel Wert legen, lautet: *n i e m a l s!*“

Als ob er einen Schlag empfangen hätte, ließ er rasch ihre Hand los und trat zurück. Sein Gesicht verzog und verfärbte sich häßlich, und seine Hände ballten sich unwillkürlich krampfhaft zusammen.

„Das — — das ist Ihr letztes Wort?“ keuchte er plötzlich außer sich vor Wut und Enttäuschung.

„Es thut mir leid, daß Sie davon überrascht sind, Herr Doktor, aber meine Schuld ist es nicht. Hätten

Sie auf meine früheren ziemlich deutlichen Aeußerungen geachtet, so wäre es nicht zu dieser peinlichen Scene gekommen. Sie haben nun auf eine offene und ehrliche Frage eine offene und ehrliche Antwort verlangt, und ich habe sie Ihnen gegeben, wahrhaftig nicht, weil ich es wünschte oder weil es mir Spaß machte, sondern weil Sie mich dazu gezwungen haben. Sie sollten und mußten wissen, woran Sie sind, Herr Doktor, und ich hoffe, daß das jetzt der Fall ist.“

Er sah sie einen Augenblick lang stumm an. Sie war nicht im geringsten aufgeregt, und ihre klaren, deutlichen Worte machten eher den Eindruck, als ob sie befriedigt wäre, ihr Verhältnis zu dem Arzt endlich einmal in wünschenswerter und nicht mehr mißzuverstehender Deutlichkeit geklärt zu sehen. Aber je ruhiger sie war, um so aufgeregter erschien Gherardi. Ihre Ruhe machte ihm den Eindruck des Ueberlegten, des vorher Vorbereiteten. Wo er gehofft hatte, sie durch die Macht der Worte, durch den Sturm der Gefühle, die er in ihr zu erregen glaubte, zu überrumpeln, trat sie ihm mit einem kalten, wohlüberlegten Entschluß entgegen. Das empörte ihn. Er hatte sich im Lauf der Zeit zu sehr in die goldenen Träume eingelebt, zu denen ihm die zwanzigtausend Lire Rente der Frau de Mendrisi Veranlassung gegeben, als daß er sich nun hätte bei dem Gedanken beruhigen können, daß es damit nichts mehr sei. Er konnte es nicht glauben, daß ein einziges kleines Wort das lustige und lustige Gebäude seiner Hoffnungen in Trümmer stürzte.

Wenn in anderen Ländern der Beruf des Arztes ein schöner und stolzer ist, weil die Aerzte ihm eine gewisse ideale Anschauung entgegenbringen und ihn erwählt haben aus Hilfsbereitschaft und Mitgefühl mit ihren leidenden Nebenmenschen oder aus Interesse an der Wissenschaft selbst, so war er für Gherardi, den Neapolitaner, der

keine Ideale kennt, nur der Broterwerb, den er trieb, weil er mußte. An dem Tag, wo dieser Zwang, diese eiserne Notwendigkeit des Erwerbs für ihn fortfiel, würde Gherardi auch den Beruf über Bord geworfen haben, um das Leben zu führen, das allein dem Neapolitaner imponiert — das Leben des vornehmen Nichtsthuers, das Leben eines Signore. Deshalb traf ihn das „Niemals“ Severas in seinem innersten Wesen und erschütterte ihn bis in die Tiefen der Seele.

„Und Sie haben nicht bedacht, welche Folgen ein solches Wort nach sich ziehen könnte?“ zischte er drohend heraus.

Sie sah ihn verwundert an. „Ich verstehe Sie nicht. Welche Folgen soll es denn haben als die der Klärung und des gegenseitigen Verständnisses?“

„Und ich soll ruhig zusehen, daß Sie —“ begann er, dann aber hielt er inne und fuhr erst nach einer kurzen Pause etwas überlegter, wenn auch noch immer in wilder Leidenschaftlichkeit fort: „O, jetzt weiß ich wohl, wem ich dieses „Niemals“ zu danken habe. Jetzt wird mir alles klar. Sie haben diese sogenannte Klärung und dieses gegenseitige Verständnis herbeigeführt, um gegenüber dem Grafen Enea freie Bahn zu schaffen.“

Severa errötete flüchtig, aber sie ließ sich nicht aus ihrer vornehmen Ruhe bringen. „Und wenn das wäre?“ erwiderte sie gelassen. „Was kann Sie das interessieren?“

„Sehr viel. Ich liebe Sie, Severa, und wenn Ihnen diese Liebe keine Pflicht auferlegt, so giebt sie mir doch das Recht, über Ihr Wohl zu wachen, Sie zu warnen, wenn Sie im Begriff sind, zu fehlen, Sie aufmerksam zu machen auf die Gefahren, die Sie laufen.“

„Ich verzichte gern auf Ihre Warnungen. Auch weiß ich gar nicht, wie Sie dazu kommen. Ich habe ja gar nichts vor, was eine solche Einmischung verständlich macht. Vor wem und vor was wollen Sie mich denn warnen?“

„Nehmen Sie sich in acht, Severa, daß Ihre Eitelkeit Ihnen nicht einen bösen, nicht wieder gut zu machen den Streich spielt!“

„Meine Eitelkeit? Sie sind nicht sehr liebenswürdig, Herr Doktor.“

„Sie wollen doch nicht etwa leugnen, Severa, daß Ihre Eitelkeit mich, den armen Arzt, aufopfert, der besseren Partie, dem Grafen Enea di Monteverde zuliebe? Ich habe Ihnen ja schon gestern gesagt, daß man in Ihnen bereits die neue Mutter Santinas sieht.“

„Es wäre sehr freundlich von Ihnen, Herr Doktor,“ erwiderte Severa, „wenn Sie mich mit solchem Geschwätz verschonten.“

„Können Sie mich Lügen strafen?“ fuhr er sie heftig an.

Sie antwortete nichts, sondern zuckte nur leise und verächtlich mit den Schultern.

„Das Geschwätz, wie Sie es zu benennen belieben, ist die Stimme des Volkes,“ fuhr er leiser und eindringlicher fort, „und Sie werden es einst, wenn es zu spät ist, vielleicht bitter bereuen, nicht darauf gehört zu haben. Dann soll aber wenigstens mir nicht der Vorwurf gemacht werden können, daß ich Sie auf einem gefährlichen Weg gesehen und nicht alles aufgeboten habe, um Sie zurückzuhalten.“

„Ich entbinde Sie davon.“

„Nein, hören Sie mir zu, hören Sie weiter, was die Volksstimme raunt. Es geht das dunkle Gerücht, Severa, daß Graf Enea seine erste Frau vergiftet habe —“

„Ah, Schändlicher!“ unterbrach sie ihn entrüstet.

„— um sich ihres Vermögens zu bemächtigen, und daß er Sie heiraten will aus dem gleichen Grunde.“

„Welche giftigen, gemeinen Lügen!“ fuhr sie zornig auf. „Und Sie schämen sich nicht, solches niederträchtige Gewäsch weiterzutragen?“

„Ich sage, was ich sagen hörte.“

„Eben das ist das Gehässige, daß Sie zu wiederholen wagen, wovon Sie überzeugt sein müssen, daß es unwahr ist. Sie kennen Graf Enea, Sie wissen, wie hoch erhaben sein Charakter über solchen Schändlichkeiten steht, und können diese unerhörten, heimlich schleichenden Verleumdungen anhören, ohne den Schwärzer sofort dem Strafrichter zu übergeben? Denn das ist nicht, wie Sie es nennen, die Stimme des Volkes, sondern das ist die Stimme von Neid und Bosheit, von niedriger Gesinnung und Dummheit.“

Sie stand hoch aufgerichtet, schön in ihrem Zorn wie nie, vor ihm, als wollte sie ihn mit ihren Blicken niederschmettern.

„Wir wollen es hoffen,“ erwiderte der Arzt kühl, „einstweilen halte ich es für meine Pflicht, Sie auf das aufmerksam zu machen, was ich hörte.“

„Ich danke Ihnen diese Pflicht nicht. Wenn Sie ein Freund des Grafen Enea wären, wie Sie vorgeben, so müßten Sie den Glenden, der Ihnen solche schamlosen Ungeheuerlichkeiten erzählt, der Polizei übergeben, damit er entweder beweise oder seine Strafe erhalte.“

„Ich werde mich wohl hüten, so etwas zu thun, und warne auch Sie, Severa, in dieser Sache irgend wen oder irgend was zu provozieren.“

„Nennen Sie mir den, der so etwas gesagt hat!“

„Es könnte sich fügen,“ fuhr der Arzt fort, ohne auf ihre Aufforderung achtzugeben, „daß sich Leute finden, die nicht wie Sie mit den Augen der Liebe und Eitelkeit sehen, und daß Sie namenloses Unheil über den Grafen Enea heraufbeschwören.“

„Wie? Sie könnten annehmen —“

„Ich nehme nichts an, glaube nichts und weiß auch nichts, sondern ich rate Ihnen nur, klug und vorsichtig zu

sein, Severa. Ueberlegen Sie alles wohl, binden Sie sich nicht voreilig. Und wenn sich meine Befürchtungen bewahrheiten, wenn Sie einsehen, wie recht ich hatte, dann wird der treue Freund und Warner wohl abermals bei Ihnen anfragen dürfen, ob Sie die Seine werden wollen.“

Sie hatte offenbar eine heftige Erwiderung auf der Zunge, aber sie beherrschte sich. Mit einer Bewegung der Verachtung wendete sie ihm halb den Rücken zu und sagte: „Auf Ihren Antrag habe ich heute wie immerdar nur das eine Wort: niemals!“

„Severa!“ schrie er auf, leichenbläß werdend. „Dieses Wort sollen Sie bereuen!“

„Ich verachte Ihre Liebe wie Ihre Drohungen,“ versetzte sie kalt. „Gehen Sie, ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen!“

„Severa!“

„Gehen Sie! Oder soll ich nach der Dienerschaft klingeln?“

Er schaute sie stumm, mit einem Blicke wildesten Hasses an. Dann ging er. Sein schöner Traum war aus, das erkannte er jetzt klar. Nun wohl, so blieb ihm noch die Rache. Und die sollte die Hochmütige, die seine Liebe in so schroffer Weise zurückgewiesen hatte, treffen. Das schwor er sich zu.

Am Nachmittag desselben Tages war die See etwas ruhiger. Der Sturm hatte bedeutend nachgelassen, und es war anzunehmen, daß das Schiff, welches nachmittags von Capri nach Neapel fährt, in Sorrent anlegen würde. Doktor Gherardi wünschte mit diesem Schiff zurückzukehren, und so wurde Peppino beordert, die Barke zur rechten Zeit bereit zu halten, um den Arzt an den Dampfer zu bringen. Graf Gnea begleitete seinen Gast selbst bis an den Strand.



„Sie glauben also, Herr Doktor,“ äußerte er kurz vor dem Abschied, „daß eine Gefahr für das Kind nicht besteht?“

„Ich bin davon überzeugt, Herr Graf. Es ist nichts als eine kleine Erschlaffung, eine Folge der außergewöhnlichen Hitze der letzten Tage. Mit dem Eintritt der kühleren Zeit wird das Kind schon wieder munterer werden.“

„Gut. Das würde mich nur in dem Beschluß bestärken, den ich gefaßt habe.“

„Und der wäre?“

„Mit Ende des Monats auf einige Zeit nach Tirol zu gehen. Dort wird sich Santina in der frischen Bergluft rasch wieder kräftigen.“

„Ohne Zweifel, Herr Graf. Uebrigens komme ich in den nächsten Tagen noch einmal herüber, um nachzusehen.“

„Sie werden mir damit eine große Freude machen, bester Doktor.“

Damit schüttelten sich die beiden Herren die Hände und schieden aufs freundschaftlichste. Graf Enea ging wieder die Felsentreppe hinauf nach der Villa Miramar, und Doktor Gherardi stieg zu Peppino in die Barke, um nach dem Dampfer zu fahren, der eben in diesem Augenblick in Sicht kam.

Nach einigen Ruderschlägen sagte Peppino: „Das wird wohl das letzte Mal sein, Herr Doktor, daß ich Sie fahre.“

„Wieso denn, Peppino?“ erwiderte Gherardi. „Ich werde vermutlich schon in den nächsten Tagen wieder kommen, und da wirst du mich doch wohl abholen.“

„Ich glaube nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Weil ich dann wahrscheinlich schon nicht mehr Marinajo der Villa Miramar bin.“

Gherardi that sehr überrascht. „Was du nicht sagst! Hat dir der Graf gekündigt?“

„Nein, das gerade nicht, aber er hat zum Gärtner gesagt, daß er Ende des Monats auf Reisen geht, und daß die Villa Miramar geschlossen wird.“

„Ja, das hat er mir eben auch gesagt. Er will mit Santina nach Tirol. Aber was hat das mit dir zu schaffen? Du bist doch immer hier geblieben, auch wenn Graf Cnea auf Reisen war.“

„Diesmal aber sollen alle Leute der Villa Miramar entlassen werden, ausgenommen der Gärtner und seine Frau, die Donna Caruli. Merken Sie was?“

„Nein, ich verstehe nicht —“

„Um so besser verstehe ich. Es bleibt nämlich, wenn der Graf fort ist, nur noch die alte Annuccia und ich in der Villa Miramar. Die alte Annuccia geht so wie so nach Portici zu ihren Kindern, und die „allgemeine Entlassung“ betrifft demnach nur mich. Ich denke, das ist doch klar, was das heißen soll.“

„Du meinst, man will dich los sein?“

„Von Meinen ist da keine Rede. Das liegt klar am Tag.“

Der Arzt sah nachdenklich ins Wasser, und die beiden fuhren eine Weile schweigend über die schaukelnden Wellen dahin.

Endlich begann Gherardi wieder: „Hat dich der Graf in jener Nacht, in welcher die Ratten den Arsenik fortgeschleppt haben, bemerkt?“

„Per bacco! Wenn er über mich hinweglangt, um nach der Tüte zu greifen, wird er mich doch wohl gesehen haben!“

„Selbstverständlich. Ich wollte sagen, ob er bemerkt hat, daß du ihn siehst?“

„Wenn er wüßte, daß ich ihn gesehen, wäre ich natürlich schon lange nicht mehr in der Villa Miramar.“

„Aber es wäre möglich, daß er durch irgend einen

reien bei dem Arzt interessant gemacht habe, daß diese Mitteilungen für Gherardi Wert hätten, und er selbst dadurch eine wichtige Person geworden sei.

Es fiel natürlich von all dem kein Wort, und doch durchschauten und verstanden sich die beiden ausgezeichnet.

„Also nächste Woche!“ rief Doktor Gherardi dem Schiffer noch zu, als er schon auf der Schiffstreppe stand und ihm Peppino seine Reisetasche hinaufreichte.

„In den ersten Tagen,“ antwortete Peppino eifrig. „Sie können auf mich zählen, Herr Doktor.“

„Und — —!“ sagte Gherardi, indem er den Zeigefinger auf den Mund hielt.

„Kein Wort!“

Dann rauschte der Dampfer davon.

#### 4.

Das Haus, in dem Severa mit ihrer Mutter wohnte, war allgemein unter dem Namen das rote Billino oder Billino Giandomenico bekannt. Es gehörte einem neapolitanischen Großkaufmann Namens Affo d'Affiri. Herr d'Affiri war, wie schon der Name sagt, der Abstammung nach kein Italiener, sondern ein kleinasiatischer Grieche, dessen Großeltern in Neapel eingewandert und als rührige Kaufleute zu Ansehen und Vermögen gekommen waren. Herr Affo d'Affiri war jetzt der größte Lederhändler Italiens und besaß eine besondere Niederlassung in Buenos Aires, von wo aus die in ganz Südamerika eingekauften Häute nach Neapel verfrachtet wurden.

Herr d'Affiri hatte das Haus für eine Schuld des bankerott gewordenen früheren Besitzers übernehmen müssen und wäre es gern wieder los geworden. Er bot es also dem Grafen Gnea zum Kauf an. Obgleich nun Graf Gnea keine Lust hatte, auf den Handel einzugehen, weil ihm für die paar Monate, die er in Sorrent jedes Jahr

„Komm nach Neapel!“

„Nach Neapel?“

„Ja. Dir kann es doch gleichgültig sein, ob du in Sorrent oder in Neapel bist.“

„Was soll ich denn aber in Neapel? Ich kann doch dort auch nicht von der Luft leben.“

„Sollst du auch nicht. Komm nur zu mir. Eine Aufwärterstelle im Hospital oder etwas dergleichen kann ich dir immer besorgen. Weißt du, wo ich wohne?“

„Nein, Herr Doktor.“

„Ich wohne Via Partenope Nummer vier im dritten Stock. Kannst du dir das merken?“

„Warum denn nicht?“

„Es ist die große Straße, die vom Castello dell' Ovo am Meer hin nach der Villa hinunter führt, wo die großen Hotels stehen.“

„Ich weiß, ich weiß.“

„Also wenn es dir hier nicht mehr gefällt, so komm nur zu mir. Ich thue es aus Gefälligkeit, nicht etwa aus irgend einer Nebenabsicht. Gleichwohl wirst du klug genug sein, nicht davon zu reden. Es könnte so aussehen, als ob ich irgend welches Interesse daran hätte, dich in der Nähe zu haben. Was später wird, wird sich ja finden. Hast du verstanden, Peppino?“

Der Schiffer verstand nur zu wohl, auch wenn Gherardi nicht in der eigentümlichen tuschelnden Weise gesprochen hätte, die den Worten eine ganz andere Bedeutung gab, als sie sonst gehabt hätten. Peppino war eingebildet genug, um zu glauben, daß er diese freundliche Fürsorge und Teilnahme des Arztes weniger dessen Gefälligkeit als vielmehr dem zu danken habe, was er ihm über den Grafen Gnea gesagt hatte. Mit der gemeinen Schlaueheit jener Leute, die auf die niedrigen Instinkte im Menschen spekulieren, nahm er an, daß er sich durch seine Schwärze-

reien bei dem Arzt interessant gemacht habe, daß diese Mitteilungen für Gherardi Wert hätten, und er selbst dadurch eine wichtige Person geworden sei.

Es fiel natürlich von all dem kein Wort, und doch durchschauten und verstanden sich die beiden ausgezeichnet.

„Also nächste Woche!“ rief Doktor Gherardi dem Schiffer noch zu, als er schon auf der Schiffstreppe stand und ihm Peppino seine Reisetasche hinaufreichte.

„In den ersten Tagen,“ antwortete Peppino eifrig. „Sie können auf mich zählen, Herr Doktor.“

„Und — —!“ sagte Gherardi, indem er den Zeigefinger auf den Mund hielt.

„Kein Wort!“

Dann rauschte der Dampfer davon.

#### 4.

Das Haus, in dem Severa mit ihrer Mutter wohnte, war allgemein unter dem Namen das rote Billino oder Billino Giandomenico bekannt. Es gehörte einem neapolitanischen Großkaufmann Namens Affo d'Affiri. Herr d'Affiri war, wie schon der Name sagt, der Abstammung nach kein Italiener, sondern ein kleinasiatischer Grieche, dessen Großeltern in Neapel eingewandert und als rührige Kaufleute zu Ansehen und Vermögen gekommen waren. Herr Affo d'Affiri war jetzt der größte Lederhändler Italiens und besaß eine besondere Niederlassung in Buenos Aires, von wo aus die in ganz Südamerika eingekauften Häute nach Neapel verfrachtet wurden.

Herr d'Affiri hatte das Haus für eine Schuld des bankerott gewordenen früheren Besitzers übernehmen müssen und wäre es gern wieder los geworden. Er bot es also dem Grafen Cnea zum Kauf an. Obgleich nun Graf Cnea keine Lust hatte, auf den Handel einzugehen, weil ihm für die paar Monate, die er in Sorrent jedes Jahr

weilte, die ungleich schöner gelegene und auch besser gebaute Villa Miramar vollständig genügte, so sah er sich eines Tages doch das rote Willino an und machte bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft der Frau de Mendrisi und ihrer Tochter Severa.

Diese Bekanntschaft entwickelte sich, wie das ja in einem Badeorte unter Nachbarn nicht wunder nehmen kann, rasch zu herzlicher Freundschaft. Um nicht einen langen und unangenehmen Weg zwischen zwei Mauern großer Grundstücke nach einem Badestrand machen zu müssen, der auch von anderen Leuten benutzt wurde, bot Graf Enea den Damen an, durch den Park der Villa Miramar nach seiner eigenen hübschen Badegrotte zu gehen, was die Damen selbstverständlich gern annahmen. Dadurch kam man täglich miteinander in Berührung und war bald halbe Tage zusammen.

Nun aber, nachdem Doktor Gherardi in dieses idyllische und harmlose Zusammensein eine gewisse Bedeutung gebracht hatte, erschien Severa das Verhältnis doch zu verhängnisvoll, und sie war nach einer Rücksprache mit ihrer Mutter entschlossen, es allmählich und unauffällig zu lösen.

Dabei hatte Severa nur die kleine Santina übersehen. Das Kind hatte für solche gesellschaftlichen Rücksichten absolut kein Verständnis, und als es Severa nicht mehr in der Villa Miramar sah, kam es nach dem roten Willino hinüber, um seine große Freundin zu besuchen, ging schließlich auch allein, wenn es zufällig einmal unbeaufsichtigt war, nach dem Nachbarhause und kam nicht wieder, so daß die Bonne zum Tode erschrocken nach dem Kinde suchte und rief, bis Severa es endlich zurückbrachte.

Natürlich fiel diese Veränderung dem Grafen Enea schon nach wenigen Tagen auf. Zunächst wußte er nicht, was eine solche Verstimmung zu bedeuten habe, dann entschloß er sich aber kurzerhand, eine Erklärung herbei-

zuführen und ging hinüber nach dem Billino, um den Damen einen Besuch zu machen.

Als er sich dem Hause näherte, sah er ganz deutlich, daß Severa auf dem Balkon hinter dem Weingerant, mit dem er überwachsen war, saß und mit Santina spielte. Kaum hatte sie ihn aber bemerkt, so nahm sie das Kind auf den Arm und verschwand vom Balkon.

Kaum zwei Minuten später stand er vor ihrer Mutter und sagte: „Fräulein Severa ist, wie es scheint, nicht sichtbar für mich?“

„O, Sie müssen sie entschuldigen, Herr Graf. Sie befindet sich nicht ganz wohl und ist auf ihrem Zimmer,“ antwortete die Mutter etwas verlegen.

Graf Enea sah sofort, daß das eine Ausflucht war.

„Gnädige Frau,“ sagte er ernst, „was habe ich verbrochen, daß Fräulein Severa nicht für mich sichtbar ist, wenn sie es für Santina ist?“

„Santina ist ein kleines Mädchen, Herr Graf, und Sie sind ein großer Mann.“

„Das wäre mein Verbrechen? Und darum waren Sie schon seit drei Tagen nicht mehr in der Villa Miramar? Was hat das alles zu bedeuten?“

„Nun denn, Herr Graf — aber bitte, nehmen Sie erst Platz. Und nun hören Sie mir ruhig zu. Sie sind uns von Anfang an so liebenswürdig entgegengekommen, daß es ein Unrecht wäre, Sie im Ungewissen zu lassen. Sie sind sogar zu liebenswürdig gewesen, und das hat den Leuten Ursache gegeben, von uns zu sprechen.“

„Ich dachte mir schon etwas dergleichen.“

„Severa hat es deshalb für bedenklich gehalten, ihre Besuche in Villa Miramar fortzusetzen, und mich gebeten, Ihnen das auseinander zu setzen, wie das unter guten Freunden das Richtige ist. Sie sollen darin keinen Bruch sehen, Herr Graf, keine Störung unseres herzlichsten und

freundlichen Einvernehmens, sondern nur eine notwendige Rücksicht auf die Leute.“

„Ich verstehe vollkommen und weiß den feinen Takt von Fräulein Severa zu würdigen. Aber dieser plötzliche Umschwung in unserem Verkehr, diese drei Tage, die ich ohne Ihre Gesellschaft verleben mußte, haben mir gezeigt, daß ich das Opfer, das Severa unserer Umgebung bringt, nicht bringen kann. Santina hat in ihrer Unschuld sofort das Richtige herausgefunden. Da Severa nicht mehr zu uns kam, ging sie zu ihr. Aber das kann ich doch nicht thun, wenn ich nicht Ihre Absicht, der Welt eine gewisse Rücksicht zu schenken, vereiteln will. Ich muß also schon auf ein anderes Mittel denken und — ich habe daran gedacht, gnädige Frau.“

„Und es wohl gar auch schon gefunden?“ fragte Frau de Mendrisi etwas leiser. Sie mochte ahnen, was nun kommen sollte.

„Ja, auch gefunden.“

„Nun? Und dieses Mittel —“

„Ist, bei Ihnen, Frau de Mendrisi, um die Hand Ihrer Tochter Severa zu bitten.“

Frau de Mendrisi stand nun doch etwas überrascht auf und sagte: „Herr Graf, ich bitte sehr um Entschuldigung, aber darauf war ich nicht vorbereitet.“

„Nun gut, erlauben Sie mir, gnädige Frau, Sie darauf vorzubereiten. Wenn diese drei Tage auch sonst zu nichts gut gewesen sind, so haben sie mir doch klar gemacht, daß ich, und noch viel weniger Santina, ohne Ihre Tochter leben kann. Lassen Sie uns in der Zuneigung, die zwischen dem Kinde und Severa entstanden ist, einen Wink des Himmels sehen. Geben Sie mir Severa zur Frau.“

Einfach, herzlich und natürlich kamen diese Worte hervor. Graf Cnea sprach wie ein Mann, der weiß, was er will.



„Herr Graf,“ erwiderte Frau de Mendrisi noch immer etwas betroffen, „ich bedaure sehr, Ihnen auf Ihren Antrag keine Antwort geben zu können — aus dem einfachen Grunde, weil davon zwischen mir und Severa nie die Rede war. Alles, was ich thun kann, ist, Sie zu bitten, sich an sie selbst zu wenden.“

„Wollen Sie sie rufen?“ fragte Graf Enea.

„Sogleich. Bitte, entschuldigen Sie mich für einen Augenblick.“ Damit verließ Frau de Mendrisi den Salon, um Severa in Kenntniß zu setzen.

In leicht erklärlicher Aufregung blieb Graf Enea zurück. Seine Wiederverheiratung war ja eigentlich schon seit längerer Zeit eine beschlossene Sache, schon Santinas wegen. Es ging ihm wider das Gefühl, daß seine Tochter lediglich von Diensthöten erzogen werden sollte. Severa erschien ihm wie vom Himmel gesandt, dem Kinde die Mutter zu ersetzen, und darin wurzelte wohl auch die Zuneigung, die Graf Enea zu ihr gefaßt. Freilich war er ein Witwer und fast neun Jahre älter als Severa, doch glaubte er keine Zurückweisung von ihr befürchten zu müssen.

Graf Enea wartete, besah sich die Bilder im Salon, ging langsam hin und her, guckte zum Fenster hinunter, — Severa kam nicht. Eine seltsame Unruhe besiel ihn, als ob ihm eine Schmach bevorstünde. Er machte die Balkonthüren auf, um frische Luft zu schöpfen. Es war ja klar, daß Severa sich nur zurückgezogen hatte von ihm, um mit ihm zu brechen. Jetzt erst empfand er, wie sehr seine Wünsche und Hoffnungen sich bereits mit der Person Severas verknüpft hatten.

„Papa! Papa!“ klang da plötzlich ein herziges Kinderstimmchen hinter ihm.

Rasch fuhr er herum und sah Santina vor sich stehen. Wie ein Blitz fuhr die Idee durch seinen Kopf: Man schickt dir dein Kind heraus, und das ist die ganze Antwort. Nun

geh! Er geriet in die heftigste Aufregung, riß das Kind empor und preßte es in seine Arme. „Komm!“ murmelte er — „komm, mein armes Kind!“

Schon wollte er sich zum Gehen wenden, als ihm Severa, die soeben den Salon betrat, entgegenkam.

„Herr Graf,“ sagte sie lächelnd, „Sie haben mir die außerordentliche Ehre erwiesen, mir Ihre Hand anzutragen —“

„Severa!“

„Nun gut, ich nehme Ihre Hand an und hoffe Ihnen in Liebe und Treue ein braves Weib zu sein fürs ganze Leben.“

Ein lauter, jubelnder Schrei rang sich aus seiner Brust, und mit dem Kind auf dem Arm umschlang Graf Enea nun auch Severa und drückte beide Wesen, die ihm das Teuerste auf dieser Welt waren, an sein Herz.

„Mein Weib, Severa, mein Weib für immer und ewig!“ stammelte er zwischen Küßen und Umarmungen, die von einer Glut und Innigkeit des Gefühls zeugten, daß Severa erschraf und bemüht war, sich sanft loszumachen.

„Sie sind zu stürmisch, Enea, zu hitzig, Sie werden Santina todtrücken,“ sagte sie, ebenfalls gerührt und mit Thränen in den Augen. „Jetzt geben Sie mir das Kind, und suchen Sie sich zu beruhigen, denn ich möchte gern mit Ihnen besprechen, was sich für unsere neue Lage am besten schießt.“

„Sprechen Sie, bestimmen Sie, Severa!“ rief Graf Enea. „Was ich bin und was ich habe, steht zu Ihrer Verfügung.“

„Nein, nein, nicht so. Ich habe eine Bitte an Sie, Enea, eine ernste Bitte, die mir unser zukünftiges Glück ans Herz legt. Es ist die erste. Werden Sie mir sie abschlagen?“

„Aber ich denke ja gar nicht daran. Wenn ihre Erfüllung in meinen Kräften steht, ist sie schon jetzt so gut wie erfüllt.“

„Sie wissen, daß wir, meine Mutter und ich, aus Piemont stammen und nur wegen meines Vaters Gesundheit nach Neapel übergesiedelt sind.“

„Weiter, weiter. Was ist damit?“

„Ich erwähne das nur, damit Ihnen meine kleine Bitte erklärlich wird. Ich liebe nämlich die Neapolitaner im großen Ganzen nicht und habe sogar während meines hiesigen Aufenthaltes Menschen und Zustände kennen gelernt, die mir gewissermaßen Grauen einflößen.“

„Na, das glaub' ich. Das geht vielen so. Also wir kehren nach Piemont zurück, Severa. Ist es das?“

„O, ich verlange so viel gar nicht. Mir gilt jeder Aufenthalt gleich, ich bin entschlossen, Ihnen zu folgen, wohin Sie wollen, nur möchte ich nicht in Neapel bleiben und meine Verbindung mit Ihnen nicht eher bekannt werden lassen, bis wir fern von dieser Stadt sind. Ist Ihnen das recht, Enea?“

„Aber das trifft sich ja alles herrlich. Ich hatte nämlich die Absicht, mit Santina zur Kräftigung ihrer Gesundheit ein kühleres Klima, also etwa Tirol, aufzusuchen. Statt dessen können wir aber auch Piemont wählen, das ja in seinen nördlichen Teilen auch Alpenklima hat.“

„Nein, nein. Lassen wir's bei Tirol. Ich bin damit vollständig einverstanden.“

„Also abgemacht. Nächsten Monat in Tirol, und bis dahin —“

„Bis dahin, Herr Graf, bleibt es bei unserer Absprache —“

Graf Enea war viel zu aufgereggt, viel zu glücklich, als daß er auch nur daran denken sollte, was wohl Severa bei ihrer Bitte für einen Grund gehabt haben könnte.

Wäre er ruhiger gewesen, hätte er sich ohne Zweifel selbst gesagt, daß eine kluge und besonnene Dame wie Severa eine solche Bitte nicht ohne triftigen Grund ausspricht. So aber fragte er gar nicht danach und überließ sich der Freude mit all der stürmischen, übersprudelnden Art, wie sie in seinem südlichen Temperament lag.

Im übrigen aber hielt er pünktlich ein, was er versprochen hatte. Wenn er mit Severa allein war, was zu seinem Bedauern sehr selten der Fall, so war er der aufmerksamste und zärtlichste Liebhaber, den man sich denken konnte; war er aber mit Severa in Gesellschaft, und wenn es auch nur Diensthoten oder andere, gleichgültige Personen waren, die ihn umgaben, so ging er nicht über die Grenze der allgemeinen Höflichkeit hinaus.

In der ersten Zeit machte ihm dieses Versteckspiel, diese Heimlichkeit der neuen, jungen Liebe Spaß, als er aber dann eines Tages ganz zufällig und gesprächsweise die Frage fallen ließ: „Wozu dies alles?“ wurde Severa sehr ernst.

Sie stand auf und erwiderte vorsichtig: „Du wirst es später erfahren, mein Freund. Vorläufig wird es dir genügen, wenn ich sage, daß es zur Sicherung unseres Glückes nötig ist.“

Seit der Zeit wußte er, daß es sich nicht nur um eine Laune Severas, nicht nur um ein Versteckspiel handelte, sondern um eine Angelegenheit mit sehr ernstem Hintergrund.

Man war übereingekommen, daß Severa mit ihrer Mutter einige Tage früher als Graf Enea abreisen, und sie sich dann in Trient wieder treffen sollten, aber dieses Abkommen hatte eigentlich wenig Zweck, weil Graf Enea, je näher der Tag der Abreise kam, immer aufgeregter und eifriger die Vorbereitungen betrieb und dadurch die Absicht der Verheimlichung vereitelte. Die Möbel in der

Villa Miramar wurden eingepackt und überzogen, die Spiegel und Lüster verhängt, die Teppiche zusammengerollt, die Blumen und empfindlicheren Pflanzen ins Gewächshaus gebracht — alles Zeichen der Ungebuld, womit Graf Enea seiner Abreise entgegenseh, denn das hätte alles auch ganz gut erst geschehen können, wenn er fort war. Aber er konnte die Zeit nicht erwarten und mußte in seiner Unruhe irgend etwas thun, was mit seiner Abreise in Zusammenhang stand und sie, wie er annahm, beschleunigte.

In einer solchen Stimmung kam er hinunter an den Strand, wo er Peppino traf, der damit beschäftigt war, die große Segelbarke abzutakeln. Graf Enea war überrascht, denn er hatte davon noch nichts gesagt und kam eben, um Peppino damit zu beauftragen.

„Ah,“ sagte er, „du kommst mir zuvor, Peppino. Ich wollte eben die Vergung der Barken für den Winter anordnen und sehe, daß du schon damit beschäftigt bist. Wußtest du von meiner Abreise?“

„Nein, Herr Graf,“ antwortete Peppino gleichgültig.

„Nicht? Ah, dann hat dir vielleicht der Gärtner —“ fiel Graf Enea ein. Es kam ihm plötzlich in den Sinn, daß er den Gärtner beauftragt hatte, Peppino später, wenn er fort war, zu entlassen. Das that ihm jetzt fast leid, weil er sah, daß Peppino wohl schon davon wußte und nun bemüht war, das Ungewitter, das sich über ihm zusammengezogen, durch Promptheit und Aufmerksamkeit im Dienst wieder zu zerstreuen.

„Nichts hat mir der Gärtner gesagt,“ fuhr Peppino in seiner gleichgültigen Art fort.

„Wie kommst du denn aber darauf, aus freien Stücken die Vergung vorzunehmen? Du konntest ja nicht wissen, ob wir die Barken noch brauchen oder nicht.“

„Ich habe die Absicht, Ihren Dienst zu verlassen, Herr

Graf, und da ich weiß, daß Sie am Ende der Badezeit doch keinen anderen Marinajo mehr annehmen, so wollte ich die Vergung selbst noch besorgen," erwiderte Peppino.

Bewundert sah ihm Graf Enea einen Augenblick zu, wie er die Leinwanddecke an kleinen Stricken über die Barke zog und sie in den Desen befestigte, so ruhig und kaltblütig, als ob er ihm eben erzählt hätte, daß heute schönes Wetter sei. Er sah ihn nicht einmal dabei an. Die ganze Art und Weise hatte etwas Verächtliches, als ob es sich um eine Bagatelle handle.

"Du willst meinen Dienst verlassen, Peppino?" fragte Graf Enea immer erstaunter.

"Ja," antwortete Peppino kurz.

"Weshalb? Nach so langer Zeit —"

Graf Enea hielt inne und dachte vielleicht, Peppino würde etwas sagen. Aber dieser zuckte nur gleichgültig mit den Schultern.

"Hast du schon einen anderen Dienst gefunden?"

"Nein."

"Aber in diesem Falle begreife ich nicht, weshalb du so Knall und Fall hier fort willst. Wohin willst du gehen?"

"Nach Neapel."

Graf Enea kannte die Leute vom Schlage Peppinos viel zu gut, um nicht zu verstehen, was dieser mit der kurz angebundenen, gleichgültigen Manier sagen wollte. Das sollte heißen: Wir sind geschiedene Leute. Es paßt mir nicht mehr, einen solchen Herrn zu haben.

Diese Leute haben etwas von den Kindern an sich, dachte Graf Enea, man muß sie nachsichtig behandeln, wenn man verhüten will, daß sie etwas thun, das sie in der nächsten Stunde selbst bereuen.

"Soll ich dir einen guten Rat geben, Peppino?" sagte er dann laut.

„Was wünschen Sie, Herr Graf?“ fragte Peppino, noch immer in eifriger Beschäftigung, die Decke über das Boot zu ziehen und ohne seinen Herrn anzusehen.

„Neapel ist eine große Stadt, wo schon mancher junge Mann zu Grunde gegangen ist, Peppino. Es ist nicht jedermann, besonders wenn er in kleinen, ruhigen Verhältnissen aufgewachsen ist, für das aufgeregte Leben und Treiben dort gemacht. Der Versuchungen giebt es zu viele, als daß ein junger, lebenslustiger Mann, der sich nur zu leicht von den glitzernden Außenseiten des Lebens bestechen läßt, nicht Gefahr laufen sollte. Bedenke das wohl und nimm dich vor allem vor schlechter Gesellschaft in acht.“

Graf Enea meinte es gewiß gut und mochte vielleicht in dem Augenblick an das denken, was ihm Doktor Gherardi über Peppino gesagt hatte, aber er erzielte mit seinen Worten einen sehr ungünstigen Erfolg. Ein spöttisches Lächeln spielte um die Lippen des jungen Burschen, und seine Mienen drückten mit einer gewissen maliziösen Deutlichkeit aus, daß er das besser wisse und solche Ermahnungen nicht brauche.

„Wenn du willst, Peppino, so könnte ich dir wohl einige Empfehlungen an gute Freunde von mir mitgeben. Vielleicht kannst du dadurch leichter einen Dienst finden, wenn du doch durchaus nach Neapel willst.“

„Ich brauche nichts dergleichen,“ entgegnete Peppino kurz.

„Nun, wie du willst. Aber wenn du später einmal in die Lage kommen solltest, so besinne dich auf das, was ich dir gesagt habe,“ fügte Graf Enea noch hinzu, dann wandte er sich zum Gehen.

Er glaubte, daß Peppino, wenn die paar aufgesparten Soldi erst wieder fort waren, schon klein begeben werde. Er hatte Peppino, als dieser vom Militär kam, in seine

Dienste genommen und längere Zeit bei sich gehabt, so daß er sich einigermaßen für ihn verantwortlich fühlte. Er wollte ihn nicht so ohne weiteres seinem Schicksal überlassen.

Als er aber am nächsten Tag nach Peppino fragte, war dieser schon fort. Er hatte sich noch am selben Tag, an dem Graf Enea mit ihm gesprochen, vom Gärtner seinen Lohn auszahlen lassen und war am anderen Morgen mit dem Schiff nach Neapel gefahren.

Graf Enea war gerade zu jener Zeit so sehr von seinen Angelegenheiten in Anspruch genommen, daß er das eigentümliche Betragen des Burschen und diesen selbst bald vergessen hatte.

## 5.

Die Verlobung des Grafen Enea di Monteverde mit Severa de Mendrisi, die einige Wochen nach seiner Abreise von Sorrent in Tirol erfolgt war, wurde auch in Neapel bekannt, zunächst in den ihm nahestehenden Kreisen. Es lebten in Neapel noch Verwandte seiner ersten Frau, der verstorbenen Gräfin Malvesina, besonders eine Schwester der Gräfin, die in Neapel an einen früheren Marineoffizier und jetzigen Angestellten im Hafenamte verheiratet war und sich in vorgeblicher Fürsorge für die hinterlassene Tochter ihrer Schwester um die Angelegenheiten des Grafen Enea mehr kümmerte, als diesem lieb sein konnte. Sie hieß Carlotta Rondini und hatte schon kurz nach dem Tode ihrer Schwester dem Grafen Enea den Vorschlag gemacht, sie wolle Santina zu sich nehmen und in ihrer Familie — sie hatte selbst drei Kinder — aufziehen. Graf Enea war nicht auf die Vorschläge seiner Schwägerin eingegangen, und es war daraufhin eine gewisse Gespanntheit zwischen den Verwandten entstanden.

Jetzt gebärdete sich Signora Rondini über die beabsichtigte Wiederverheiratung ihres Schwagers höchst auf-



gebracht. Sie nannte diese neue Ehe eine Pietätlosigkeit gegen die verstorbene Frau und eine Rücksichtslosigkeit gegen Santina, die es, wie Frau Rondini sich ausdrückte, nicht verdient habe, eine Stiefmutter zu bekommen. In ihren Augen war Graf Enea ein echter Mitgiftjäger. Er hatte das Vermögen der ersten Frau „in die Tasche gesteckt“ und wollte nun auf dem betretenen Wege fortfahren. Nichts war leichter, als auf einem Boden und in einer Gesellschaft, die so von Verleumdungs- und Skandalsucht, von Neid und Frivolität zerfressen ist, wie die neapolitanische, solchen Ausstreuungen Glauben zu verschaffen. Frau Rondini schob dem Grafen wie Severa die gehässigsten Motive unter, und in ihren Kreisen glaubte man daran, weil man überhaupt von seinen Mitmenschen immer lieber das Schlechte glaubt als das Gute und damit, wenigstens in Neapel, auch in der Regel das Richtige trifft. Dazu kam, daß die Verlobten beide fern waren. Der Abwesende hat bekanntlich immer unrecht.

Die Wohnung der Frau Rondini befand sich in einer schmalen und sehr steilen Seitengasse der Riviera di Chiaja, durch die man nach dem Corso Vittorio Emanuele hinaufsteigt. Ein Wagen konnte dort nicht fahren, der Steilheit wegen. Infolgedessen lag die Gasse ziemlich still und einsam, und Frau Rondini gab vor, daß sie die Wohnung der Ruhe wegen gemietet habe. Die Sache stimmte aber nicht ganz, denn der eigentliche Grund, weshalb die sehr knauserige und geizige Frau Rondini die Wohnung inne hatte, war ihre Billigkeit.

Sie versammelte hier jeden Mittwoch einen kleinen Kreis Bekannter, sowohl von ihrer Seite, als von der ihres Mannes, gab den Leuten dünnen Thee und alte Biskuits und nannte das ihren *Jourfix*. Das ist in Neapel unter den Leuten, die sich zur Gesellschaft rechnen, so Sitte.

Frau Rondini hatte also ihren Jourfix — es waren nur wenige Tage seit dem Bekanntwerden der Verlobung des Grafen Enea vergangen — und in dem großen, geschmacklosen Salon, dessen Flügelthüren nach einer hübschen Terrasse hinausführten, waren einige zwanzig Leute versammelt, die sich gegenseitig nach Kräften langweilten, indem sie die verzweifeltsten Anstrengungen machten, einander zu unterhalten.

„O, Signor Cavaliere,“ begrüßte die Dame des Hauses einen älteren weißköpfigen Herrn in sehr eleganter Salontoilette, „sind Sie auch noch auf der Welt? Mich dünkt, es ist ein Jahrhundert her, seit man Sie nicht mehr gesehen hat.“

„Mein Schaden, gnädige Frau,“ entgegnete der Herr gewandt und sicher, „oder glauben Sie vielleicht, ich würde mich nicht gern der Gesellschaft widmen wie andere, wenn ich könnte?“

„Und warum können Sie es nicht?“

„Mir fehlt die Zeit, und in der wenigen Zeit, die mir der Beruf läßt, die Laune, kleine Späßchen zu machen.“

„Aber zu einer kleinen Erholung können Sie es doch wohl auch noch bringen.“

„Wie Sie sehen, Signora, denn sonst wäre ich ja nicht hier. Und doch bin ich auch heute nicht lediglich der Erholung wegen hier.“

„Aber ums Himmels willen, Herr Staatsanwalt, Sie suchen doch nicht bei mir von Amts wegen nach Verbrechern?“ fragte Frau Rondini scherzend.

Herr Cavaliere Rinaldo Petruzzi lächelte etwas müde, legte den Arm der Frau Rondini galant in den seinen und ging mit ihr während des Gesprächs hinaus auf die Terrasse.

„Nein, gewiß nicht, Signora,“ sagte er, „wenn auch darin nichts Besonderes wäre, daß die Gerechtigkeit auch

einmal in höhere Kreise greift. Nur würde es dann nicht gerade an einem Jourfix geschehen.“

„Das will ich hoffen. Aber was haben Sie denn? Sie thun so geheimnisvoll. Warum führen Sie mich hier hinaus auf die Terrasse?“

„Weil wir hier ungestört sind.“

„Ah! Aber —“

„Sie wollen wissen, weshalb ich Sie ungestört zu sprechen wünsche? Ich finde nichts natürlicher. Sie sollen es gleich hören.“

Frau Rondini sah den Staatsanwalt sprachlos vor Erwartung an. Sie kannte ihn schon seit langen Jahren und wußte, daß er als einer der ältesten Staatsanwälte am Geschworenengericht vielfach schwere Fälle zu bearbeiten und oft sogar mit Mördern und anderen schweren Verbrechern zu thun hatte. Dieser Umstand hatte ihr den Mann schon immer in einem besonders düsteren Licht erscheinen lassen. Und nun hatte Herr Petruzzi mit ihr zu sprechen, vermutlich amtlich, jedenfalls ungestört. Was konnte er von ihr wollen? Sie zitterte vor Erwartung und Aufregung.

„Signora,“ fuhr der Staatsanwalt nach einer kleinen Pause fort, „besinnen Sie sich wohl noch, wie Sie voriges Jahr mit Ihren Kindern in Bagnoli waren, um dort Schwefelbäder zu nehmen?“

„Natürlich besinne ich mich darauf, nur ist die Sache so, Herr Cavaliere, daß nicht ich der Schwefelbäder wegen nach Bagnoli fuhr, sondern der Arzt meinem jüngsten Sohn Schwefelbäder verordnet hatte, und ich das Kind selbstverständlich nicht ohne Begleitung nach Bagnoli senden konnte.“

„Darauf kommt es nicht an. Die Hauptsache ist, daß Sie in Bagnoli waren, und zwar gerade zu einer Zeit, in die Ihr Namenstag fällt. Sie hatten aus diesem An-

laß die Güte, mir eine Einladung zu einem Gartenfest, das Sie gaben, zu übersenden.“

„Der Sie aber, so viel ich mich entsinne, nicht nachkamen.“

„Nein. Ich war nicht bei dem Fest, weil ich an jenem Abend plötzlich in einer Untersuchungssache nach Portici mußte. Aber auch darauf kommt es nicht an, sondern vielmehr auf den Brief, den Sie mir bei dieser Gelegenheit schrieben.“

„Nun? Was ist denn damit?“

„Sie haben ihn doch selbst geschrieben?“

„Natürlich. Glauben Sie, ich halte mir dazu einen Sekretär?“

„Sie sind sicher, ihn selbst geschrieben zu haben?“

„Natürlich.“

„Hier ist er,“ fuhr der Staatsanwalt fort, indem er eine Einladungskarte, die noch in dem dazu gehörigen Couvert steckte, hervorzog und ihr überreichte. „Ist das Ihre Handschrift?“

„Selbstverständlich. Wessen Handschrift sollte es denn sonst sein?“

Der Staatsanwalt sah sie mit einem ernsten und prüfenden Blick an.

„Mein Gott, was ist denn geschehen, Herr Cavaliere?“ fragte Frau Rondini jetzt wirklich erschrocken. „Was ist denn an dem unbedeutenden Ding so Schlimmes? Weshalb soll ich es denn nicht geschrieben haben?“

„Weil mir heute amtlich ein anonymes Schreiben vorgelegen hat,“ fuhr der Staatsanwalt ernst und jedes Wort schwer betonend fort, „das von derselben Handschrift herrührt, Signora.“

„Ein anonymes Schreiben?“ wiederholte Signora Rondini mechanisch.

„Ja, von derselben Handschrift.“

„Ah, und Sie glauben, daß ich —“

„Ich glaube und muß glauben, daß Sie die Absenderin sind, Signora.“

„Aber ich versichere Sie —“

„Erlauben Sie ein Wort,“ unterbrach sie der Staatsanwalt rasch, „versichern Sie nichts, Signora, denn solche beweislose Versicherungen haben für mich keinen Wert. Ich will Sie auch gleich darüber beruhigen, daß die Sache wohl in keinem Falle schwere Folgen für Sie haben wird. Sie haben keine Ursache, sich deshalb besonders aufzuregen. Wenn ich etwas anderes annehmen müßte, so würde ich wohl nicht in gesellschaftlicher Weise an einem Journal, sondern amtlich an ganz anderer Stelle mit Ihnen darüber verhandeln. Aber gerade weil ich glaube, daß sich die ganze Sache in natürlicher Weise aufklären wird, habe ich die Art einer vertraulichen Besprechung der Sache mit Ihnen gewählt.“

„Was steht denn in dem — anonymen Brief?“

Der Staatsanwalt bedachte sie wieder mit einem langen, prüfenden Blick, ging aber nicht auf die Frage ein, sondern fuhr ruhig fort: „Sie werden sich vorstellen können, Signora, daß bei uns eine Menge anonymer Briefe eingeht, oft sogar mit dem böartigsten Inhalt. Die Sache ist erklärlich, denn die Neapolitaner haben häufig das Bedürfnis, ihrem begünstigten Rivalen, ihrem Geschäftskonkurrenten, ihrem verhassten Verwandten oder sonstwem mit Hilfe der Staatsanwaltschaft durch anonyme Schreiben sozusagen einen Knüttel zwischen die Beine zu werfen. Die Sache ist nichts Seltenes, und Sie werden begreifen, Signora, daß wir Fachleute uns über solche Geschichten nicht besonders aufregen. Wenn wir sie auch nicht ganz ignorieren dürfen, sobald sie schwere Anklagen enthalten —“

„Schwere Anklagen?“

„— so bildet sich bei uns doch eine gewisse Schablone

heraus, nach der die anonymen Schreiben behandelt werden. Wir beschränken uns gewöhnlich darauf, zunächst den Absender zu erforschen. Gelingt uns das, so laden wir ihn ein, entweder seine Beschuldigungen zu beweisen oder seinen Brief zurückzuziehen. Ich versichere Sie, in den weitaus meisten Fällen ziehen die Leute ihre Briefe zurück, wenn sie sehen, daß sie nicht mehr durch ihre Anonymität gedeckt sind. Wir sehen dann die Sache als eine Verirrung, als eine Schwäche an und geben ihr weiter keine Folge. Anders aber wird es, wenn es uns nicht gelingt, den Absender zu ermitteln, oder wenn der Brief nicht zurückgezogen wird.“

„Und was wird dann?“ fragte Frau Rondini gespannt.

„Dann schreiten wir zur Untersuchung.“

„Aber wollen Sie mir denn nicht sagen —?“

„Doch. Sie werden alles erfahren, nur nicht jetzt und nicht hier. Ich lade Sie ein, morgen vormittag auf meinem Bureau den Brief in Augenschein zu nehmen und Ihre Erklärungen abzugeben.“

„Aber ich weiß von keinem solchen Brief. Ich habe keinen geschrieben,“ bemerkte Frau Rondini heftig.

Der Staatsanwalt lächelte überlegen. „Ich kenne das schon,“ meinte er, indem er wieder nach der Salonthür zurückschritt, „man liebt es nicht, auf einer Uebereilung, auf einem Fehler ertappt zu werden. Nur ruhig Blut, Signora. Morgen werden Sie sich schon besinnen. Ich darf doch auf Sie rechnen?“

„Natürlich. Morgen früh um neun Uhr bin ich bei Ihnen.“

Damit war vorläufig die Angelegenheit erledigt, und Staatsanwalt Petruzzi führte Frau Rondini in der verbindlichsten Weise in ihren Salon zurück. Aber eine gewisse Aufregung war durch diese Unterredung bei Frau Rondini doch zurückgeblieben. Sie hörte nur halb auf die

gewöhnlichen Redensarten und Komplimente, aus denen die sogenannte Salonunterhaltung der meisten Leute besteht, antwortete zerstreut und beobachtete noch immer den Staatsanwalt von weitem, wie er bald mit dem, bald mit jenem sprach. Eine lange Weile unterhielt er sich noch mit ihrem Gemahl. Sie wollte näher gehen, um zu hören, was sie sprachen, aber das ließ sich so schnell nicht thun, und als sie sich endlich freigemacht hatte, war Staatsanwalt Petruzzi gerade fortgegangen.

Ihre Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde, schlaflos verstrich ihr die Nacht, und kaum konnte sie es erwarten, bis die verabredete Zeit kam, zu der sie sich in das Gerichtsgebäude, wo der Staatsanwalt Petruzzi sein Bureau hatte, begeben konnte.

Petruzzi empfing sie sofort und lud sie höflich ein, Platz zu nehmen.

„Sie werden natürlich gespannt sein,“ fragte er beobachtend, „zu erfahren, um was es sich handelt?“

Frau Rondini erklärte mit ziemlicher Festigkeit, daß sie natürlicherweise gespannt sei, und der Staatsanwalt glaubte das offenbar heute noch weniger als gestern, war vielmehr überzeugt, daß Frau Rondini trotz ihrer Be-  
teuerungen sehr gut wisse, um was es sich handle.

„Ich will Ihre Ungeduld nicht auf die Probe stellen. Hier ist der Brief. Lesen Sie ihn. Sie werden sich dabei wohl erinnern,“ fuhr Petruzzi fort und langte aus einem verschlossenen Fach seines Schreibtisches ein Blatt Papier, das er vorsichtig, als wäre es ein wertvolles Dokument, vor ihr auseinander faltete. Es war ein Briefbogen von schlechtem Papier mit schwachblauen Linien, wie ihn in Neapel die Hausierer auf der Straße verkaufen. An manchen Stellen hatte die Tinte durchgeschlagen, so daß es einige Mühe machte, den Brief zu lesen. Die Handschrift hatte starke Ähnlichkeit mit derjenigen der

Frau Rondini, und gewisse charakteristische Haken und Buchstabenverbindungen, die ihr beim Schreiben eigen waren, fanden sich auch in diesem Brief.

Es waren nur zwei Fälle denkbar. Entweder Frau Rondini hatte den Brief geschrieben, oder man hatte ihre Handschrift nachgemacht, und zwar sehr täuschend.

Frau Rondini las den Brief halblaut. Er lautete folgendermaßen:

„Es ist sehr zu verwundern, daß die Staatsanwaltschaft bisher noch nicht Veranlassung genommen hat, den Gerüchten nachzuforschen, die in der ganzen Gegend von Sorrent heimlich von Mund zu Mund gehen über den Tod der Frau Gräfin Malvesina di Monteverde, die angeblich am Kindbettfieber starb. Nach diesen Gerüchten hat Graf Enea di Monteverde seine Frau vergiftet, um in den Besitz ihres Vermögens zu gelangen und sich mit einer anderen Dame verheiraten zu können. Die Flucht des Grafen Enea ins Ausland und seine bevorstehende Heirat lassen diese Gerüchte nur zu wahrscheinlich erscheinen. Nur die königliche Staatsanwaltschaft weiß wie gewöhnlich nichts von dem, was man in den betreffenden Kreisen seit Jahren weiß. Man wird deutlicher werden, wenn diese Anzeige nicht genügen sollte, eine Untersuchung in Gang zu bringen.“

Das war alles. Keine Unterschrift, kein Datum, nichts, was auf den Absender schließen lassen konnte.

Noch während Frau Rondini las, sagte der Staatsanwalt: „Wie Sie sehen, Signora, handelt es sich um eine ganz gewöhnliche Denunziation, wie sie hier zu Dutzenden einlaufen. Schön ist es ja natürlich nicht, seine Streitigkeiten auf solche Weise austragen zu wollen, aber sie ist immerhin erklärlich bei Menschen, die in ihrem Haß ebenso leidenschaftlich sind wie in ihrer Liebe. Nur muß man die Sachen nicht auf die Spitze treiben wollen,



sondern seinen Fehler bei gutem Zureden einsehen. Nehmen Sie also Ihren Brief wieder mit, Signora Rondini, und — — die Sache ist aus.“

„Wie, Herr Staatsanwalt,“ fuhr die Dame entrüstet auf, „Sie glauben wirklich, daß ich im Stande wäre, eine so gemeine Verleumdung zu verüben?“

„Greifern Sie sich nicht —“

„Das ist eine Beleidigung!“

„Thun Sie mir den Gefallen und bleiben Sie ruhig, Frau Rondini, denn sonst kommen wir erst recht nicht weiter. Ist das Ihre Handschrift oder ist sie es nicht?“

„Sie scheint es zu sein, aber sie ist es nicht. Man hat sie nachgemacht.“

„So täuschend?“ fragte Herr Petruzzi ungläubig.

„Aber Sie müssen doch zugeben, daß ich, wenn ich das Blatt geschrieben hätte, meine Handschrift verstellt haben würde.“

„Ich finde es sehr erklärlich, daß Ihnen diese Idee jetzt, nachdem Sie den Erfolg des Schreibens sehen und wissen, daß Ihre Handschrift mir bekannt ist, kommt; aber ich finde es nicht wahrscheinlich, daß Sie in der Erregung, in der dieser Brief offenbar geschrieben ist, daran gedacht haben.“

„Aber —“

„Bitte, Signora Rondini, lassen Sie uns den Fall ruhig erörtern, und hören Sie mir zunächst zu. Mir liegt die Sache psychologisch klar. Ich weiß, daß Sie schon beim Tode Ihrer Schwester in Zwist mit Ihrem Schwager gerieten und sich auch seitdem nicht wieder ausgesöhnt haben. Das ist doch richtig?“

„Wir waren nicht verfeindet.“

„Zugegeben. Aber die Zärtlichkeit war auch nicht weit her, wie ja alle wissen, die in letzter Zeit Ihr Haus besucht haben. Nun kommt die beabsichtigte zweite Heirat

Ihres Schwagers, die Sie in besonderer Weise aufgeregt hat.“

„Wegen der kleinen Santina.“

„Gut. Wegen der kleinen Santina. Lassen wir's dabei. In einer Stunde der Erregung schrieben Sie diesen Brief. Ist es nicht so?“

„Durchaus nicht. Nie in meinem Leben werde ich Ihnen, Herr Staatsanwalt, gestatten, in dieser Weise über meinen guten Ruf zu verfügen, und ich erkläre feierlich, daß ich diesen Brief nicht geschrieben habe.“

Diese Worte wurden mit großer Entschiedenheit hervorgestoßen, machten aber gleichwohl auf Herrn Petruzzi nicht den gewünschten Eindruck.

Er sah einen Augenblick nachdenklich vor sich hin und sagte dann: „Sie wünschen also, daß die Untersuchung der Sache beginne?“

„Ich wünsche weiter nichts, als daß Sie mich mit einer Angelegenheit in Ruhe lassen, die mich nichts angeht,“ erwiderte Frau Rondini heftig.

„Sie sind zu heftig, Frau Rondini. Die Sache geht Sie in jedem Falle etwas an, denn es handelt sich um Ihren Schwager. Wenn Sie hier sagen, daß Ihnen die Angelegenheit gleichgültig sei, so werden Sie nur damit den Erfolg haben, daß ich annehme, Sie wollen sich herausreden.“

„Ich will nur sagen, daß ich diesen Brief nicht geschrieben habe. Was im übrigen zu geschehen hat, ist Ihre Sache, Herr Staatsanwalt, nicht meine.“

„Das klingt schon anders. Halten Sie Ihren Schwager für fähig, das zu thun, dessen er hier beschuldigt wird?“

„Ich weiß es nicht, ich will nichts davon wissen. Thun Sie, was Ihres Amtes ist, Herr Staatsanwalt.“

„Selbstverständlich geschieht das, auch ohne daß Sie mich dazu auffordern. Und gerade weil es meines Amtes

ist, Frau Rondini, möchte ich Ihnen noch einmal nahe legen, daß es ja keine Schande ist, einen begangenen Fehler einzugestehen —“

„Ich habe nichts einzugestehen.“

„— — daß man sogar um so stolzer darauf sein kann, je schwerer einem das ankommt. Bedenken Sie doch ums Himmels willen, was alles daraus entstehen kann.“

Frau Rondini erhob sich mit einer sehr energischen Bewegung. „Thun Sie, was Sie wollen, Herr Staatsanwalt. Ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen,“ rief sie mit einer vor zorniger Aufregung zitternden Stimme, schob den unseligen Brief, der noch immer vor ihr auf dem Tische lag, weit von sich und verließ mit einem flüchtigen Gruß das Bureau.

Nachdenklich nahm Petruzzi den Brief wieder an sich und schloß ihn ein. Möchte nun Frau Rondini die Schreiberin desselben sein oder nicht, jedenfalls war die Annahme nicht ausgeschlossen, daß an dem Gerücht etwas Wahres sei, und er konnte und durfte die Sache nicht so ohne weiteres fallen lassen. Er wollte in aller Stille die Untersuchung einleiten.

## 6.

Peppino, oder, wie er eigentlich hieß, Giuseppe Margni, der ehemalige Marinajo des Grafen Enea, hatte sich dank der gefälligen Fürsorge, die ihm Doktor Gherardi angedeihen ließ, in Neapel rasch eingerichtet. Er war Aufwärter geworden gerade in dem Hospital, an dem Doktor Gherardi angestellt war, und wohnte auch dort. Außer freier Wohnung und Kost bezog er jeden Monat fünf- undzwanzig Lire und hatte dafür Treppen und Gänge zu reinigen und in Ordnung zu halten, Leute, die kamen, um ihre Angehörigen zu besuchen, zurechtzuweisen, kleine

Vesorgungen für Aerzte und Kranke auszuführen und hin und wieder eine Nachtwache zu übernehmen.

Peppino war aber auch hier schlauer wie alle Welt und that von all dem so gut wie nichts. Dagegen merkte er rasch, daß sich seine Stellung sehr gut eigne, auf die mannigfaltigste Weise Trinkgelber herauszupressen. Häufig kam es vor, daß sich Kranke entweder mit Erlaubnis des Arztes oder auch ohne diese kleine Bekereien kaufen ließen. Das besorgte Peppino sehr gern. Dabei blieb immer etwas hängen. Ferner brandschatzte er auch die Besucher, die in das Hospital kamen, um mit den Kranken zu sprechen. Bezahlten diese nicht freiwillig eine Kleinigkeit an den Aufwärter, so ließ er sie stundenlang unter irgend einem Vorwand warten und erklärte ihnen schließlich wohl gar, daß die Besuchszeit vorüber sei, und sie am nächsten Tage wiederkommen müßten. Das waren bei dem Geschick, mit dem Peppino dabei verfuhr, ganz einträgliche Nebeneinkünfte, die manchmal zwei- oder dreimal so viel ausmachten wie sein Gehalt. Kam einmal Beschwerden, was übrigens selten genug war, weil jeder in Neapel an derlei Dinge gewöhnt ist und weiß, daß Beschwerden doch nichts nützen, so wußte Peppino, daß ihn Doktor Gherardi in Schutz nahm und mit irgend einer Ausrede deckte. Er wußte sogar, warum der Arzt das that, war aber schlau genug, nichts davon zu sagen.

Entwickelte Peppino in dieser Weise einen lebhaften Sinn, Geld einzunehmen, so vernachlässigte er auch seine unleugbare Befähigung, Geld auszugeben, in keiner Weise. Neapel ist eine laute und lustige Stadt. Das war anders als an dem einsamen und eintönigen Strand von Sorrent. Am Hafen unten standen die kleinen Rauchtheater, eine Reihe von Bretterbuden, in denen allerhand Zauber- und Wunderdinge geboten wurden, Ballette, Pantomimen, Räuber- und Gespensterstücke. Dort saß

Peppino Abend für Abend bis zwölf oder ein Uhr in der Nacht und lauschte auf die unerhörten Genüsse; im Anfang allein, später mit seinem Schatz.

Das kostete natürlich Geld, besonders da die hübsche Carmen, seine Carmincella, wie er sie nannte, alle Augenblicke bald Näschereien, bald kleinen Puß und Tand, wie dergleichen in Neapel an jeder Straßenecke feilgeboten wird, als Beweis seiner Liebe von Peppino forderte. Sie war ein hübsches, junges, übermütiges Mädchen und wohnte in einem der schmierigen und engen Vicoli in der Nähe der Immacolatella, wo ihre Mutter sich mit Plätten, Wahrsagen, Hundescheren und ähnlichen Beschäftigungen schlecht und recht oder unrecht durchhalf. Besonders gern ging sie zu Begräbnissen, aber nur dort, wo im Zuge Lichter gebrannt wurden, weniger um Mitleid und Trauer zu bezeigen, als vielmehr, um unter irgend einem Vorwand die Lichterstümpfchen einzusammeln, die sie dann verkaufte.

Arme Leute! Stunde um Stunde vom Elend des Daseins geplagt.

Eigentlich hätte nun Carmincella auch plätten oder irgend eine ordentliche Beschäftigung vornehmen sollen, um ihrer Mutter zu helfen, aber sie war viel zu lebenslustig und zu jung, als daß ihre Mutter ihr das hätte zumuten sollen, und so kam Peppino dem jungen Mädchen gerade recht. Peppino war in das Mädchen wahnsinnig verliebt und drohte oft, sie totzustechen, wenn sie ihm untreu würde. Carmincella lachte darüber und sagte, daß ja daran gar nicht zu denken sei. Er möge nur zusehen, recht viel Geld zu verdienen, damit sie bald heiraten könnten. Alles übrige sei Unsinn.

Was an diesen Versicherungen und Liebesbeteuerungen Carmincellas war, das mußte Peppino, der die Redseligkeit seiner Landsleute, ihre Bereitwilligkeit im Versprechen und ihre Vergesslichkeit im Halten zur Genüge kannte,

sehr wohl. Carmincella war mit ihren sieben Jahren noch ein Kind; ohne Idee vom Leben, ohne Gedanken an die Zukunft lebte sie von einem Tag zum anderen und besaß den eigentümlichen Leichtsinns der armen Neapolitaner, die sich sagen: „Wir haben ja doch nichts zu verlieren. Wozu sich also auch noch sorgen?“ Es war sicher: jeder, der mehr Geld hatte als er, konnte ihm Carmincella leicht abspenstig machen. Peppino mußte und wollte also Geld schaffen, um heiraten zu können. Die Kranken und ihre Angehörigen mußten daher auf alle Fälle noch stärker geschöpft werden. —

Er stand gerade bei einem jungen Mädchen, das ihn mit heißen Thränen beschwor, sie doch endlich zu ihrer Mutter zu führen, die im Hospital lag, als ihn Doktor Gherardi im Vorübergehen anrief.

„Don Giuseppe!“

Er wurde in Neapel allgemein so genannt. Der Name Peppino gehörte der Vergangenheit an.

Er ließ also das weinende Mädchen stehen — sie hatte noch nicht bezahlt — und lief zu Doktor Gherardi.

„Sie befehlen, Herr Doktor?“

Der Arzt sagte nichts, sondern machte ihm nur ein Zeichen mit dem Zeige- und Mittelfinger. Peppino verstand sofort und folgte Gherardi in dessen Sprechzimmer.

„Weißt du schon?“ fragte der Arzt, hier angekommen, leise. „Der Untersuchungsrichter Geminiani ist in Sorrent gewesen.“

„Was hat er gewollt?“

„Er hat sich auf dem Municipio einen Totenschein der Gräfin Malvesina ausfertigen lassen und auch mit dem Gärtner gesprochen.“

Peppino verzog verächtlich den Mund und bemerkte, daß der Gärtner ein Esel sei.

„Du hast noch nichts von der Sache wieder gehört?“ fragte der Arzt weiter.

„Nein,“ antwortete Peppino.

„Sie werden kommen. Sie müssen kommen, wenn sie keine Bretter vor den Köpfen haben. Vergiß nur nicht, worauf es ankommt.“

„Sie kennen mich doch, Herr Doktor.“

„Wir sprechen dann weiter davon. Jedenfalls wirst du mir sofort Nachrichten geben, wenn etwas geschieht.“

„Natürlich.“

„Also auf später! Es braucht uns niemand zusammen zu sehen.“

„Nur noch ein Wort, Herr Doktor. Ich möchte mich verheiraten.“

„Was der Tausend! Heiraten willst du? Und was habe ich dabei zu schaffen?“

„Ich möchte das kleine Zimmer, das neben dem meinen liegt — es ist Nummer einundsechzig — gern noch dazu haben.“

„Na ja, das werden wir schon machen, wenn es so weit ist. Wer ist denn deine Zukünftige?“

„Carmen Miofi heißt sie. Sie ist arm —“

„Ah! Also hübsch?“

„Es handelt sich noch um etwa zweihundert Lire, Herr Doktor, um die ersten Anschaffungen zu machen. Dann werde ich mir schon weiter helfen.“

„Ja, lieber Freund, bar Geld ist rar, das weißt du. Ich selbst kann dir wenigstens momentan nichts geben. Aber auch das wird sich machen lassen, wenn erst alles so weit ist. Du hast es doch nicht etwa gar zu eilig?“

„Das gerade nicht, wenn ich natürlich auch gern möchte, daß sich die Sache nicht allzu lange hinauszieht.“

„Es wird sich machen, Giuseppe. Sorge nur dafür, daß wir erst mit unserer Angelegenheit ins reine kommen.“

Du weißt, was ich meine. Und vergiß nicht, worauf es ankommt. Dann wird sich alles thun lassen. Addio."

"Auf Wiedersehen, Herr Doktor." —

Als Peppino wieder über den Hausflur zurückging, stand das Mädchen, das so gern seine Mutter besuchen wollte, immer noch da und weinte.

"Herr Inspektor, wollen Sie jetzt so freundlich sein?" begann sie.

"Ich habe jetzt keine Zeit," erwiderte Peppino geschäftig, "glauben Sie, ich hätte weiter nichts zu thun, als mich den ganzen Tag mit Ihnen zu unterhalten? Sie müssen warten oder wiederkommen."

Damit ging er die Treppe hinauf und ließ das Mädchen, das keine Anstalt machte, den Beutel zu ziehen, stehen.

Zwei Tage später erhielt Peppino eine Vorladung, der zufolge er am nächsten Morgen um neun Uhr im Gerichtsgebäude Zimmer Nummer neunundzwanzig erscheinen sollte. Er hatte keine Gelegenheit, in der Zwischenzeit mit Doktor Gherardi zu sprechen, das war aber auch glücklicherweise nicht nötig, denn als er am Abend zum Direktor des Hospitals ging, um sich wegen dieser Vorladung den entsprechenden Urlaub auszubitten, traf er Gherardi auf dem Wege dahin. Demonstrativ ging Peppino mit seinem Zettel in der Hand an ihm vorüber. Das genügte. Der Arzt wußte, um was es sich handelte.

Am nächsten Morgen begab sich Peppino nach dem Gericht. Es dauerte auch gar nicht lange, so wurde er vorgelassen und stand dem Untersuchungsrichter Geminiani gegenüber, der ein noch junger Mann von einigen dreißig Jahren war.

"Sehen Sie sich," sagte Geminiani flott und schneidig, indem er den Eingetretenen scharf durch den Klemmer ansah. "Sie sind Don Giuseppe Maregni, siebenundzwanzig



Jahre alt, aus Sorrent gebürtig, katholischer Religion, ledig und jetzt Aufwärter im Ospedale degli Incurabili. Stimmt das?"

"Ja, Herr Untersuchungsrichter," antwortete Peppino etwas leise, als ob er ängstlich sei.

"Sie waren bis vor einiger Zeit Marinajo in der Villa Miramar, in Diensten des Herrn Grafen Enea di Monteverde," fuhr der Untersuchungsrichter fort. "Wie lange waren Sie in diesem Verhältnis?"

"Etwa vier Jahre, mein Herr. Seit ich vom Militär frei bin."

"Richtig. Sie waren Soldat. Ihre Militärpapiere weisen aus, daß Sie sich mit Ausnahme eines Falles immer gut aufgeführt haben. Was war doch das?"

"Ich habe einmal in Caserta Arrest gehabt wegen eines Mädchens, das —"

"Na, lassen wir es, wenn es Ihnen unangenehm ist, davon zu reden. Es hat nichts zu sagen. Kommen wir zu unserer Sache. Warum haben Sie Ihren Dienst in der Villa Miramar verlassen?"

"Es gefiel mir nicht mehr, Herr Untersuchungsrichter."

"Wieso? Haben Sie Streit gehabt? Oder hat man Sie fortgeschickt?"

"Keines von beiden. Ich habe dem Herrn Grafen gesagt, daß ich seinen Dienst verlassen wolle, um nach Neapel zu gehen, weil ich hoffte, dort mehr zu verdienen. Graf Enea sagte mir noch, daß er mir Empfehlungen an seine Freunde mitgeben wolle, aber ich wies das zurück. Ich wollte das nicht."

"Sie wollten das nicht? Aber dazu müssen Sie doch einen Grund gehabt haben?"

"Gewiß habe ich den gehabt."

"Und welchen?"

"Herr Untersuchungsrichter, ich kann Ihnen nur sagen,

daß ich mit dem Grafen Enea nichts mehr zu thun haben wollte. Es sollte aus sein zwischen uns, und deshalb wollte ich auch von seinen Freunden nichts wissen.“

Der Untersuchungsrichter sah ihn wieder scharf an. Peppino machte sein unschuldigstes Gesicht.

„Lieber Freund, mit solchen unbestimmten Ausflüchten kommen Sie hier nicht durch, das sage ich Ihnen. Wir wollen eben wissen, was vorgegangen ist, und können uns nicht damit zufrieden geben, wenn Sie sagen: „Ich weiß das nicht, oder ich kann nur das und das sagen.“ Sie müssen alles sagen. Weshalb also wollten Sie mit dem Grafen di Monteverde nichts mehr zu thun haben?“

Peppino machte eine verlegene Pause.

„Ich weiß nicht,“ begann er endlich zögernd, „eine geheime Furcht, daß es ihm einmal noch recht schlecht gehen könne, machte mir Angst.“

„Na, warten Sie mal. Dieser geheimen Furcht wollen wir doch etwas näher auf den Grund gehen. Sie waren natürlich schon in der Villa Miramar, als Gräfin Malvesina starb?“

„Ja.“

„Sie haben natürlich auch von den Gerüchten gehört, die umgehen und besagen, daß Gräfin Malvesina keines natürlichen Todes gestorben sei?“

„Herr Untersuchungsrichter,“ erwiderte Peppino wieder sehr ängstlich, „ich habe davon gehört und weiß auch — ich — ich — nein, die Madonna möge mich behüten und bewahren, von irgend einem Christenmenschen so etwas zu behaupten.“

Wieder sah ihn der Untersuchungsrichter prüfend an, bemerkte seine Verwirrung und lächelte dann überlegen. Es mochte ihm als ein leichtes erscheinen, aus dem Zeugen alles herauszubringen. Geminiani war noch ein junger Beamter und stand noch im Anfang seiner Laufbahn,

es war seine erste „große Sache“, die er jetzt in Händen hatte, war bis dahin nur mit kleinen Diebstählen, Messerstechereien, Wirtshausstreitigkeiten und dergleichen beschäftigt gewesen; aber er hielt sich für einen vortrefflichen Untersuchungsrichter, und das wollte er jetzt zeigen.

„Sie wissen also davon, daß man behauptet, Graf Enea habe seine erste Gemahlin vergiftet?“ fragte er wieder nach einer kleinen Pause.

„Herr Untersuchungsrichter, ich habe davon gehört, aber ich schwöre bei der Madonna und allen Heiligen, daß ich niemals diese Gerüchte weitergetragen habe.“

„Aber Sie glaubten daran, denn sonst hätte Ihre Furcht vor dem Ende des Grafen Enea keinen Sinn. Sie glauben auch heute noch, daß Graf Enea seine erste Frau vergiftet hat. Nicht wahr?“

„Ich muß wohl.“

„So? Sie müssen es sogar glauben?“ fuhr Geminiani lebhaft auf. „Und weshalb, wenn's beliebt?“

Peppino schien in fürchterlicher Verlegenheit zu sein, aber dem ausgezeichneten Geschick des Herrn Geminiani gelang es doch in verhältnismäßig kurzer Zeit, ihm die Geschichte von der Arseniktüte, wie sie Peppino seiner Zeit schon dem Doktor Gherardi erzählt, abzufragen. Nach kaum fünf Minuten mußte Geminiani alles und kam natürlich in folgedessen immer mehr ins Feuer.

„Und Sie haben den Grafen Enea in jener Nacht genau erkannt?“ fragte er aufgeregt.

„Ganz genau.“

„So, daß Sie den Vorgang in der Hauptverhandlung beschwören können?“

„Gewiß,“ erwiderte Peppino fest.

„Gut. Und nun erzählen Sie mir noch die näheren Umstände beim Tode der Gräfin Malvesina, soweit Sie sich deren noch entsinnen.“

„Es war zwei Tage nach der Geburt der kleinen Santina,“ begann Peppino, „als es plötzlich hieß, daß Gräfin Malvesina sehr krank sei. Sie habe sich an frischen Feigen, die sie für ihr Leben gern aß, den Magen verdorben. Bei ihrem Zustand konnte das wohl gefährlich sein. In der Nacht darauf war sie tot.“

„Aber im Totenschein steht doch Kindbettfieber als Todesursache.“

„Das Papier ist geduldig.“

„Aber der Cavaliere Lombardi wird doch nicht etwas bestätigt haben, wovon er nicht überzeugt war.“

„Lassen Sie sich nur einmal die Rechnung zeigen, die Graf Enea an den alten Lombardi bezahlt hat.“

„Wie? Sie meinen, daß Graf Enea den Arzt be-  
stochen habe?“

„Gott soll mich bewahren, so etwas zu meinen. Es wunderte mich nur, daß damals der alte Lombardi, der doch kaum noch stehen konnte, allein berufen war, den Totenschein auszustellen, wo doch andere Aerzte da waren.“

„So? Es waren noch andere Aerzte da?“

„Natürlich. Oder wenigstens einer.“

„Wie hieß er?“

„Gherardi, Dottore Enrico Gherardi.“

Geminiani machte sich hastig einige Notizen.

„Und nun sagen Sie mir noch eins, Don Giuseppe. Warum äußerten Sie denn nicht gleich damals Ihre Bedenken, da Sie doch die Geschichte von der Arseniktüte wußten?“

„Gott soll mich behüten und bewahren!“ entgegnete Peppino entsetzt. „Zunächst hatte ich damals ebensowenig wie irgend ein anderer Bedenken, denn diese traten erst auf, als nach Jahr und Tag die Gerüchte entstanden, die Sie kennen. Aber auch wenn ich damals oder später Bedenken gehabt hätte, so wäre ich wohl ein rechter Narr

gewesen, wenn ich sie hätte äußern wollen. Wo solche gelehrte Leute wie der Cavaliere Lombardi gesprochen hatten, brauchte ich nur den Mund aufzuthun, um sofort ins Gefängnis zu wandern. Mit unsereinem macht man kurzen Prozeß. Ich bin kein Graf. Außerdem konnte ich ja nichts beweisen. Konnte Graf Enea nicht auch Ratten vergiftet haben? Konnte er nicht hundert Erklärungen und Ausreden für diesen Vorgang haben? Nein, Herr Untersuchungsrichter, wenn wir armen Leute auch nicht viel gelernt haben, so dumm sind wir doch nicht, uns ohne Not die Finger zu verbrennen."

Damit war die Vernehmung Peppinos in der Hauptsache beendet. Ohne Zögern unterschrieb er das Protokoll, das Geminiani ihm vorlegte, und ging dann, den kleinen, steifen Filzhut unternehmend auf das rechte Ohr gesetzt, davon. Er hatte eigentlich vor, zunächst der kleinen Carmincella einen Besuch abzustatten. Urlaub hatte er einmal, und ob er diesen nun eine oder zwei Stunden länger ausdehnte, darauf kam nichts an. Auch schien es ihm, als ob er heute um einen großen Schritt seinem Ziele, der Verheiratung mit Carmincella, näher gekommen sei.

Trotzdem bog er, als er aus dem Gerichtsgebäude heraustrat, nicht links nach dem Hafen ab, sondern rechts und kehrte ins Hospital zurück. Es war ihm etwas Wichtigeres eingefallen, und ehe noch eine Stunde verging, mußte Doktor Gherardi Punkt für Punkt, was Peppino mit Herrn Geminiani verhandelt hatte.

Schon am nächsten Morgen stand der Arzt in dem kleinen, fahlen Zimmer, das dem Untersuchungsrichter Geminiani als Bureau diente, drückte in höflichen Nebenarten seine Ueberraschung aus, hierher gerufen worden zu sein, und wünschte zu wissen, um was es sich handle.

Geminiani war natürlich nicht weniger höflich, und

es schien den beiden einen gewissen Genuß zu verschaffen, sich gegenseitig in den verbindlichsten Worten die größte Hochachtung zu bezeigen.

„Und nun,“ sagte darauf der Untersuchungsrichter, „kommen wir auf unsere Angelegenheit, mein verehrter Herr Doktor. Sie werden die Güte haben, mir einige Fragen zu beantworten, die ich Ihnen vorzulegen habe.“

„Ganz zu Ihrer Verfügung, Herr Untersuchungsrichter,“ antwortete Gherardi verbindlich lächelnd, worauf wieder zwei Verbeugungen erfolgten.

„Sie waren vor drei Jahren Assistenzarzt des verstorbenen Cavaliere Lombardi und befanden sich als solcher in der Nähe, als die Gräfin Malvesina di Monteverde in ihrer Villa Miramar in Sorrent starb?“

„Ja, das stimmt. Es ist sogar schon etwas länger als drei Jahre her, wenn auch nur wenige Wochen.“

„Es kommt so genau nicht darauf an. Wenn Sie sich nur auf den Fall besinnen.“

„O, natürlich. So genau, als ob es gestern gewesen wäre.“

„Sehr schön. Sie haben die Tote selbstverständlich gesehen?“

„Gewiß. Ich bin die Nacht, in der die Gräfin starb, nicht aus dem Hause gekommen, weil mir der alte Lombardi, der, wie Sie wohl wissen, sehr kurzsichtig war, die Wache übertragen hatte.“

„So? Der alte Lombardi war kurzsichtig?“

„Und wie! Er konnte auf der Straße Mann und Frau auf zehn Schritte nicht mehr unterscheiden.“

Geminiani lachte laut auf und war offenbar sehr belustigt.

„Es durfte natürlich, solange er lebte, davon nichts verlauten,“ fuhr Gherardi launig fort, „denn das hätte der Praxis geschadet. Aber jetzt ist ja der alte Herr tot.“

„Natürlich, natürlich! Nun weiter. Ist Ihnen an der Todesart der Frau Gräfin nichts aufgefallen? Sie werden natürlich auch von den Gerüchten gehört haben, die sich in der dortigen Gegend über den Tod der Gräfin di Monteverde gebildet haben?“

„Nicht, daß ich wüßte, Herr Untersuchungsrichter. Das heißt, ich will nicht bestimmt sagen, daß ich nicht einmal da oder dort davon habe sprechen hören, jedenfalls habe ich aber der Sache keine Wichtigkeit beigemessen. Sie wissen ja wohl selbst, daß die Leute vielerlei zusammenschwäzen, so daß es nicht immer ratsam ist, darauf zu achten.“

„Sehr richtig, sehr richtig. Nur haben wir in diesem Falle doch Ursache, uns um diese Gerüchte zu kümmern, und ich muß Sie deshalb ersuchen, mir meine Frage, ob Sie an der Todesursache der Frau Gräfin etwas Auffallendes gefunden haben, möglichst genau zu beantworten.“

„Recht gern. Gräfin Malvesina starb gegen Morgen, etwa kurz vor vier Uhr. Zugegen waren in diesem Augenblick nur Lombardi, Graf Enea und ich, nebst einigen Dienern, die ab und zu liefen. Lombardi untersuchte die Tote und stellte eine Indigestion fest, die bei dem Zustand, in dem die Gräfin sich befunden — sie hatte zwei Tage vorher einem Töchterchen das Leben gegeben — verhängnisvoll geworden war. Graf Enea gab an, daß seine Gemahlin am Tage vorher einen außerordentlichen Appetit auf frische Feigen gehabt und davon eine ziemliche Anzahl gegessen habe.“

„Aber frische Feigen sind doch nicht so gefährlich.“

„O, unter Umständen wohl. Frische Feigen können sehr wohl eine starke entzündliche Wirkung ausüben, und Lombardi nahm auch sofort diesen Vorgang als Todesursache an und schrieb in den Totenschein „Kindbettfieber“, das, wie er glaubte, durch die Indigestion hervorgebracht

worden sei. Erst später, als es ganz hell im Zimmer geworden war, sah ich die Tote noch einmal genauer an und bemerkte kleine, etwas dunkler geränderte Flecken auf den Lippen. Ich öffnete ihr den Mund und sah, daß auch die Zunge solche Flecken hatte. Als ich Lombardi, wie es meine Pflicht war, aufmerksam darauf machte, sagte er mir wörtlich: „Ich weiß schon. Das ist nichts. Gräfin Malvesina nahm manchmal kleine Dosen Arsenik, um sich ihre Fülle und Frische zu erhalten.“ — Ich erinnere mich seiner Worte ganz genau.“

Der Untersuchungsrichter fuhr aufgeregt herum und sah den Arzt scharf an. „Sehr gut, sehr gut!“ sagte er hastig und fast ironisch. „Also Arsenik?“

„Ja, in ganz kleinen Dosen natürlich.“

„Und das kommt vor, Herr Doktor? Um der Eitelkeit willen?“

„O ja, das kommt sogar häufiger vor, als man glauben sollte. In Steiermark sind selbst die Bauernweiber Arsenikesserinnen.“

„Aber man stirbt doch nicht davon?“

„O nein. Dazu braucht es schon größere Dosen.“

„Eine Tüte voll?“

„Warum nicht gar. Eine kleine Messerspiße voll genügt.“

„Sie sind also sicher, daß Gräfin Malvesina Arsenik genommen hat?“

„Ja, der alte Lombardi hat es mir ja selbst gesagt.“

„Aber Sie wissen nicht, wie viel und ob die Gräfin daran gestorben ist?“

„Nein, das weiß ich nicht.“

„Aber vom Grafen Enea selbst könnte man doch wohl darüber Gewißheit erlangen?“

Doktor Gherardi lächelte etwas sonderbar und sah den Untersuchungsrichter achselzuckend an. „Wenn er so freundlich sein will, sie zu geben,“ antwortete er dann.



„Oho! Sie kennen uns schlecht, Herr Doktor. Wir sind nicht auf die Freundlichkeit eines solchen Herrn angewiesen; was wir wissen wollen, erfahren wir immer. Sie werden übrigens noch von der Sache hören.“

„Ich bin durchaus nicht neugierig. Sie wollen also wirklich aus der Angelegenheit etwas machen?“

„Die Sache ist so gut wie fertig. Die Akten gehen in den nächsten Tagen an die Staatsanwaltschaft zurück. Der Fall liegt ja klar. Die Flucht des Grafen Enea ins Ausland spricht an sich schon deutlich genug. Dazu kommen die sonderbaren Vermögensverhältnisse, diese neuerliche Verlobung —“

„Welche Verlobung?“

„Nun, die Verlobung des Grafen Enea. Wissen Sie davon nichts?“

„Nein. Wie heißt denn seine zweite Braut?“

„Signorina Severa de Mendrissi, gebürtig aus Turin. Sie lebte ja seit anderthalb Jahren in Neapel. Kennen Sie die Dame nicht?“

„Flüchtig. Wie man Patienten kennt. Ich habe ihren Vater behandelt, der hier starb. Ist sie reich?“

„Sehr.“

„Dann gratuliere ich dem Grafen di Monteverde.“

„Na, so weit sind wir noch nicht. Wer weiß, ob —“

„Bah, ein Graf! Es wird so schlimm nicht werden.“

Dann reichten sich die Herren zum Abschied die Hände und trennten sich in höflichster und verbindlichster Weise.

(Fortsetzung folgt.)





# Die ersehnte Stunde.

Novelle von Emma Merk.

Mit Illustrationen  
von R. Mabu.



(Nachdruck verboten.)

Auf einer Bank am Schluchtenweg, ganz nahe bei dem Kärntner Dörfchen Mallnitz, saß ein junges Mädchen völlig versunken in einen Brief. Es stand im Grunde nicht viel auf dem Blatt, das sie in der Hand hielt. Allerdings, der gelbe Bogen war voll geschrieben, aber mit so großen Buchstaben, in so mächtigen Zügen, daß sich rasch eine Seite füllte. Sie aber konnte immer wieder, wenn sie zum Schlusse gekommen war und eine Weile lächelnd vor sich hin geträumt hatte, bei den ersten Worten von vorne anfangen: „Meine liebe, schöne Heddy!“

Es war wunderbar kühl in dem stillen Winkel, in dem sie ihren Brief genoß. Nur über die hohen Tannen sah man den heißen Sommerhimmel hereinblinzeln. Um sie her wildes Felsgewirr, von feuchtem Moos, üppigen Farnbüscheln und großen Hufblattichblättern überwuchert; aufeinander getürmte Steinbrocken, zwischen denen noch da und dort ein Fichtenbäumchen aufsproßte, aber auch manch alter, niedergestürzter Stamm vermoderte. Mit rasender Wucht schoß der Bergbach thalabwärts, in gischt-schäumenden Fällen über die Steinblöcke weg, die grüne Wildnis mit feinem Rauschen erfüllend.

Heddy lauschte diesen Urweltslauten in freudigem Entzücken und vertiefte sich wieder in ihren Brief, den sie längst hätte auswendig hersagen können. Aus den Zeilen sprach auch eine wilde, trostige Kraft, die ihr förmlich im Einklang schien mit der gewaltigen Natur um sie her; eine Kraft, die sie bewunderte, die sie liebte, von der sie sich gerne hätte forttragen lassen in unbekannte Fernen.

„Du Lieber, Wilber!“ sagte sie einmal laut vor sich hin, in einem Wonnegefühl, hier, wo das Rauschen jeden Ton verschlang, ihr Geheimnis hinausrufen zu dürfen in die große Einsamkeit. Ganz scheu, nach einem forschenden Blick, ob sie auch wirklich ganz allein sei, fügte sie hinzu: „Geliebter Hermann!“

Geschrieben hatte sie ihm wohl das süße Wort. Wenn sie es ihm nur endlich, endlich sagen dürfte! Wie lang, wie endlos lang sie sich nicht mehr gesehen hatten! Hermann war ihr Vetter, und da sie früh die Eltern verloren und im Hause ihrer Tante eine Zuflucht gefunden hatte, so erzählten ihre ersten Kindererinnerungen ihr schon von dem großen Jungen, der sie geneckt und gequält und den sie trotzdem als lustigen Spielfameraden geliebt hatte. Später war Hermann nur wenig zu Hause gewesen. Seine Mutter, die Witwe geworden, vermochte den kraftvollen Trozkopf nicht zu händigen und mußte es der Schule überlassen, ihn Gehorsam zu lehren. Wenn er in den Ferien sich einfand, kümmerte er sich wenig um das kleine Ding, das schüchtern neben seiner Mutter herlief und ihn anstaunte, ob er nun lateinische Brocken hinwarf, Gelehrsamkeit auskramte oder seine Meisterschaft im Turnen und Schwimmen zeigte.

Aber als er dann als Erwachsener, als Zwanzigjähriger dem herangeblühten Mädchen von sechzehn Jahren gegenüber stand, da war's anders geworden. Ueberrascht, entzückt hatte er sie angestarrt und dann mit seiner lauten

Stimme gerufen: „Heddy, du mußt meine Frau werden, du und keine andere!“

Wie stolz sie gewesen war auf seine Bewunderung! Wer unter allen jungen Männern konnte sich mit ihm vergleichen? Er überragte schon jeden um Haupteslänge, und so kühn und gebietend blickten seine blauen Augen in die Welt, daß unwillkürlich alle sich ihm unterordneten.

Feierlich verlobt hatten sie sich damals noch nicht. Die Mutter Hermanns wußte nicht, daß sie sich gut waren. Aber wenn sie allein blieben, dann flüsterte er ihr wohl leidenschaftlich zu: „Hüte dich, an einem anderen Gefallen zu finden! Ich schieße ihn nieder, wahrhaftig, das thue ich.“

Sein drohendes Stirnrunzeln, seine herrische Kopfbewegung hatten ihr ein wonniges Gruseln hervorgerufen.

Und zuweilen, bei einem gleichgültigen Anlaß, sagte er: „Wenn du meine Frau bist, darfst du nie Vila oder Braun tragen. Diese Farben hasse ich.“ Oder: „Wenn du meine Frau bist, kaufen wir uns ein Tandem.“ — Einmal hatte er auch bekannt: „Ich bin noch zu jung zum Heiraten, weißt du. Ein Mann muß erst ein wenig austoben.“

Aber wenn sie auch nicht seinen Ring am Finger trug, sie glaubte felsenfest an ihn, und die lange, lange Trennung, die auf jene kurzen, schönen Sommertage folgte, verklärte nur sein Bild in ihrem Herzen, steigerte ihr Sehnen nach der seligen Zukunft an seiner Seite. Tief verschlossen trug sie ihr süßes Liebesgeheimnis, zufrieden wartete sie in stiller Treue, bis er „ausgetobt“ hatte.

Hermann war auf Reisen gegangen, nach England, Frankreich und Italien, um die dortigen großen Geschäftsbetriebe kennen zu lernen, ehe er die Fabrik seines verstorbenen Vaters übernahm.

Aber nun mußte bald der herrliche Tag kommen, an

dem er sie vor aller Welt seine Braut nannte. Er war zurückgekehrt. Er war feierlich von sämtlichen Angestellten und Arbeitern als Prinzipal begrüßt worden. Ein unglücklicher Zufall hatte ein Wiedersehen zwischen ihnen jedoch vereitelt. Heddy war mit einer Freundin der Tante am Gardasee gewesen, während der Geliebte, früher als sie erwartet, heimgekehrt war. Sie hatte die kränkliche Dame unmöglich verlassen können, so mächtig es sie auch fortzog aus der sonnigen Bläue des Südens. Und nun saß die Tante, die in Franzensfeste mit ihr zusammengetroffen war, seit Wochen hier in dem stillen Kärntner Dorfe, und sie wußte, daß Hermann gar nicht fern von ihr auf den höchsten Bergen herumkletterte, und verging vor Ungeduld, ihn zu sehen, vor Sehnsucht, ihn auf seinen kühnen Wegen zu begleiten. Er war einer der waghafzigsten Touristen. Er hatte in der Schweiz die höchsten Gipfel erklimmt und die kühnsten Uebergänge ohne Führer zurückgelegt. Aber sie war fest überzeugt, daß an seiner Seite kein Schwindel sie packen, keine Gefahr sie erschrecken würde.

Auf dem schmalsten Grat wollte sie ihm folgen, über Gletscherspalten, am dräuenden Abgrunde hin. Droben, auf der Spitze, sollte er ihr dann sagen: „Brav, Heddy, du hast wirklich Schneid!“ Wie sie dann beide in die Welt hinunterjauchzen könnten in stolzem Siegesgefühl! —

Schritte erklangen in ihrer Nähe. Sie steckte rasch ihren Brief in die Tasche und sah mit ziemlich ungnädiger Miene dem jungen Manne entgegen, der aus dem Tannendunkel heraustrat und sie mit aufleuchtendem Gesichte grüßte.

„Grüß Gott, Fräulein Kramer.“

„Guten Tag, Herr Doktor.“

„Hier also ist Ihr Versteck, gnädiges Fräulein?“ sagte Doktor Kronau, neben ihr Platz nehmend. „Ihre Tante

sitzt unter dem Lindenbaum auf der großen Wiese ganz allein.“

Sie meinte einen leisen Vorwurf aus seinen Worten über ihre Vorliebe herauszuhören, sich in die Einsamkeit zu vergraben, denn sie sagte abwehrend: „O, Tante Klara



liebt die Sonne. Ich mag nicht ewig diese Dorfidylle bewundern. Mir gefällt diese düstere Stimmung hier.“

Seine Augen hingen so bewundernd an ihrem jungen Gesicht, daß er einen Moment völlig vergaß, zu sprechen. Sie hatte große, edelgeschnittene Züge, und ihre Haut war von einer seltenen Zartheit und rosigen Färbung bei

den dunklen Augen und dem glänzendschwarzen Haar. Wie sich das so tief an die niedere, weiße Stirne schmiegt und in flachen Scheiteln den schöngeformten Kopf umhüllt! Und dieser ernste Mund, die weichgerundete, schlanke Wangenlinie! Ihre Schönheit packte und überraschte ihn immer wieder wie an dem ersten Tage, da er nach einsamer Wanderung in das weltentlegene Dörfchen gekommen war und plötzlich auf der sonnenlichtdurchflimmerten Veranda das wunderbare Mädchen Gesicht erblickt hatte.

Bei dem in Mallnitz herrschenden gemüthlichen Verkehr der Sommerfrischler war es ihm nicht schwer geworden, sich Frau v. Werfen, der Tante des Fräuleins, zu nähern und mit den beiden Damen bald auf ganz vertraulichem Fuße zu verkehren. Es hatte ihn ungemein gereizt, Heddy's Wesen zu ergründen, das ihm voll von Widersprüchen schien, aus dem er nicht recht klug zu werden vermochte. Die herben Ansichten, die sie zuweilen äußerte, die kühle Ablehnung, die sie gegen sein warmes Interesse, ja selbst gegen die zärtliche Fürsorge ihrer Tante an den Tag legte, paßten so wenig zu dem schwärmerischen Ausdrucke ihrer Augen, daß er wohl fühlte, ihr Wesen müsse von einem fremden Einflusse beherrscht werden und ein heimliches Sehnen ihre Gedanken ablenken, ihr diese frostige Gleichgültigkeit für ihre Umgebung einflößen. Er wollte die grausame Gewißheit nicht haben, daß sie einen anderen liebe; er fürchtete sich vor dieser Entdeckung, denn er mußte an sich selbst erfahren, wie gefährlich es ist, an einem Wesen mit rosigem Wangen und leuchtenden Glutaugen Seelenstudien anzustellen.

Er war zum erstenmal ernstlich verliebt. Mit einem schweren Seufzer gestand er sich das ein. Bisher hatte er so rastlos gearbeitet, sich mit so unermüthlichem Eifer in seine Wissenschaft vertieft, daß ihm wenig Zeit übrig geblieben war für Liebesabenteuer. Und nun, da er end-

lich am Ziele stand, da er mit sechsundzwanzig Jahren als Privatdozent der Botanik an der Münchener Universität lebhaft besuchte Vorlesungen hielt und die Aussicht hatte, bald Professor zu werden, nun, da er sich einmal ausruhen wollte, mußte sein Herz ihm diesen Streich spielen und ihn mit solcher Gewalt in eine hoffnungslose Neigung verstricken.

Wenn ihr schönes ernstes Gesicht ihn nur nicht so abgeschreckt hätte! Aber dem gegenüber fand er nie ein vertrauliches Wort.

„Ihr Wohlgefallen an dieser kalten Hochgebirgsnatur hat etwas Ueberraschendes für mich, gnädiges Fräulein,“ sagte er nach einer Weile. „Sie machen einen so südlischen Eindruck, daß man denken sollte, Sie müßten sich immerfort sehnen nach dem blauen Meer, nach einer farbenprächtigen italienischen Landschaft. Wenn Ihre dunklen Augen zuweilen so verträumt in die Ferne schauen, dann fallen mir die schönen Worte der Iphigenie ein: „Das Land der Griechen mit der Seele suchend.“

Sie lächelte, unwillkürlich geschmeichelt von seiner liebevollen Beschäftigung mit ihrer Person, und sagte herzlicher und heiterer als sonst: „Aber ich bin doch in Wien geboren, habe keinen Tropfen südlischen Blutes in den Adern und hatte in diesem Frühjahr an dem schönen Gardasee sogar Heimweh.“

Gleich darauf aber schien sie die freundliche Regung, die ihre Eitelkeit ihr wachgerufen, als ein Unrecht, als eine Treulosigkeit gegen den fernen Geliebten zu bereuen, denn sie erhob sich mit einer fast ungeduldrigen Bewegung. „Tante Klara wird mich erwarten,“ und schritt eiligst vor ihm her auf dem schmalen Pfade.

Nach der düsteren Schlucht, in die kein Lichtstrahl mehr fiel, nach dem betäubenden Wasserrauschen wirkte das offene Thal, das Dörfchen in der Abendsonnenglut ganz



überraschend friedlich und heiter. Durch die schmale Dorfstraße wurde das weidende Vieh zu den zerstreut liegenden Hütten zurückgetrieben. Das tiefe Geklingel der Kuhglocken, das hellere der Geißenschellen, der Duft des Heus erhöhten noch den behaglichen Eindruck. Um den Mallnitzer Kirchturm flatterten Schwalben. In dem kleinen Gottesacker knieten ein paar Bauernfrauen vor den Gräbern, um sie für den morgigen Feiertag zu schmücken; feurig glühten die roten Georginen in den Kränzen. Wie ein gewaltiger Rahmen ragten hinter dem kleinen Dorfe die Hohen Tauern empor zu dem gelbgesäumten blauen Augusthimmel.

„Giebt es etwas Entzückenderes als solche Abendstimmung?“ frug Kronau in warmer Begeisterung, und seine Augen forschten auf dem lichtüberstrahlten Gesicht seiner Begleiterin nach einem Ausdruck der Zustimmung, nach einer weichen Bewegung. Aber ihre Gedanken waren weit fort, wanderten mit Hermann über sonnenglühende Firnfelder, und mit wilder Sehnsucht schaute sie zu einem scharfbeleuchteten Felszacken hinauf, der sich schroff und kühn über alle anderen erhob.

„O ja, es giebt Schöneres!“ erwiderte sie leidenschaftlich. „Da droben sein! Herabschauen, nicht hinauf. Frei auf der Höhe in einer großen Einsamkeit schwelgen, nicht ewig nur im Thal stecken, eingeschlossen, gefangen in dieser Enge!“

Heddy's Tante, Frau v. Werfen, die ihnen entgegengekommen war und nun mit ihnen den Wiesenweg zurückschlenderte, warf einen besorgten, fast erschrockenen Blick auf das junge Mädchen, als hätten die heißen Worte ihr Tiefere verraten als eine bloße Sehnsucht nach Bergsport.

Sie war eine jener zarten Blondinen, die auch in reiferen Jahren etwas Weiches, Kindliches bewahren, einen

sanften Liebreiz in dem Lächeln des feinen Mundes, in dem Blick der hellen Augen.

„Aber liebes Kind, dieser Wunsch ist doch erfüllbar. Ich bin gerne bereit zu einer Bergbesteigung. — Sie kommen auch mit, nicht wahr, Herr Doktor?“ wendete sie sich an den jungen Mann, der eifrig zustimmte.

„Solch ein harmloser Spaziergang reizt mich gar nicht, Tante. Ich denke es mir nur schön, da zu gehen, wo kein anderer sich hinwagt, wo es Gefahr zu überwinden giebt, wo man mit kühnem Trotz die wilde Natur besiegt. — Doktor Kronau bleibt immer nur auf den markierten Wegen, wo es hübsch sicher ist,“ fügte sie geringschätzend hinzu.

Dem jungen Mann stieg eine zornige Röte in die Stirne. „Für mich hat allerdings die Natur da mehr Reiz, wo noch nicht alles Leben und Blüten in Schnee und hartem Gestein erstickt. Das ist Geschmacksache. Und zu dem eigentlichen Bergsport, der von sich reden machen will, gehört eine gewisse Eitelkeit. Ich gestehe, daß ich für meinen Ehrgeiz andere Ziele weiß als einen Kletterpfad, auf dem ich nicht bloß mein Leben, sondern auch das meines Führers aufs Spiel setze.“

„O, wer den rechten Mut hat, der geht allein!“ unterbrach sie ihn.

Er fühlte mit heiß erwachender Eifersucht, daß sie mit einem lebhaften, persönlichen Interesse über die Sache sprach, und erwiderte erregt: „Und die Führer können nach ihm suchen, wenn ein Nebel einfällt oder ein Schneesturm ihn erwischt. Ich habe einmal mitgeholfen, als man einen Leichtfertigen herunterholte, der auch den „rechten Mut“ gehabt, wie Sie wohl sagen würden, gnädiges Fräulein, der sich zu Ostern führerlos in die furchtbaren Schneemassen des Höllenthalferners wagte und dann zwei Nächte lang, völlig entkräftet, in den Riffelwänden liegen bleiben mußte.“

„Sie haben mitgeholfen?“ unterbrach Heddy ihn mit unläugbarem Staunen.

„Allerdings. Es handelte sich dabei nicht um ein Vergnügen, sondern um eine ernste Pflicht, um ein Menschenleben. Jeder rechte Mann muß bereit sein, in solchem Fall dem Tod zu trotzen. Aber aus Spaß, aus Uebermut — nein! Der junge Mann wäre verhungert und erfroren, wenn er noch länger dort oben liegen geblieben wäre; ich hörte ihn um Hilfe rufen, als ich auf den „harmlosen markierten Wegen“, die Sie so verächtlich finden, botanisirte. Ich versichere Sie, es klang sehr kläglich, sehr jammervoll. Ich glaube, mein verehrtes Fräulein, Sie idealisiren sich den Reiz einer Gefahr, der Sie nie ins Auge geschaut haben.“

Frau v. Werfen nickte zustimmend, aber Heddy hatte den Kopf zurückgeworfen und sah den Begleiter feindselig an, als hätte er versucht, ihren stolzen Geliebten herabzusetzen und den kühnen Mut, den sie an ihm bewunderte, zu verkleinern. Sie behielt ihre ablehnende, trozige Miene, als sie sich nun vor dem stattlichen Mallnitzer Posthause verabschiedeten.

Kronau wünschte den Damen, die auf Heddys Verlangen den Abend allein auf ihrem Zimmer zubringen und nicht mehr in die Veranda herunterkommen wollten, recht verstimmt gute Nacht. Er sagte sich zum hundertstenmal, daß es gescheiter sei, abzureisen — und blieb dennoch. —

Heddy trat oben im zweiten Stock, wo ihre hübsche Wohnung war, sofort auf den Balkon hinaus und wollte wieder in ihre Träumerei versinken; aber die Tante rief nach ihr.

„Sieh 'mal, Kind, diese wunderbaren Erdbeeren hat Doktor Kronau heute für dich geholt. Er muß hoch oben auf dem Berg danach gesucht haben, nur weil du vor

ein paar Tagen bedauert hast, daß die Erdbeerzeit vorüber ist. Das ist doch sehr liebenswürdig und aufopfernd von ihm. Ich begreife überhaupt nicht, warum du so ablehnend gegen ihn bist. Er ist wirklich ein netter, feiner, herzensguter Mensch. Und du kannst dir doch nicht verhehlen, daß er dich lieb hat.“

„Aber Tante — gerade deshalb. Ich habe ja nichts gegen ihn, wenn ich auch zuweilen mit ihm streite. Schließlich könnte ich ja ebenso freundlich gegen ihn sein wie gegen jeden andern Bekannten. Aber in diesem Fall! Wenn er mich lieb hat! Es wäre doch falsch, wenn ich mit Liebenswürdigkeiten und einem zuthunlichen Wesen eine Neigung anfeuern würde, die ich nicht erwidern kann und will.“

„Warum kannst und willst du das nicht, Heddy? Ich meine, eine so warme Zuneigung eines klugen, obendrein ganz hübschen jungen Mannes müßte dir doch Eindruck machen.“

Heddy schwieg. Ihr schönes Gesicht sah sehr ernst aus. Sie kämpfte mit einem Entschlusse. Dann schlug sie die dunklen Augen mutig zu der Tante auf und sagte: „Seine Neigung kann mir keinen Eindruck machen, weil ich einen andern lieb habe.“

Frau v. Werfen seufzte und wendete, wie verwirrt von dem heißen Blick, das Gesicht ab.

Sie frug nicht: Wer ist jener andere? Sie ahnte lange, sie wußte nun, wer es war. Ihr eigener Sohn, ihr waghaltiger Hermann, der sich auf den einsamen Berg Höhen herumtrieb, nach denen Heddy sich so leidenschaftlich sehnte.

Mit einer gewissen Scheu vermied sie es, den Namen zu hören.

„Du wirst es gewiß herzlos finden, Heddy,“ sagte sie mit ihrem sanften Lächeln, „wenn ich die erste Neigung

eines jungen Mädchens nicht recht ernst nehme. In meinem Alter hat man zu oft erlebt, daß sich solch eine Schwärmererei als gründlicher Irrtum erwies.“

„Tante, Tante, sage das nicht, du weißt nicht —“ rief Heddy in leidenschaftlicher Abwehr.

„Laß mich nur reden, Kind. Sieh, ich kann mich selbst recht gut erinnern, wie man sich mit sechzehn oder siebzehn Jahren verliebt. Nicht das Verständnis für einen Menschen entscheidet, nur der Zufall und Außerlichkeiten. Man will eben verliebt sein, nachdem man so und so viele Romane gelesen hat, und da man meistens keine große Auswahl an Bekannten hat, nimmt eben der erste junge Mann, mit dem man zusammenkommt, den man näher kennen lernt, die Phantasie gefangen. Man hätschelt und pflegt dann dieses Idealbild.“

Heddy war glühend rot geworden. Sie fühlte nun, daß Hermanns Mutter wußte, wem sie ihr Herz geschenkt hatte. „Wie kannst du so sprechen, Tante! Gerade du?“ stammelte sie erschrocken, entrüstet. „Du kennst ihn doch, du mußt einsehen —“

„Still, still, Kind!“ unterbrach Frau v. Werfen sie rasch. „Wir wollen gar nicht von ihm sprechen. Ich kann dir nur wiederholen: Es giebt kein größeres Glück für eine Frau, als von einem guten Menschen, wie Kronau, treu und tief geliebt zu werden. Ich kann dich nur warnen, dich in Illusionen zu wiegen. Du könntest es bitter bereuen, wenn du dieses beste Geschenk, das dir das Geschick bieten will, in eigensinnigem Trotz von dir weisen würdest. Aber freilich, man versteht einen wohlgemeinten Rat nicht zu würdigen, solange man noch so jung ist wie du, mein Kind.“

„O Tante!“ rief das Mädchen in leidenschaftlicher Erbitterung. „Ich verstehe deinen Rat viel, viel besser, als du glaubst.“

Kämpfend gegen die aufsteigenden Thränen, mit brennenden Augen eilte sie aus dem Zimmer.

Im Halbdunkel lehnte sie am Fenster und schaute in wilder Verzweiflung zu den ersten Sternen empor, die am Nachthimmel aufblitzten. Nie in ihrem Leben war sie sich so verlassen, so einsam auf der Welt erschienen wie in dieser Stunde. Bisher hatte sie kaum gefühlt, daß sie früh Waise geworden war. Die Tante, eine Stiefschwester ihrer Mutter, hatte ihr die verlorenen Eltern ersetzt, und sie war sich wie geborgen erschienen in dieser treuen, zärtlichen Liebe. Aber nun brach dieser Halt jählings zusammen. Nun zeigte sich ja die Grenze dieser Liebe. Wenn Tante Klara sie wirklich wie ihr eigenes Kind ins Herz geschlossen hätte, dann mußte das Verständnis, das sie ihr eben abgepreßt, ihr doch freudige Nahrung erweckt haben. Die beiden, die ihr am nächsten standen, waren sich gut; und die Nichte blieb als Tochter in ihrem Hause, in ihrer Nähe, aufs innigste mit ihr vereint! Aber dieses mütterliche Gefühl war eben doch nur eine Täuschung gewesen. Mit dem ersten besten wollte sie die Nichte verheiraten, nur um sie aus Hermanns Augen wegzuräumen, nur damit sie aus dem Wege war!

O, wenn die Tante sich auch für eine Idealistin hielt und über Adelsstolz lächelte, in diesem Punkte dachte sie eben wie alle „praktischen“ Frauen und träumte für ihren Sohn eine reiche, vornehme Partie. Die sonst so geliebte Heddy kam als Schwiegertochter nicht in Betracht. Sie war ja ein armes Ding, ohne Vermögen, ohne Familie; nicht einmal eine Baroneß.

Ein dumpfes Mißtrauen stieg plötzlich in ihr auf. Wie blind sie gewesen war! Tante Klara hatte längst ihre Liebe zu Hermann durchschaut und, als gefährliche Feindin ihres Glückes, jede Begegnung zwischen ihnen zu

vereiteln gesucht. Vielleicht hatte sie nur deshalb so fest darauf bestanden, daß Hermann mehrere Jahre im Auslande zubringen solle, weil sie hoffte, er würde in der Entfernung seinen Sinn ändern. Jedenfalls war es kein Zufall, nein, eine heimtückische Absicht, daß sie gerade an den Gardasee verreisen mußte, während er heimkam.

Eine wilde Kampfeslust erwachte plötzlich in ihr. Nun mußte sich zeigen, wer die Stärkere sei: sie oder die Mutter. Ein Gefühl von Kraft, von siegesgewissem Mut durchrieselte sie. War sie nicht jung und hübsch? Warum sollte der Mann, der sie lieb hatte, von ihr lassen?

Mit raschem Entschluß zündete sie ihre Lampe an und schrieb einen langen Brief an Hermann. Der kameradliche Ton, den sie sonst anschlug, wollte ihr in ihrer erregten Stimmung nicht mehr gelingen. Ihre Zeilen wurden förmlich durchtränkt von Sehnsucht nach einem Wiedersehen, von Klagen über ihr langweiliges Herumficken in dem eingeschlossenen Thal.

Er hatte ihr als seine Adresse Heiligenblut angegeben, und ihr Brief mußte überraschend schnell über die Berge gewandert sein, denn schon nach ein paar Tagen brachte ihr ein Tourist, der sonnenverbrannt von den Tauern herunterkam und der sich ihr, nach einigem Herumsuchen nach Fräulein Heddy Kramer, vorstellen ließ, eine Antwort von Hermann v. Werfen, den er auf dem Glocknerhause getroffen hatte.

Ihre Tante hatte die kurze Unterredung mit dem Fremden nicht mitangehört, und so konnte Heddy ihr die Botschaft von Hermann verschweigen. Sie wußte, es war grausam. Die Mutter hatte keine Nachrichten von dem Sohn und ängstigte sich um ihn, wenn er auf seinen gefährvollen Klettertouren unterwegs war. Sobald die Zeitung kam, griff sie danach und forschte mit blassem Gesicht unter den alpinen Nachrichten. Es schwebte Heddy

auf den Lippen, sie zu beruhigen; aber sie unterdrückte ihr Mitleid. Warum war die Tante mit ihrer Liebe nicht einverstanden! Es schien ihr förmlich Pflicht, zu trogen.

Auch Frau v. Werfen sagte kein Wort über ihre heimlichen Sorgen um den Sohn. So verbargen sich die beiden ihre Gedanken, obwohl oder gerade weil diese sich mit derselben Person beschäftigten.

Kronau, der Heddy's Gesicht mit beobachtender Liebe studierte, erriet wohl, daß sie von einer ganz bestimmten Idee beherrscht war.

„Ihre Gedanken sind weit fort von uns, gnädiges Fräulein,“ sagte er einmal. „Sie sehen zuweilen mit einem solchen Entzücken zu den Tauern empor, als schauten Sie dort oben Wunderbares, das uns armen Sterblichen verschleiert ist.“

Heddy blickte den Doktor ganz betroffen an. Dann lachte sie übermütig auf. Es war merkwürdig, wie gut er ihre Empfindungen erriet.

Ja, sie sah das Glück dort oben schweben auf dem Tauerngipfel. Auf der lustigen Höhe sollte ihr werden, was sie lange ersehnt hatte: ein Wiedersehen, eine Wanderung mit dem geliebten Mann. Und gewiß auch endlich eine Aussprache, Klarheit über ihre Zukunft.

Eine Verlobung auf einsamem Gipfel gefeiert, in Eis und Schnee, in stolzer Freiheit — das war das Große, das Kühne, das Seltene, das sie einmal erleben wollte. Gewiß hatte sich Hermann eine solche Feststunde ausgemalt, als er ihr den Brief schrieb, den er der Post nicht anvertrauen wollte und deshalb durch den Touristen an sie bestellen ließ.

„Ich habe auch furchtbar Sehnsucht nach Dir, meine liebe, schöne Heddy. Darum mache ich Dir einen Vorschlag. Komm herauf auf den Mallnitzer Tauern. Ein



Spaziergang, ein Bummelweg. Wir wollen uns am 28. August um die Mittagsstunde da oben treffen. Und dann führe ich Dich auf einen hohen Berg. Keine zu starke Leistung natürlich. Wir müssen erst Deine Kraft erproben. Auf den Sonnenblick etwa. Jedenfalls wird es Dir gefallen, wenn Du zum erstenmal oben stehst auf einer mühsam erkletterten Höhe. Mach Dir nur nichts aus ein wenig ungünstigem Wetter, komm auf jeden Fall, bist ja ein tapferes Mädel. Und sage Mama nichts von dem Plan, oder doch erst im allerletzten Augenblick. Sie wird sonst tausend Bedenken haben, am Ende selbst heraufreisen wollen, eine Gesellschaft von langweiligen Mallnitzer Sommerfrischlern zusammentrommeln, und aus unserem schönen Wiedersehen wird ein alltäglicher Nachmittagsklatzch. Ich kenne das. Du brauchst Dir nur einen Führer zu nehmen, der Dir Deine Sachen trägt und Dir den Weg zeigt. Aber nimm nicht zu viel mit. Erste Bedingung für eine Alpinistin ist wenig Gepäck. Wenn Du in der Frühe aufbrichst, kommst Du noch vor der Hitze in die Höhe, was ich Dir raten würde. Ich bin sicher bis elf Uhr bei Dir.“

Heddy zauderte keinen Moment, dem Ruf zu folgen. Es fiel ihr auch gar nicht ein, daß dieses einsame Zusammentreffen mit einem jungen Mann ein besonderes Wagnis sei, bei dem sie ihren Ruf auf das Spiel setzen könnte. Was Hermann ihr riet, schien ihr gut und recht. Sie wußte, daß sie sich ruhig seinem Schutze anvertrauen durfte.

In aller Heimlichkeit bestellte sie einen Führer, kaufte einen Rucksack und packte ihn, während die Tante schlief.

Früh morgens, als es noch ganz still im Hause war, schlich sie an dem bestimmten Tage die Treppe hinunter, nachdem sie in die Thürspalte von Frau v. Werfens Zimmer ein Briefchen gesteckt hatte.

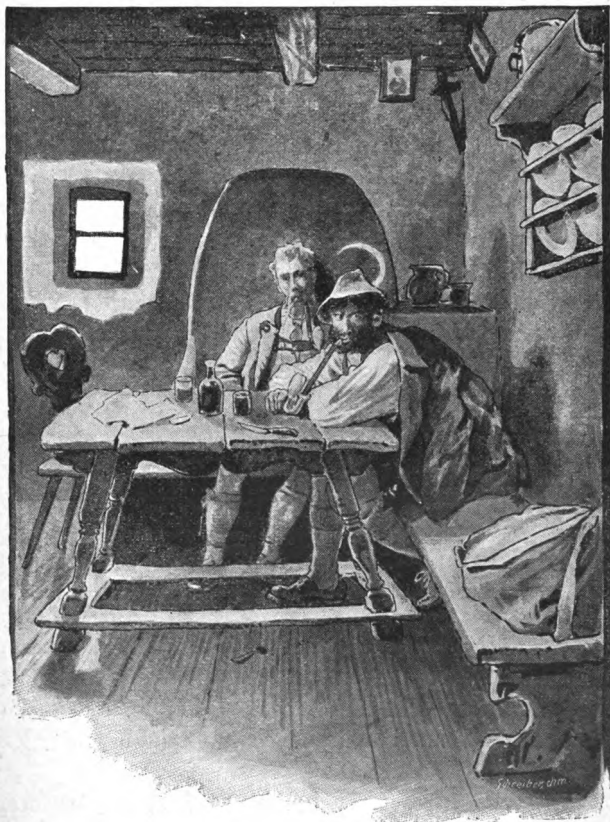
„Liebe Tante, erschrick nicht, wenn ich heute nicht beim Frühstück erscheine. Ich mache eine Bergpartie, treffe mit Hermann auf dem Mallnitzer Tauern zusammen und steige dann mit ihm auf den Sonnblick. Es ist sein Wunsch. Sei nicht böse, daß ich es Dir nicht früher mittheilte. Du würdest dieser Begegnung doch nicht zugestimmt haben, da meine Neigung für Deinen Sohn keine Gnade vor Deinen Augen findet. Aber sieh, Tante, jede erste Liebe ist bereit zum Widerstand, und Hermann sehnt sich nach mir wie ich mich nach ihm.“ —

Heddy meinte in ihrem ganzen Leben noch keine solch erwartungsvolle jubelnde Freude empfunden zu haben wie bei dieser Morgenwanderung in der erwachenden Sonne. Alles entzückte sie: das Glimmern der Bergbachwellen, die blaßroten Preiselbeeren zwischen den blühenden Grikabüscheln, die Almhütten, an denen sie vorüberkamen, das Fortflattern der Wolken, die noch die Gipfel eingehüllt hatten, das Emporklimmen in die immer einsamere Hochlandsstille.

Nur das Unterkunftshaus am fast erreichten Wegziel, dicht unter dem Grat des Mallnitzer Tauern, eine niedrige, gemauerte Hütte, die düster im Schatten der Felswand lag, erweckte das Entsetzen der jungen Touristin. Sie ließ den Führer eintreten, sah ein schmutziges, schwarzäugiges Weib in einem finsternen Gelaß am Herde herumhantieren und floh eiligst, mit einer Tafel Schokolade und einem Becher Milch zur Stärkung, wieder hinaus in die schöne, freie Bergluft. Allein klomm sie die letzte Strecke Weges empor bis zu dem kleinen Wetterhäuschen auf der Schneide, in dem eine Glocke hängt, die Wanderern im Nebel und Sturm ein Zeichen geben soll, daß sie nicht nach rechts abirren, dem Abgrunde zu. Heddy sah mit kindlichem Vergnügen, daß an schattigen Stellen hier noch Schnee lag, den die Sommer Sonne nicht fortzutilgen vermocht hatte.



Wie hoch sie doch schon gekommen war! In halb fröhlicher, halb feierlicher Stimmung setzte sie sich unter



eine Tanne, deren Zweige sie vor den schärfsten Sonnenstrahlen schützten, um hier in Wärme und herrlichem Windhauch auf den Geliebten zu warten.

Sie hatte von ihrem Plage aus einen wunderbaren

Ausblick auf die weite Bergfette, auf eisglitzernde Spitzen, sonnenbeleuchtete Schneewände und in blauem Duft ver-schwimmende Halben. Aber sie konnte auch den Weg überschauen, der von der anderen Bergseite heraufführte. Von dort her mußte er kommen. Eine, vielleicht zwei Stunden noch!

Wie sollte ihr klopfendes Herz diese letzte Spanne Zeit, die sich so endlos dehnte, ertragen? Einmal durchrieselte sie wilde Freude. Sie hörte Schritte, Stimmen. Aber es war ein wohlbeleibter Herr, der pustend, mit rotem Kopf hinter dem Führer heraufsteuchte, und sie wendete sich verächtlich ab. Eine Entweihung schien es ihr, daß gleichgültige Menschen diese Stätte betraten, auf der sie ihr Wiedersehen feiern wollten in himmlischer, lenzstillter Höhe.

Endlos langsam, in Erwartung und Enttäuschung ver-liefen die Stunden. Manchmal schloß sie wie erschöpft von dem aufreibenden Harren die Augen, bis ein herabrollen-des Steinchen, der leiseste Laut sie aufschreckte zu neuer Hoffnung. Hunger und Durst trieben sie endlich in die Hütte. Neben ihrem Führer, der sich langweilte, saß nur ein kohlschwarzer Geselle, dessen düstere Augen unheimlich aus dem Bartgestrüpp hervorfunkelten.

„Wie ein Mörder auf dem Theater,“ dachte Heddy unwillkürlich. Die Pfeife, die er phlegmatisch in einem Mundwinkel hängen hatte, gab dem Manne allerdings etwas beruhigend Harmloses, aber die Luft in dem engen Raum ward fast unerträglich durch den Geruch des schlechten Kanasters. —

Wieder saß Heddy stundenlang auf ihrer Hochwarte und starrte auf den schmalen Pfad, über den nun schon Schatten hinzogen.

„Der Herr kommt nit, und mit'm Anstieg auf'n Sonn-blick wird's heut' nig mehr,“ brummte plötzlich ihr Führer, der neben ihr auftauchte. „Ich mein', wir machen uns

auf und geh'n wieder hinunter nach Mallniß. Das Wetter gefallt mir nit."

"Der Herr wird kommen, ganz bestimmt," gab sie zur Antwort. "Wir werden dann sehen, was er beschließt."

Der Führer schüttelte mißbilligend den Kopf und sah auf die Wolkenwand, die sich von Westen heranschob, aber er war es gewöhnt, sich den Wünschen der Touristen zu fügen und zu schweigen, solange keine unmittelbare Gefahr drohte.

Trotz der Kühnheit, die sie gezeigt, ward Heddy aber nun die drückende, atemraubende Angst nicht mehr los: wenn Hermann wirklich nicht käme!

Aber nein! Das war ja unmöglich. Er mußte doch, daß sie hier saß und auf ihn wartete.

Hier stand es doch in seinem Brief, den sie wie einen Talisman immer wieder hervorzog. „Am 28. Um die Mittagsstunde.“

Er mußte kommen. Unbedingt — wenn nicht Furchtbare geschehen war.

Auf den Wegen, die er ging, lauerten tausend Gefahren. Täglich las man von Unglücksfällen in den Bergen, Lante ängstigte sich beständig um Hermann, auch wenn sie ihre Angst nicht verraten durfte. Gewiß war er führerlos einen halbsbrecherischen Kletterweg herabgestiegen. Sie dachte an Kronaus Schilderung von dem Verirrten, den er hatte um Hilfe schreien hören. —

In wilder Bestürzung blickten die traurigen Augen der Einsamen von einem der gewaltigen Gipfel zum anderen. Sie hätte hinausrufen mögen in wilder Verzweiflung: „Wo ist er? Wo verbergt ihr ihn? Was habt ihr ihm zuleid gethan, ihr unheimlichen Riesen?“

Als wollte die Bergwelt des armen geängstigten Mädchens spotten, flog nun ein Nebelschleier über den Grat hin und hüllte die leuchtende Abendlandschaft in düfteres

Grau. Ein eisiger Wind pfliff vom Norden her. Die kleine Glocke im Wetterhäuschen begann sich zu regen. Das Klang so bänglich in dem Halbdunkel, zwischen den drohenden Klagelauten, die an dem Felsen hinzitterten, daß Heddy wie gejagt zu der Hütte zurücklief und froh war, als sie durch die trüben Scheiben des winzigen Fensters Licht schimmern sah.

Und nun begann der Sturm; der Unwettersturm auf einer Berghöhe. An den rauchigen Hüttenwänden zuckte der Blitzschein hin wie feurige Schlangen. Der Boden schien zu zittern unter den furchtbaren Donnerschlägen, die grollend an dem Felsen wiederhallten. Ein Prasseln und Rauschen, ein Dröhnen und Wirseln, ein Wüten und Heulen, als jagten Scharen böser Geister, Verderben bringend, Vernichtung drohend, um diese einsame Menschenbehausung in der Hochlandswildnis.

Heddy saß wie betäubt, das Weinen stand ihr nahe; sie kämpfte mühsam die Thränen nieder vor den fremden Leuten, die laut vor sich hin beteten und bei jedem neuen Blitz das Kreuz schlugen. Und als nun gar der Führer nach einer Weile mit einer gewissen Schadenfreude bemerkte: „Jetzt heißt's halt hier bleiben über Nacht, Fräulein“ — da packte sie die volle Verzweiflung.

„Hier in dieser Hütte?“ rief sie, bleich vor Schrecken. Sie kauerte frierend auf der Holzbank vor dem Tisch, auf dem Käserinden, Aschenreste, Eierschalen in verschüttetem Bier und Wein herumschwammen, und harrete und wartete noch mit letzter Hoffnung, als müsse eine Befreiung für sie kommen, ehe die Nacht herabsank.

Aber kein Schritt näherte sich mehr der sturmmausachten Höhle, und der Regen ließ nicht nach. In einem Gefühl der Erstarrung zwang sie sich ein paar Löffel warmer Suppe über die Lippen, die das Weib in einem ruhigen Topfe auf dem Herdfeuer gekocht hatte. Es war

ihr ganz elend zu Mute, als sie sich in dem Nebengelafß ihr Lager zurechtmachen ließ. In einer Art Verschlag wurden ein paar wollene Decken auf das Heu gebreitet, das hier aufgeschichtet lag. Das Weib wünschte gute Nacht und schloß die Thür.

Im ersten Moment schien es Heddy eine Erleichterung, wieder allein zu sein. Aber in der Kammer wehte dumpfe Kellerluft. In ihren Plaid gewickelt, in ihren Kleidern, legte sie sich nieder, zog mit einem Schauder die Decke über sich und schickte sich an, die schrecklichste Nacht ihres Lebens zu übersehen.

Furchtbare Bilder drängten sich ihr vor die Augen und wurden schauerlicher, beängstigender in dem beginnenden Fieber, das ihr durch die Adern klopfte.

Hermann war sicherlich tot. Sonst wäre er gekommen, sie wußte es. Sie sah ihn zerschellt, blutend in einem Abgrund liegen. Und dann wieder meinte sie seine Hilfeschreie zu hören. Er lag verlassen zwischen wildem Gestein, vermochte sich nicht zu regen; er winkte ihr mit flehenden Augen — und sie war so weit, so weit! Sie konnte nicht zu ihm!

Ein Geräusch in ihrer Nähe schreckte sie auf aus ihrem krankhaften Halbschlummer. Sie war nicht allein in dem dunklen Raume. Mit zitternden Händen, mit todesbangem Herzklopfen strich sie eines der Wachszündhölzer an, die sie neben sich gelegt, und leuchtete in die von grauenvollen Bildern erfüllte Finsternis. Nur leere Wände! Tiefe Einsamkeit! Auch der Sturm schwieg nun. Aber sobald das Licht wieder erloschen war, begann aufs neue das Rascheln und Trippeln, das Zerren und Ragen. Es mußten Ratten sein, die unter dem Verschlag herumliefen, die ihre Schuhe gepackt hatten und als Beute hin und her zerrten.

Ein Kerzchen nach dem anderen zündete sie an und

hielt es in ihren müden, eiskalten Händen und starrte mit schmerzenden, fieberheißen Augen auf die tröstende kleine Flamme. Als ihr Vorrat erschöpft war, und ihre Uhr doch erst auf Zwei stand, brach sie in ein wildes Schluchzen aus und schlief endlich ein wie ein müde gewointes Kind.

Aus einem hangen Traum erwachend, sah sie einen Lichtschimmer. Es war wieder Tag geworden. Nicht Stunden, Wochen schien es ihr, seit sie in dieser Höhle lag. Ihr Kopf war schwer, ihre Glieder waren wie zer schlagen, ihr Puls ging hastig; sie fühlte sich sterbenskrank. Aber sie kämpfte die Schwäche nieder. Nur hinaus aus diesem Kerker! Lieber unter freiem Himmel liegen bleiben, nur nicht hier!

Sie fühlte sich schon erleichtert, als sie nur die Sonne wieder sah und sich den moderigen Geruch von Gesicht und Händen fortgewaschen hatte.

Neugierig schaute sie in ihren kleinen Taschenspiegel, ob ihre Haare in dieser Nacht nicht weiß geworden. Die Flechten waren noch tiefschwarz, aber aus ihren Wangen war alle Farbe gewichen, und ihre Augen brannten krank und müde aus dem blassen Gesicht hervor.

Ihr schlechtes Aussehen fiel auch dem Führer auf, der schweigsam vor der Hütte hockte und seine Pfeife rauchte.

„Sie müssen was Warmes essen, Fräulein, eh' wir hinuntergeh'n. Sonst dermachen Sie's nit. Sobald der Weg trockener ist, brechen wir auf.“

Sie gab keine Antwort; stumpfsinnig, mit geschlossenen Augen saß sie auf ihrem Plaid zwischen dem hellen Gestein und ließ sich von der Sonne bescheinen. Ein Jäger kam einmal vorüber, tauschte einige Worte mit ihrem Führer und rief ihr einen lustigen Gruß zu, den sie mit matter Stimme erwiderte.

Ein paar Stunden mochte sie in halber Betäubung



dagefessen haben, zu elend, um einen Entschluß zu fassen, um über das Unglück nachzufinnen, das geschehen sein mußte, als plötzlich ein lauter Schrei sie aufschreckte:

„Juhu — juhu!“

Sie hob die schweren Lider. Träumte sie oder war das Hermanns Stimme?

Raum hatte sie sich aufzurichten vermocht, als sie auch das Klirren eines Eispickels vernahm. Ueber den Pfad herab, in der funkelnden Sonne, sprang eine hohe, kraftvolle Gestalt im grauen Lodenanzug, mit dem Eispickel in der Rechten, mit lachendem Gesicht und blitzenden hellen Augen. \*)

„Grüß Gott! Grüß Gott!“ rief er. Dann warf er Pickel und Rucksack ab und streckte ihr beide Hände entgegen.

Sie starrte ihn, noch ganz verwirrt, an. „Du bist also nicht tot? Nicht verunglückt?“

„Nein, mein liebes Bäslein. Heil und gesund, wie du siehst. Ich kam ja allerdings um einen Tag später, als ich versprach. Aber gestern früh war es so wunderbar schön, und es reizte mich, auf den Hochnarr hinaufzuklettern. Bis Nachmittag gedachte ich wieder zurück zu sein. Aber es war schwieriger, als ich meinte — Neuschnee — und Umkehren giebt es nicht bei mir. Dann kam auch noch das Gewitter. Heute in der Frühe habe ich schon einen weiten Marsch gemacht, weil ich dachte, du könntest die Geduld verlieren und am Ende wieder heimlaufen.“

„Aber du hast doch gewußt, daß ich allein hier warte, daß ich über Nacht hier bleiben mußte in der schrecklichen Hütte.“

„Das schadet doch nichts, Hebdy. Die Unterkunft

---

\*) Siehe das Titelbild.

ist ja ganz gut, wenn auch nicht wie zu Haus. Daran muß man sich auf Bergen gewöhnen. Eine ganz gesunde Probe. Aber wie siehst du denn aus? Ganz blaß.“

„Es war eifig kalt und feucht in der Kammer. Es war entsetzlich, Hermann. Und ich bin krank, ich schaudere noch in der Sonne.“

„Ach, das vergeht. Da trinkst du einen ordentlichen Schluck Cognac und bist wieder munter. Nur lustig, Kleine. Freu dich, daß wir da sind. Hunger habe ich übrigens jetzt, ganz gewaltigen.“

Er zog Heddys Arm in den seinen und lief mit ihr auf die Hütte zu, ganz ausgelassen und vergnügt. Sie mußte sich von ihm schleppen lassen, aber sie versuchte doch zu lachen. Er hatte ja recht: es war ja alles gut. Er war heil und gesund. — Aber das Lachen that ihr weh wie einem Kranken, dem bei dem leisesten Versuch, fröhlich zu sein, die Thränen in die Augen treten.

Wie Hermann die Menschen in der Hütte anherrschte, vor denen sie sich gefürchtet hatte! Sie schienen aber durchaus nicht ungehalten über diesen Kommandoton. Das Weib eilte dienstfertig herum, säuberte sogar den Tisch und schleppte herbei, was sie hatte. Auch der unheimliche Mann kroch aus seinem Winkel hervor und steckte gehorsam die Pfeife ein, als Hermann es ihm befahl. Freilich schob dieser ihm auch gnädig wie ein Fürst ein paar Zigarren hin.

Der Führer, der sich nun von seiner liebenswürdigsten Seite zeigte, kochte eine Suppe von den Konserven, die Hermann mitgebracht hatte; auch in Heddys Rucksack fanden sich noch Vorräte, die Hermann freudig begrüßte. Seine Cognacflasche war aber mit Enzian gefüllt worden, den Heddy nicht trinken mochte.

„Du mußt!“ befahl ihr Vetter und zwang ihr einfach einen Schluck über die widerstrebenden Lippen. Ebenso

herrisch schob er ihr darauf die Bissen in den Mund, bis sie ihn anflehte, sie nicht zu quälen, sie könne nicht essen. Er verstand das nicht. Ihm schmeckte es vortrefflich.



In rechtem Behagen stieg er dann Hand in Hand mit Heddy den Weg empor bis zum Wetterhäuschen. Unter derselben Tanne, wo sie gestern alle Qualen des Wartens erduldet, setzten sie sich nebeneinander auf einen Plaid.

„Ist das reizend! Ist das nett!“ rief er vergnügt

und strich ihr ein Haarlöckchen zurecht, das im Wind flatterte. „Wie ich mich freue, dein schönes Gesicht wieder zu sehen, meine liebe Heddy!“

Er lehnte sich an sie, ließ seinen Kopf an ihre Schulter sinken und faßte ihre Hand.

Ihr Herz klopfte in heißem Erwarten. Nun waren sie ganz allein in der wunderbaren Einsamkeit. Nun würde er ihr sagen, wie lieb er sie habe. Nun würde er über die Zukunft mit ihr sprechen, sie seine Braut nennen, seine geliebte kleine Frau. Nun mußte das Glück kommen, die köstliche, so heiß ersehnte Verlobungsstunde auf der Berghöhe, der Augenblick, der ihr ganzes Leben durchfluten sollte mit seliger Erinnerung. Sie fühlte, daß ein paar liebe, warme Worte den zuckenden Schmerz, der sie erfüllte, fortzaubern könnten, daß sie ihm alles verzeihen würde, was er ihr leichtsinnig angethan, daß sie lächeln mußte über das Glend dieser Nacht, wenn er nur jetzt den rechten Herzenston traf.

Aber er schwieg. Bald hörte sie feste, gleichmäßige Atemzüge.

Er war eingeschlafen.

Mit großen, entsetzten Augen betrachtete sie sein gebräuntes, scharfgeschnittenes Gesicht mit den festgeschlossenen Lippen, dem hellbraunen Bart, dessen Spitzen in der Sonne goldig schimmerten, mit der festen, harten Stirn, um die sich in dichten Massen das kurze Blondhaar krauste. So markig jeder Zug, so kraftvoll jede Linie, wie aus Eisen jeder Muskel der langgestreckten Gestalt. Bewundern mußte sie ihn wie einst; äußerlich war er genau derselbe, wie sie ihn in ihren heißen Träumen vor sich gesehen, nur reifer, männlicher, stolzer noch. Und dennoch schauderte ihr innerstes Wesen vor ihm zurück wie vor einem Fremden in herber Enttäuschung. Hatte sie ihn nie wirklich gekannt? Oder hatte ihm die Freude so

das Herz verhärtet, daß er bei diesem Wiedersehen nichts, nichts zu sagen mußte von all dem Schönen, Beglückenden, Unvergeßlichen, auf das sie gewartet jahrelang? Daß er schlafen konnte, jetzt, in dieser Stunde?

Eine leise Stimme mahnte: er ist todmüde, er muß ruhen nach seinem weiten Marsch. Aber sie schüttelte trotzig die weiche Regung ab. Warum lief er noch auf den dummen Berg? Gilt solch ein Felsgipfel ihm denn mehr als ich?

Als er endlich wieder die Augen aufschlug, lachte er in freudigem Behagen. „Das war famos, Heddy! Ich danke dir. Prächtig habe ich an deiner Schulter geruht. So — nun bin ich wieder frisch, nun wollen wir weitere Pläne machen.“

Seine unbefangene Heiterkeit verletzete sie immer tiefer. Ahnte er denn gar nicht, was in ihr vorging? Unwillkürlich fiel ihr ein, wie gut Kronau ihre Stimmungen verstanden, mit welcher liebevollem Interesse er sich in ihr Wesen versenkt hatte, obwohl sie sich ihm gegenüber nur herb und unnahbar gezeigt. Und der Mann, den sie lieb hatte, für den sie nun ein solches Opfer gebracht, frug gar nicht, wie es ihr zu Mute war.

„Was machst du denn für ein Gesicht, Mädel?“ rief er endlich, da sie hartnäckig schwieg.

„Du hast mir noch gar nicht gesagt, Hermann, ob es dich freut, daß ich kam und —“

„Aber das ist doch selbstverständlich. Sonst hätte ich dir nicht geschrieben. Viele Worte machen, das ist nicht meine Art. Aber dafür steht auch felsensfest, was ich einmal sage. Daß ich dich gern habe, weißt du.“

„Weiß ich das, Hermann?“ frug sie und schlug ihre wunderbar tiefen Augen mit einem feierlichen Blick zu ihm auf. „Hast du mich lieb — wirklich? Von ganzem Herzen lieb?“

Es war ein Zittern in ihrer Stimme, heiliger Ernst auf ihrem Gesicht, als läge ihre ganze Seele in der Frage, als hoffte sie, mit einem letzten Aufklackern ihres entschwindenden Liebestraumes den süßen Glauben an ihn wiederzufinden, der ihr nie versagt hatte, solange er fern von ihr gewesen war.

„Ich bitte dich, Heddy, nur nicht sentimental. Das mag ich nicht.“ Er sprang auf, mit zurückgeworfenem Kopf und einer ungedulbigen Bewegung. „Gefühlsduselei darfst du von mir nicht erwarten. Ich bin ein ehrlicher Kerl, offen und gerade, das bedeutet mehr als fade Schönrednerei. Ich nehme dich zur Frau, das ist doch der beste Beweis, daß ich dich lieber mag als jede andere.“

„Deine Mutter wird dagegen sein, Hermann,“ sagte Heddy mit müder, trauriger Stimme. „Sie will mich nicht zur Schwiegertochter.“

Er lachte so laut, daß die kraftvolle Stimme ein Echo wachrief. „Die Mutter will nicht? Ach geh, das wäre das erste Mal, daß sie anderer Meinung wäre als ich. Wenn du sonst keine Sorgen hast, Heddy, dann sei nur ganz beruhigt. Meine Mutter thut alles, was ich will. Schon als Junge habe ich stets meinen Willen durchgesetzt.“

Während er sprach, hielt er Umschau und fuhr dann mit ärgerlicher Miene fort: „Zu dumm! In einer Stunde kommt wieder der Nebel. Heute können wir nichts mehr unternehmen, wir müssen in der Tauernhütte über Nacht bleiben.“

„Noch einmal?“ rief Heddy entsetzt. „Nein, um keinen Preis. In diesem Kerker bleibe ich keine zweite Nacht.“

Er schüttelte den Kopf wie zu dem Eigensinn eines Kindes. „Wenn ich hier bin, wirst du dich nicht fürchten, Heddy.“

„Aber Hermann, du hast die Kammer nicht gesehen,

du weißt nicht, wie moderig die Luft ist. Ich bin wirklich krank, ich hatte Fieber.“

„Geh, sei nicht zimperlich. Wer auf Berge steigen will, muß auch ein schlechtes Quartier hinnehmen.“

„Es sind gewiß nicht alle Unterkunfstshäuser so entsetzlich wie dieses. Wer bleibt denn hier über Nacht? Man läuft doch lieber die paar Stunden nach Mallnitz hinunter. Und schau, das könnten wir doch auch. Deine Mutter wäre froh, dich zu sehen, ich würde mich erholen nach diesem schrecklichen, einsamen Aufenthalt.“

„Das also ist dein ganzer Mut, Heddy! Und du willst eine Bergsteigerin werden? Da fehlt's aber weit,“ spottete er lachend, aber doch mit einer gewissen Schärfe.

Sie war zu tief verletzt von seiner rauhen Art, zu schwer erbittert von diesem enttäuschenden Wiedersehen, um nun auch noch seinen Hohn zu ertragen. Ihre Augen flammten plötzlich auf in heftigem Zorn. „D, du hast dir auch alle Mühe gegeben, mir gleich beim ersten Versuch die Freude zu verderben,“ rief sie. „Pünktlichkeit bei einem Zusammentreffen ist keine übertriebene Forderung. Die würde auch jeder Mann beanspruchen, den du hierher bestellt hättest. Einfach aus Laune hast du mich umsonst hier warten lassen. Das ist einer Dame gegenüber doppelt rücksichtslos. Nach allem, was ich in dieser elenden Hütte die letzte Nacht durch deine Schuld ausgestanden habe, will und kann ich keine zweite Nacht da zubringen.“

Seine Augen waren stahlhart geworden; fast dunkel in ihrer finsternen Bläue. Er sah böse aus, wie er die Stirne runzelte und die Lippen zusammenpreßte. Aber er sagte sehr ruhig: „Hör 'mal, Heddy! Ich mache nun einen Spaziergang an dem Grat hin. In einer Stunde komme ich wieder. Bis dahin kannst du dich besonnen haben. Du wirst dir sagen, daß man auch körperliche

Schwäche und nervöse Ueberreizung bezwingt, wenn man sich ernstlich zusammennimmt. Wenn ich zurückkomme, werden wir wieder gute Freunde sein, gelt?"

„Nein, Hermann. Aus deinen Worten klingt keine Spur von Liebe, nur krasse Herrschsucht und Rücksichtslosigkeit.“

Wie mit Eisenklammern umfaßte er ihre beiden Hände und schaute ihr fest, drohend in das bleiche Gesicht. „Das ist der Prüfstein zwischen uns beiden, Heddy. Das Mädchen, das mich lieb hat, mit dem ich glücklich werden soll, muß mir gehorchen. Ich habe einen zu starren Nacken, um ihn vor Weiberlaune zu beugen. Du brauchst dich vor niemand auf der Welt zu fürchten, wenn ich dir gut bin, ich halte und schütze meine Frau mit starken Armen; aber gehorchen muß sie mir bedingungslos, unbeschränkt, ohne Zaudern.“ —

Halb bewundernd, halb schaudernd blickte sie ihm nach, wie er auf dem schmalen Grat dahinschritt, mit seinem herrischen, hochgehobenen Kopf, spielend mit der Gefahr, trotzig und schwindellos hinabschauend auf den Abgrund unter ihm.

So lang sie zurückdachte, war er der Mittelpunkt ihres Lebens gewesen. Im Wachen und im Traume hatten sich alle ihre Vorstellungen an ihn geklammert wie an den Halt, den Inhalt ihres ganzen Daseins. Sie fühlte, daß sie in eine wesenlose Leere stürzte, wenn sie dieser Gestalt, die sich so scharf in der klaren Luft abhob, den Rücken wendete. Zugleich aber stand ihr auch die Zukunft vor Augen, die sie an seiner Seite erwartete: blinde Unterwerfung, ein demütiges, willenloses Sichfügen unter seinen herrischen Willen und ein entsagungsvolles Hungern und Sehnen in ihrer Seele, nach der er nicht frug, die er nicht verstand.

Das war aus ihm geworden! Das war der Mann,



an den ihr Herz so viele heiße Gefühle verschwendet hatte!

„Ich will nicht gehorchen wie eine Sklavin.“



Mit plötzlichem Entschlusse sprang sie auf, eilte in die Hütte, bezahlte ihr Nachtquartier und rief dem Führer zu: „Wir gehen nach Mallnitz. Kommen Sie rasch!“

Ihre Erregung, ihr Zorn gaben ihr einen Schein von wilder Kraft. Sie jagte den schmalen Weg so eilig hinab, daß der Führer zur Mäßigung mahnte. Aber sie hemmte den Schritt nicht. Wenn Hermann ihr nachzueilen wollte, sollte er sie nicht mehr erreichen.

Aber allmählich erlahmte ihre Kraft, und sie schleppte sich nur mühsam weiter mit ihren schmerzenden Schläfen und ihrem todtraurigen Herzen. Armselig, bemitleidenswert erschien sie sich, wie sie nun so müde dahinwankte auf diesem selben Weg, den sie jubelnd, mit einem herrlichen Ziele vor Augen, emporgestiegen war. Ein feiner Regen rieselte herab, der Himmel hatte sich umbüffert, die trübselige Landschaft paßte zu ihrer Stimmung: alles Licht schien ihr erloschen, aller Glanz entschwunden. Vor ihr nur ödes Grau.

Als sie bei den Sennhütten vorüberkamen, die nun so schwarz aus dem sie umgebenden Schmutz aufragten, kam ein Mann ihnen entgegen, ein Herr in grauem Sommeranzug, mit dem Mantel auf dem Arm. Er blieb stehen und schien auf sie zu warten. Nun erkannte sie ihn — Kronau war es. Sie hatte plötzlich ein behagliches Gefühl, als tauchte da in der tiefen, schauerlichen Einsamkeit eine wohlwollende Seele auf, als wäre es Erlösung, nicht noch stundenlang neben dem Führer in finsternem Schweigen weiterstapfen zu müssen. Aber als sie in das Gesicht des jungen Mannes blickte, schauten ihr auch hier düstere, kalte Augen entgegen, aus denen alle Wärme und Güte gewichen schien.

„Sie kommen allein zurück? Ist Ihrem Vetter etwas geschehen?“ frug er rasch.

Als sie verneinte, fuhr er in viel gemessenerem Tone fort:

„Der Forstgehilfe erzählte, das Fräulein sei ganz allein da oben, der Herr, den sie erwartet habe, wäre nicht gekommen; erst habe sie nicht fort wollen und dann wohl dableiben müssen bei dem schrecklichen Wetter. Ihre Tante war sehr besorgt um Sie und um ihren Sohn. Sie flehte mit solcher Herzensangst, ich solle mich auf den Weg machen, Erkundigungen einziehen, daß ich ihr die

Bitte nicht abschlagen konnte, obwohl es mir widerstrebte, mich in Ihre Angelegenheiten einzudrängen, mein Fräulein, und obwohl ich nicht das geringste Verlangen hatte, Herrn v. Werfen zu begegnen.“

Die Worte klangen hart und bitter aus einem tiefverletzten, leidenschaftlich erregten Herzen, und er vermied es, ihr in die Augen zu sehen. Er hatte sich in diesen zwei Tagen in seinem Verhalten zu ihr gründlich verändert.

Sie bemühte sich, so gleichgültig und ruhig als möglich zu erwidern: „Mein Better kam erst heute vormittag. Tante Klara hätte sich nicht um ihn zu ängstigen brauchen, er ist frisch und munter. Ich fand es gräßlich in der Tauernhütte, besonders da es nun wieder regnet. Darum ging ich fort.“

Trotz ihrer Anstrengung, ihre rasche Rückkehr harmlos zu erklären, hörte er das Zittern ihrer Stimme, das verfleierte heimliche Weinen.

Mit einem bitteren Lächeln rief er: „Und Ihr Herr Better ließ Sie allein weglaufen? Er ließ Sie allein da oben warten? Ein Better, an den man mit so glühendem Sehnen denkt, dem man mit so heißer Begeisterung entgegengeht wie Sie, mein Fräulein?“

Mit einem zornigen, finsternen Blicke schaute er in ihr bleiches, müdes Gesicht und sah nun, wie aus den schönen, traurigen Augen große Thränen hervorquollen.

„Spotten Sie nur! Ich bin ja so unglücklich und niedergeschlagen, daß Sie mir kaum mehr weh thun können. Nehmen Sie nur Ihre Rache, ich habe keine Kraft mich zu wehren,“ versetzte sie mit einem erstickten Schluchzen.

Der Führer war vorausgeeilt. Er stand allein mit ihr in dem von dichten Nebeln umhangenen Wald. Um sie rauschte der Regen.

Leidenschaftlich faßte er ihre Hand und drückte sie.

„Verzeihen Sie mir, ich habe zu viel gelitten in diesen zwei Tagen. Man kann nicht gut und liebenswürdig sein mit einem rasenden Schmerz in der Seele. Ich werde schweigen. Ich will Sie nicht mehr quälen.“

Stumm gingen sie nebeneinander in der Dämmerung dahin. Der Bergbach brauste tobend der Schlucht zu. Aus den Wolfenschleiern löste sich zuweilen ein Berggipfel, eine Felswand, die in düsterer, schwarzblauer Färbung erschienen. Dann schloß sich wieder der Nebel wie ein grauer Sack, der die Landschaft einhüllte. Endlos dehnte sich der Weg in Schmutz und Nässe.

Als Frau v. Werfen ihre Nichte blaß, erschöpft, mit thränenschweren Augen in das Zimmer wanken sah, vergaß sie ihren Verdruß, ihren festen Vorsatz, das unbesonnene Mädchen mit Vorwürfen zu empfangen, in warmer Besorgnis.

„Kind, was ist mit dir? Hermann ist doch gekommen?“

Heddy nickte; aber die teilnehmenden Worte weckten ihr einen Thränenstrom. Aufschluchzend warf sie sich in die Arme der guten Frau, die ihr zärtlich über das Haar strich.

„Bist du allein, hast ihn nicht mitgebracht, meinen Wildling?“

„O Tante!“ klagten die schmerzlich zuckenden Lippen. „Du hattest recht. Er hat mich doch nicht lieb, er kann mich nicht lieb haben, sonst wäre er nicht so hart und grausam gewesen. Erst ließ er mich so lange allein, und dann wollte er, daß ich wieder in der schrecklichen Hütte bleiben sollte, in der ich sicher todkrank geworden wäre.“

„Für Schwäche und Krankheit hat Hermann kein Verständnis, Kind. Er selbst ist bärengesund, deshalb mußt du ihm eine solche Zumutung nicht verübeln. Glauben darfst du ihm, Heddy, wenn er dir sagt, daß er dich gern

hat; er lügt niemals. Er hat dich gewiß lieb, aber in seiner Weise. Wenn du einen Kraftmenschen heiraten willst, eine Herrennatur, wie das die jungen Leute heutzutage nennen, um es zu rechtfertigen, daß sie sich mit unbegrenztem Egoismus als Mittelpunkt der Welt fühlen, dann mußt du von vornherein auf weiche Schonung verzichten. Auf den Bergen ist Hermann vor allem Sportmensch. Was ihn hindern könnte, wirft er als lästigen Ballast fort — auch alle zarteren Gefühle.“

Es lag eine nie vernommene Bitterkeit in dem Ton der wohlbekanntenen Stimme, und Heddy schaute verwundert in das bewegte Gesicht der Tante.

„Ja, ja, da hat das dumme Ding gemeint, ich sei eine böse Schwiegermutter, die ihr den Sohn nicht gönnen will,“ seufzte Frau v. Werfen. „Und das dumme Ding war feindselig und ungerecht. Sieh, Kind, schon als ganz kleiner Junge, noch ehe er in die Schule kam, wehrte sich Hermann wie ein Wilder gegen jede Verhättschelung, jede Zärtlichkeit. Seitdem, also seit mehr als zwanzig Jahren, habe ich mich darin geübt, ihm meine Liebe zu verbergen. Eine Mutter lernt es wohl allmählich. Sie fordert nichts für sich, sie verlangt keine Rücksichten, sie läßt sich erziehen von dem großen Sohn zur völligen Entfagung und freut sich dennoch in aller Heimlichkeit, daß er ein so stolzer, kraftvoller Mann geworden ist. Aber mir ist oft bange geworden für das junge Weib, das er mir einmal als Tochter ins Haus bringen wird. Es giebt ja Frauennaturen, die einen Herrn über sich fühlen wollen, denen es Bedürfnis ist, sich demütig zu unterwerfen. Du aber, mein Liebling, warst immer nur mit sanfter Güte zu gewinnen, und darum erschraf ich zu Tode, als ich sah, daß all mein Bemühen, euch voneinander fern zu halten, fruchtlos gewesen war.“

Tief ergriffen, in reuevoller Zerknirschung, lehnte Heddy ihr Haupt an die Schulter der treuen Beschützerin.

„Verzeih mir! Verzeih mir, Tante — Mutter!“ flehte sie.

Die sanften Frauenhände liebkosten sie zärtlich tröstend. „Alle die Wärme, die mein Sohn zurückwies, habe ich dir gegeben, mein Kind. Ich selbst habe dich viel zu weich gewöhnt, mein einsames Herz brauchte ein Wesen, das es lieb haben durfte. Nun fühle ich mich wie eine Schuldige, wenn seine schroffe Art dich verletzt. Deine Thränen sind wie ein brennender Vorwurf für mich. Du mußt hart werden wie er, wenn du ihm gut sein willst.“

Heddy schüttelte verneinend das dunkle Haupt. „Nein, Mutter, nein. Es war ein Irrtum. Ich habe niemand lieb als dich.“ —

Heddy lag am nächsten Tage fiebernd im Bett und fühlte sich so matt und elend, daß Frau v. Werfen sie nicht aus dem Zimmer ließ, denn es regnete draußen, und kalter Wind pfiß durch das Thal.

Von Hermann kam ein kurzer Brief:

„Nach dem, was Du gethan, ist es zu Ende zwischen uns, verehrtestes Bäslein. Du hast die Prüfung schlecht bestanden, die ich Dir auferlegt habe. Im ersten Moment wollte ich Dir nacheilen, dann sagte ich mir: Laß sie nur. Sie paßt nicht in die rauhe Luft, in der es mir wohl ist. Sie paßt nur hinunter ins Thal zu den weichen, matten Seelen. Es ist gut, daß wir zu rechter Zeit einsahen, daß wir nicht gemeinsame Wege gehen, nicht gleichen Schritt halten können. Mögest Du es nie bereuen, Heddy. Ein Mann von meiner Art begegnet Dir nicht zum zweitenmal. Mir ist nicht bang vor der Einsamkeit. Ich liebe sie. Beste Grüße an die Mutter.“ —

Kronau hatte an dem Morgen nach jener trübseligen Heimkehr schon den Wagen bestellt, der ihn zur Bahn bringen sollte. Im letzten Augenblicke aber fand er es so unerträglich, ohne Abschied zu gehen, mit dieser beklemmenden Erinnerung an ihren schweigsamen Weg im

Regen, daß er sich wieder nicht loszureißen vermochte. Sein tiefstes Herzenserlebnis hatte sich in diesem einsamen Hochthale abgespielt. Er mußte es noch einmal im hellen Lichte sehen. Sein Inbegriff von Schönheit und Glück war ihm das ernste Mädchen Gesicht gewesen. Er mußte die Kraft haben zu einem würdigen Lebenswohl.

Und als er Heddy nach Tagen wieder sah, lehnte sie weich und zärtlich am Arme der Tante. All das Harte, Trostlose, das ihm wie ein Widerspruch in ihrem Wesen erschienen, war verschwunden. Sie hatte auch für ihn ein freundliches Lächeln. Seine tiefe, leidenschaftliche Er-schütterung hatte sie in jener traurigsten Stunde ihres Lebens erschreckt, geängstigt. Aber die Worte, die er ihr gesagt, klangen doch in diesen Tagen, in denen die Welt ihr so leer und inhaltlos erschien, in ihr nach. In seiner Bitterkeit, in seinem Groll bebte doch der Herzenston, nach dem sie in Hermanns Nähe umsonst geschmachtet hatte, und es war ihr, als könnte ein Mensch, der selbst einen tiefen Seelenschmerz erfahren, am besten begreifen, wie es ihr zu Mute war.

Kronau fühlte, wie die schönen, betrübten Augen bei ihm Verständnis suchten. Wie gerne blieb er, als Frau v. Werfen ihn mit ihrer sanften Stimme bat: „Reisen Sie nicht ab, helfen Sie mir, das arme Kind erheitern. Sie hat eine große Enttäuschung erfahren, und in ihrem Alter meint man, nun sei es für immer zu Ende mit aller Lebensfreude. Ach, und man kommt über so vieles hinweg und lernt wieder lächeln!“ . . .

Es war milde und heiter geworden nach dem Unwetter; eine klare, leuchtende Herbstpracht. Heddy hatte keine Vorliebe mehr für die düstere Schlucht mit dem wilden Bergbachrauschen, sie saß gerne neben der Tante auf der Wiesenbank in der freundlichen Dorfstillen und schien dankbar, wenn der Doktor ihnen Gesellschaft leistete, ihnen

Bücher brachte, von München erzählte oder die Namen der Pflanzen nannte, die er auf seinen morgendlichen Wanderungen sammelte.

Seine Eifersuchtsqualen verstummten allmählich, seit die Mädchenaugen nicht mehr mit dem sehnenenden Blick in die Ferne irrten. Er fühlte, wie er täglich freier und liebenswürdiger zu plaudern wußte, weil ihm der hemmende Druck von der Brust gewichen war. Sein heiterer, lebhafter Humor kehrte allmählich wieder zurück, und wenn Heddy einmal über einen seiner Einfälle lachte, hatte er ein ganz närrisches Glücksgefühl.

Auf ihr enttäuschtes Herz wirkte seine treue Neigung wie eine süße Schmerzbetäubung, tröstend und beruhigend. Sie war erstarrt in der rauhen Luft, die sie da oben auf der Höhe umweht hatte. Frostschauernd sehnte sie sich nach Güte, nach zärtlichem Liebkosen.

So saß sie neben Kronau in der Sonne und ließ sich durchwärmen von den weichen Strahlen und von seinen liebevollen Augen.

Und als sie dann endlich schieden, da drückte Frau v. Werfen dem jungen Gelehrten in einer Weise die Hand, die verriet, daß sie ihn schon als zur Familie gehörig betrachtete. Heddys Händedruck sagte noch mehr.







# Die Rätsel des Vulkanismus.

Naturwissenschaftliche Betrachtung

von Dr. R. Felger.

Mit 15 Illustrationen.

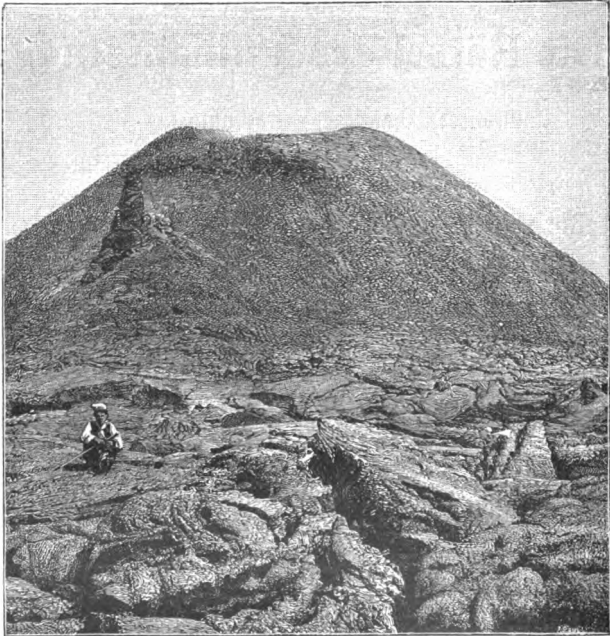


(Nachdruck verboten.)

**D**as Schauspiel eines feuer-speienden Berges ist eines der wunderbarsten und großartigsten Naturphänomene, die es giebt, und die Vulkane bilden zweifellos die auffallendste unter allen geologischen Erscheinungen, die nicht selten in ganz kurzer Zeit die gewaltigsten Wirkungen hervorbringen. Was ist es denn nun aber, was im Erdinnern brennt und glüht? Woher stammt die ungeheure Hitze, welche Gesteine und Metalle schmilzt, daß sie sich unter furchtbar konvulsivischen Erscheinungen über den Rand der Krater ergießen oder, mit elastischen gasigen Gewalten verbunden, sich hoch in die Lüfte erheben? Wo hat dieser Wärmequell seinen Sitz?

Um diese Rätsel des Vulkanismus lösen zu können, und die Ursachen dieser Erscheinungen zu ergründen, müssen wir die letzteren genau beobachten, da ein unmittelbares Erkennen jener Ursachen uns durch die natürlichen Verhältnisse verwehrt ist. Aus der Beobachtung und Erforschung der Phänomene sind dann die Schlussfolgerungen zu ziehen, die unsere Kenntniss von der Beschaffenheit des Erdkörpers und der waltenden Naturgesetze uns an die Hand geben.

Die Vulkane sind überaus verbreitet und finden sich in allen Erdteilen. Nach einer Zusammenstellung von C. Fuchs giebt es gegenwärtig noch 328 thätige Vulkane; außerdem lassen sich noch 400 bis 500 aufzählen, die in



Ansicht des kleinen inneren Kegels des Vesuvkraters.

geschichtlicher Zeit Ausbrüche gehabt haben, oder bei denen Krater, Lavaströme und lose Auswurfserzeugnisse so frisch sind, daß man bestimmt auf eine neuere Thätigkeit schließen kann. Auf dem europäischen Festlande giebt es nur einen einzigen noch jetzt thätigen Vulkan, den Vesuv, dessen Name uns unwillkürlich und zunächst einfällt, wenn von feuerspeienden Bergen die Rede ist. Von ihm ist das

Studium des Vulkanismus überhaupt ausgegangen, und da er dessen meiste Erscheinungen am klarsten erkennen läßt, so empfiehlt es sich, gerade ihn auch als Ausgangspunkt unserer Betrachtung zu wählen.



Der Vesuv vom Observatorium aus.

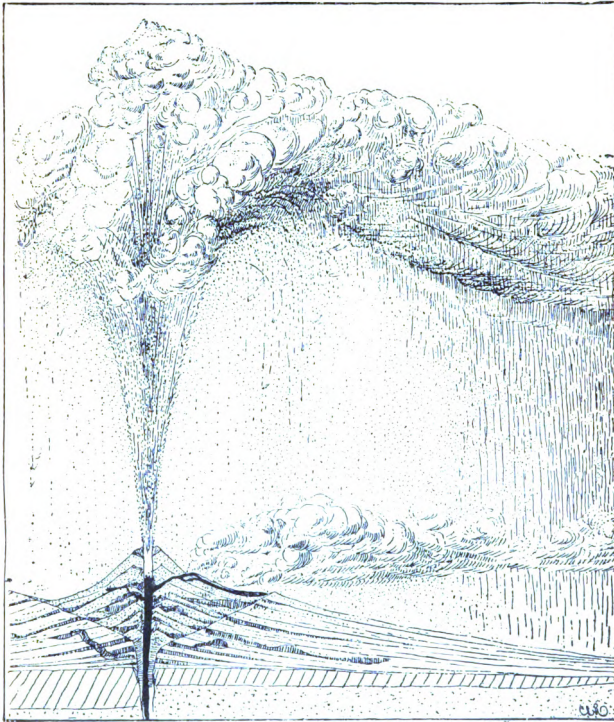
Was die oft beschriebene, gegenwärtige Gestalt des an der Küste des Golfs von Neapel aufragenden Berges betrifft, so sei darüber nur kurz bemerkt, daß er sich bis zu einer Höhe von 595 Meter über dem Meere als flacher, sanft ansteigender Kegel erhebt, der die gemeinsame Basis für seine beiden Hauptteile: den Monte Somma und den

eigentlichen Vesuvifegel bildet. Der halbkreisförmige Ringwall der Somma fällt nach außen sanft ab, stürzt dagegen nach dem inneren, zentralen Kegelein furchtbaren Steilwänden ab. Jener Halbkreis scheint an beiden Enden abgebrochen; seine andere Hälfte zieht sich als eine flache Terrasse, *Le Piane* geheißten, um den ganzen Berg herum. Sie trägt den ziemlich ebenen Weg, der vom Observatorium zu dem gewöhnlichen Anstiegspunkte des Aschentegels und zur unteren Station der Vesuvbahn führt. Im Mittelpunkt des von dem Monte Somma und der Terrasse der Piane gebildeten Kreises steigt der Hauptgipfel des Vesuvs als steiler Kegelein an, der den jetzigen Krater trägt. Er ist vom Monte Somma durch die wilde, halbkreisförmige Schlucht des *Atrio del Cavallo* getrennt, über die der Gipfel der Somma noch 300 Meter, der Zentralgipfel 480 Meter emporragt.

Der erste geschichtlich bekannte Ausbruch fand im Jahre 79 n. Chr. unter der Regierung des Titus statt; es war das eben jene berühmte, nach einer vermutlich viele Jahrhunderte umfassenden Ruhepause eingetretene Katastrophe, bei welcher Pompeji, Herculaneum und Stabia nebst zahlreichen kleinen Ortschaften verschüttet wurden. Wir sind über sie sehr genau unterrichtet durch zwei Briefe des jüngeren Plinius an Tacitus über den durch das Naturereignis verursachten Tod seines großen Oheims, des Naturforschers Plinius des Älteren, der dazumal als Admiral der römischen Flotte beim Kap Misenum (dem heutigen Bajä) weilte. Diese Schilderung giebt eine anschauliche Erkenntnis der vulkanischen Wirksamkeit.

Ein heftiges Erdbeben leitete den Ausbruch ein, dann erhob sich aus dem Krater des Vesuvs eine ungeheure Wolke, der Hauptsache nach aus weißem Wasserdampf bestehend, der aber zum Teil durch die mit emporgeschleuderten Steine und vulkanische Asche schwarz gefärbt wurde.

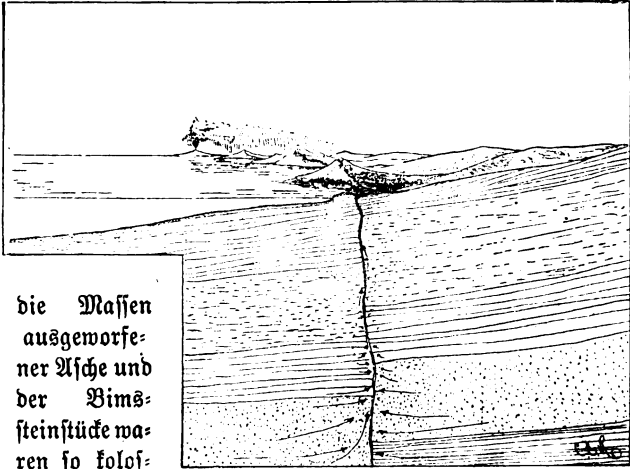
Ihre Gestalt vergleicht Plinius mit einer Pinie, weshalb noch heute jene überaus charakteristische Wolkenbildung als Pinienwolke bezeichnet wird; die Dampffäule breitet



Figürlicher Durchschnitt durch den Vesuv zur Zeit des Ausbruchs.

sich eben in der Höhe, wo die von unten wirkende Triebkraft nachläßt, aus, wobei sie Asche und Steine fallend läßt und den Wasserdampf in ungeheuren Strömen, von furchtbaren Blitzen begleitet, niedersendet. Um das wunderbare Ereignis in der Nähe zu beobachten, ließ der ältere

Plinius Schiffe bemannen, bald fiel jedoch ein solcher mit Bimssteinen und anderen Steinbrocken untermischter Aschenregen auf die Fahrzeuge nieder, daß man in Stabiä landen mußte, wo Plinius bei seinem Freunde Pomponianus einkehrte. Die Heftigkeit der Erdbeben steigerte sich, bis die Ascheneruption ihren Höhepunkt erreicht hatte;



die Massen ausgeworfener Asche und der Bimssteinstücke waren so kolossal, daß sie in einem weiten Umkreise die Sonne ver-

Hypothetischer Durchschnitt einer Gebirgsmasse in der Nähe einer Spalte, auf welcher sich eine Reihe von Vulkanen gebildet hat. Die Pfeile zeigen die Richtung der Bewegung der Gase, ihre Länge deutet die beziehungsweise Energie der Bewegung an.

dunkelten, so daß völlige Finsternis eintrat. Das Meer konnte alsdann nicht mehr befahren werden; es war, als ob es sich selbst verschlänge und durch das Erdbeben zurückgedrängt würde. Das weit sich in die See hinein erstreckende Ufer lag voll Seetiere, die auf dem trockenen Sande zurückgeblieben waren. Ein durchdringender Schwefelgeruch verbreitete sich. Während alles floh, legte sich Plinius auf ein am Boden ausgebreitetes



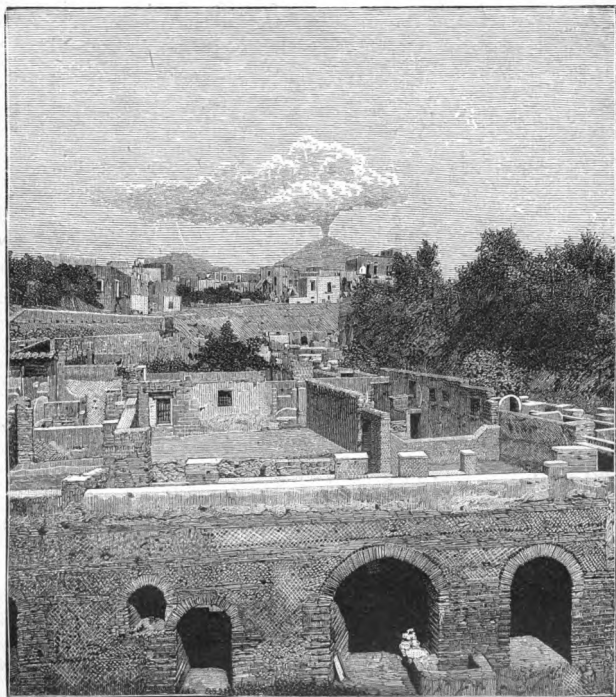
Der vulkanische Tuff von Neapel, worin menschliche Wohnungen ausgehöhlt worden sind. Dieser Tuff besteht aus Niederschlägen von vulkanischer Asche, welche während der vorhistorischen Ausbrüche des Vesuvus auf dem Meeresgrund abgelagert worden sind.

Tuch, wo er von dem dicken Dunste erstickt wurde. — Lava ist bei jenem Ausbruche gar nicht oder doch nur in sehr geringer Menge ausgeflossen. Pompeji und die übrigen Ortschaften wurden vielmehr bloß durch Asche und die Massen kleiner Steinchen, Lapilli oder auch Kapilli geheißten, verschüttet. Allem Anscheine nach sind diese Auswurfstoffe durch die aus der Pinienwolke niederstürzenden Regengüsse in eine schlammige Masse verwandelt worden, die sich, alles auf ihrem Wege umhüllend, gleich einem Strome den Berg hinunterwälzte. Dadurch entstand jener vulkanische Tuff, der alles umschloß und beim Erhärten die Gegenstände abformte, so daß man beispielsweise bei den Ausgrabungsarbeiten in Pompeji durch das Eingießen von flüssigem Gips ein vollständiges Modell der verunglückten Menschen zu gewinnen vermochte. Diese Massen müssen am Schluß jenes Ausbruches den Boden bis zu einer weit größeren Höhe bedeckt haben, als aus den noch jetzt an der Oberfläche vorhandenen Ueberresten des Aschenregens zu sehen ist; sonst würde es sich schwerlich erklären lassen, wie das von den Bewohnern verlassene Pompeji und die Schwesterorte so weit verloren gehen konnten, daß gar keine Ueberlieferung ihrer Lage zurückblieb.

Bis dahin war der Vesuv ein einfacher abgestumpfter Kegell gewesen, der statt der Spitze oben eine große Kraterebene besaß, in der während des Sklavenkrieges Spartacus mit zehntausend Mann sein Lager aufgeschlagen hatte. Nach der Katastrophe sah man, daß jene Hälfte der Somma, die über der heutigen Planeterrasse stand, eingestürzt war, so daß von dem ursprünglichen Ringgebirge nur ein Halbkreis übrig blieb; gleichzeitig hatte sich um die Auswurföffnung der jetzige zentrale Kegell gebildet. Seitdem hat die Somma keinen Ausbruch mehr gehabt, immer kamen sie entweder aus dem Krater oder



aus den Abhängen des Zentralgipfels. Wenn Lava ausfloß, was in geschichtlicher Zeit erstmals bei der Eruption von 1036 der Fall gewesen zu sein scheint, so ergoß sie

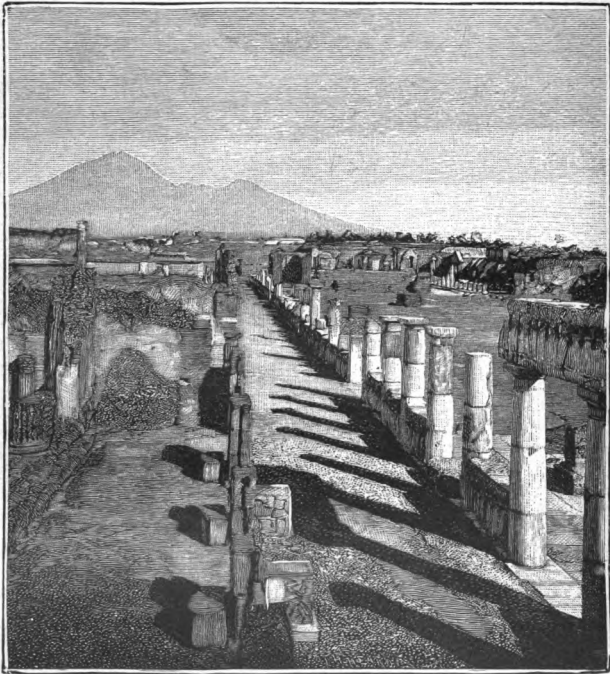


Ansicht des ausgegrabenen Teils von Pompeji in der Richtung nach Nordwest; im Hintergrunde der Vesuv, zu beiden Seiten die Tiefe der Aschendecke.

sich auf der Südseite unmittelbar abwärts oder in die Schlucht zwischen Regel und Somma. Diese ist das oben erwähnte Atrio del Cavallo, dessen Sohle sich infolgedessen immer mehr erhöht, und aus dessen Ausgängen der glühende Lavaström, wenn seine Masse genügend anschwillt,

entweder nach Osten in der Richtung gegen Pompeji oder nach Westen, am Observatorium vorbei, sich über die Abhänge des Berges ergießt.

Nächst dem Ausbruche von 79 brachte der Dezember



Pompeji in der Richtung nach Nordwest; zur Rechten den noch unaufgegrabenen Teil von Pompeji und in der Ferne den heutigen Kegel des Vesuvus und rechts von diesem einen Teil des vorchristlichen Kraterwalls.

1631 die heftigste Eruption, bei der Tausende von Menschen ihren Tod fanden. Am 18. Dezember stürzte sich nach einem furchtbaren Erdbeben eine ungeheure Lavaflut aus dem Krater, in mehreren Armen sich über die Abhänge

ins Meer ergießend, das sie in weniger als einer Stunde erreichte. Der eine Strom zerstörte Bosco und Torre del Annunziata, ein zweiter den größten Teil von Torre del Greco und ein dritter Portici und Refina. 1794 und

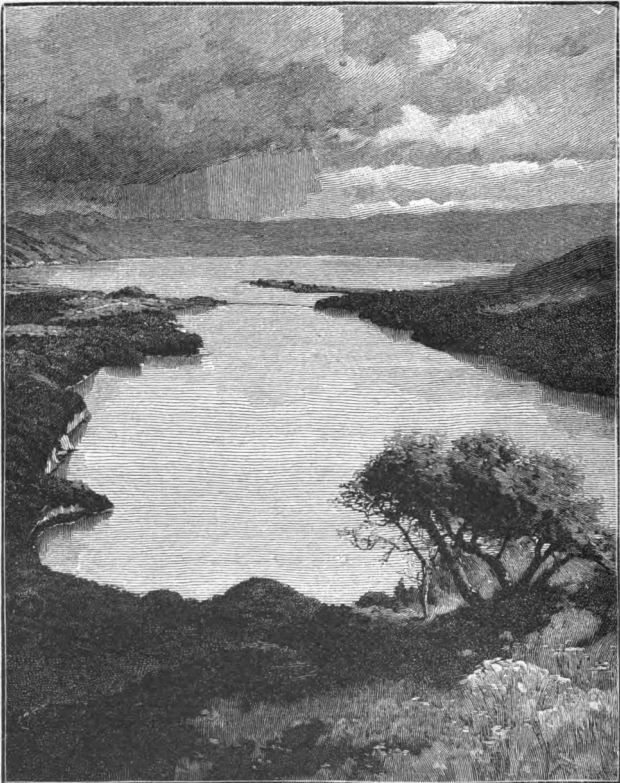


Ein Lavastrom, der eine Ortschaft auf der Westseite des Vesuvs überflutet hat.

1822 kamen wiederum besonders heftige Ausbrüche vor; die letzte große Eruption war die von 1872, bei der wiederum der Gipfel des Feuerberges wesentliche Veränderungen erlitt.

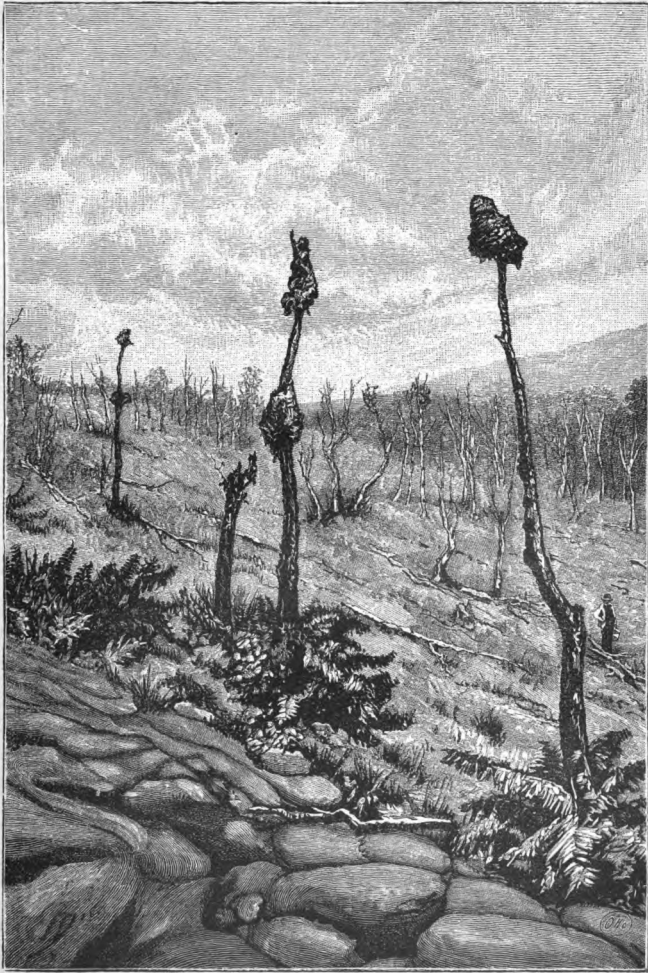
Unter den vulkanischen Auswurfstoffen sind die Lavaströme, welche in erkaltetem Zustande die Abhänge des

Besuns bedecken, oft auf ihrer verwitternden Oberfläche noch Ueberreste der früheren Vegetation zeigend, die auffallendsten und interessantesten. Man bezeichnet bekannt-



Die Kraterseen der sieben Städte auf der Azoreninsel St. Michael. Zwei von den Kraterseen haben sich durch den Einsturz eines Theils der Zwischenwände vereinigt.

lich mit dem Namen Lava das Gesteinsmaterial, welches die thätigen Vulkane in feurig-flüssigem, erst nach der Abkühlung erhärtendem Zustande oder auch in fester Form



Verwitternde Lava mit den Ueberresten der früheren Vegetation.

als sogenannte Bomben oder als Lapilli liefern. Die ursprünglich als Strom geflossene Lava ist äußerlich meistens schlackig, im Inneren bald ein krystallinisches Aggregat verschiedener Minerale (Basalte, Andesite, Phonolithe, Trachyte) von sehr verschiedener Größe, bald glasartiges Gestein (Obsidian, Hyalomelan, Tachylit).

Die aus dem Erdinneren zu den Oeffnungen des Vesuvius oder eines anderen noch thätigen Feuerberges führenden Kanäle haben wir uns mit flüssiger Lava gefüllt vorzustellen. Wo und wann immer der Druck der eingesperrten Gase die genügende Stärke erreicht, wird die Lava in den Krater emporgetrieben, zerreißt die Wände des obersten Aschenkegels und entweicht über dessen Hänge. In den letzten Jahrhunderten hat der Vesuv kaum jemals noch völlige Ruhepausen seiner unheimlichen Thätigkeit gewahren lassen. Fortwährend steigt Dampf empor, wenn auch oft nur in geringer Menge, und stets sind in seinem Krater einzelne „Bocche“, die zeitweilig Lavabrocken oder Steine auswerfen. Solche unbedeutenden Eruptionen können sich nun zu den erwähnten furchtbaren Katastrophen umgestalten, sobald sich das Volumen der sich entladenden Gase entsprechend vermehrt. Statt in getrennte, kanonenschußartige Explosionen auszubrechen, entladet sich dann die aufsteigende Säule intensiv erhitzten Dampfes in einem fortlaufenden Strahl, zur Höhe mehrerer Kilometer über die Mündung emporsteigend. Während sich in den Zeiten verhältnismäßiger Ruhe der Krater durch die allmählich sich aufschichtenden Materialien in die Höhe baut, reißt die gesteigerte Gewalt des Ausbruchs den Gipfel des Aschenkegels hinweg und erweitert den Krater ganz erheblich. Der in den emporgetriebenen Lavatrümmern eingeschlossene Dampf breitet sich mit ungeheurer Energie aus, wobei er die Lavablöcke zu kleinen Steinchen zerreißt und zum Teil sogar zu Staub zermalmt, und die Lava:



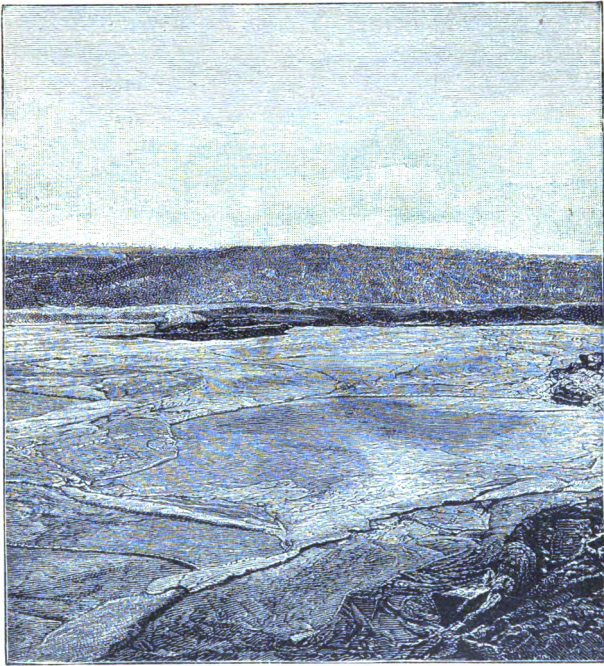
Erdspalte eines Kraters des Hualai auf Hawaii, aus welcher die den Ausbruch begleitenden schweligen Dämpfe hervordringen, nun teilweise durch tropische Vegetation geschlossen.

ströme ergießen sich über die Hänge des Berges. — Wir sehen, daß die vulkanischen Ausbrüche im wesentlichen Strahlen äußerst erhitzten Dampfes sind, und daß als Ueberreste aufeinander folgender Explosionen die Aschenschichten und Laven zurückbleiben. Das in Dampfform ausgeworfene Wasser fällt mit Wolkenbruchgewalt auf die Umgebung des Kraters nieder oder treibt in Wolkenform nach entfernteren Ländern; seine Spuren weisen nach jeder Katastrophe allein die gefurchten Seiten des Vulkans auf, die von den alle größeren Ausbrüche begleitenden Fluten tief ausgewaschen werden. Aber auch von den ausgeworfenen festen Stoffen fällt ein großer Teil nicht auf den Ke gel und die nähere Umgebung des Feuerberges. Bei den meisten Vesuvausbrüchen bildete der Staub oder die Asche den größten Teil des ausgeworfenen Materials; die Lava mag durchschnittlich wohl kaum ein Fünftel davon betragen haben. Nur der gröbere Teil dieses Staubes, die Lapilli und Bomben, fällt aber in der Nähe des Kraters nieder, während alles übrige weit, sogar auf Hunderte von Meilen hin, durch die Luft davongetragen wird.

Wenn bisher vorwiegend die Vesuvausbrüche als bekanntestes und nächstliegendes Beispiel ins Auge gefaßt wurden, so müssen wir aber jetzt darauf hinweisen, daß der Vesuv nur eines der vielen Mundlöcher vulkanischer Thätigkeit ist — bloß ein Vulkan dritten Ranges, wenn wir eine Rangordnung nach der Größe des Kegels, dem Durchmesser der vulkanischen Röhre oder der Geschwindigkeit der Ausbrüche aufstellen. Gleich der Aetna auf Sizilien hat einen mindestens zwanzigmal größeren Umfang und bietet alle die vorstehend geschilderten Erscheinungen in einem viel großartigeren Maßstabe. Die gewaltigsten und nach der Energie ihrer Ausbrüche und der Massenhaftigkeit ihrer Auswürfe bedeutendsten Feuerberge



aber haben wir auf Island und im malaiischen Archipel zu suchen. Aus dem Vulkan Skaptar auf Island allein ergoß sich in dem Ausbruch des Jahres 1783 eine Lavaflut, deren Umfang alles übertraf, was in geschichtlicher



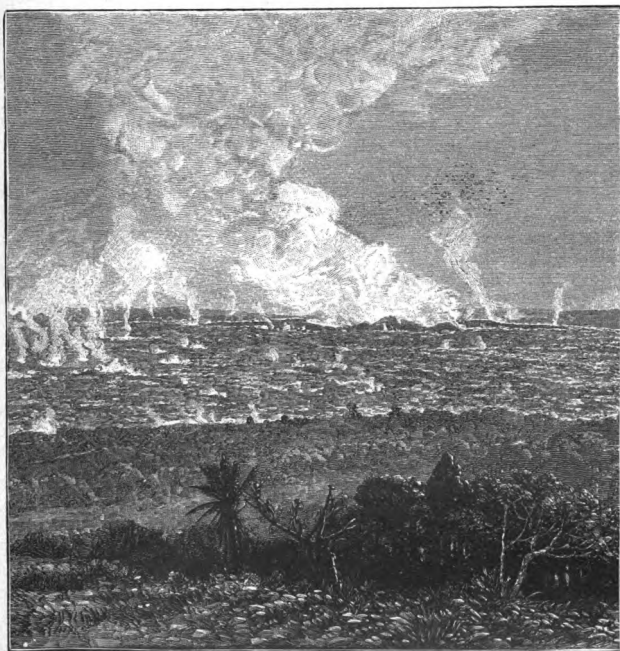
Lavasee auf Hawaii, den Niederschlag von sehr flüssiger Lava zeigend.

Zeit Vesuv und Aetna zusammen ausgeworfen haben. Und in dem zentralen Teil des großen malaiischen Archipels, den man nicht unzutreffend das „Hednest der Vulkane“ genannt hat, wurde 1883 ein Jahrhundert der gewaltigsten Eruptionen durch den noch unvergessenen Riesenausbruch von Krakatau, einer kleinen Insel in der

Sundastraße, beschlossen — die größte vulkanische Explosion, von der wir überhaupt eine Kunde haben. Die Zahl der Opfer betrug nach amtlichen Berichten gegen vierzigtausend, und die durch den plötzlichen Druck der entweichenden Gase verursachten Luftwellen rollten um die ganze Erde, zweimal ihren Umfang umgürtend. Von den ungeheuren Staubmassen abgesehen, die im Umkreise von fast hundert geographischen Meilen niederfielen, blieb eine gar nicht zu schätzende Menge des zu noch feinerem Staube zerriebenen Gesteins in der Luft schweben, ward so über alle Teile der Erdoberfläche fortgetragen und gab dem Morgen- und Abendhimmel jene merkwürdige rote Glut, die noch während der beiden, auf den Ausbruch folgenden Jahre beobachtet werden konnte.

Wenn wir nun behufs Beantwortung der eingangs unserer Betrachtung aufgeworfenen Fragen nach der Grundursache der unheimlichen und rätselhaften vulkanischen Erscheinungen forschen, so deutet alles auf einen Herd ungeheurer Hitze im Erdinnern hin, für den außer der Lava, die den Vulkanen aller Erdteile entströmt, ja auch die gleichmäßige Temperaturzunahme nach innen und die heißen Quellen sprechen. Man nimmt allgemein an, daß die Erde sich ehemals in heißflüssigem Zustande befunden hat, und daß in ihrem Schoße noch heute sehr hohe Temperaturen herrschen. Ob sich dort aber noch geschmolzene Massen von Mineralien und Metallen befinden oder ob der Erdball vollständig starr ist bis zum Mittelpunkt, darüber läßt sich kein sicheres Urteil fällen. Sollte jedoch auch ersteres der Fall sein, so ist doch aller Wahrscheinlichkeit nach der feurige flüssige Erdkern von einer sehr dicken, festen Kruste umgeben, so daß bei den vulkanischen Vorgängen von einer einfachen Ausquetschung der Bestandteile des geschmolzenen Kerns keinesfalls die Rede sein kann. Man hat sie ferner als das Ergebnis lokaler

chemischer Prozesse zu erklären gesucht oder auf in Wärme umgesetzte ebenso lokale chemische Vorgänge zurückgeführt, allein schon daß an den verschiedensten Punkten der Erde vollständig übereinstimmende Laven vorkommen, weist auf

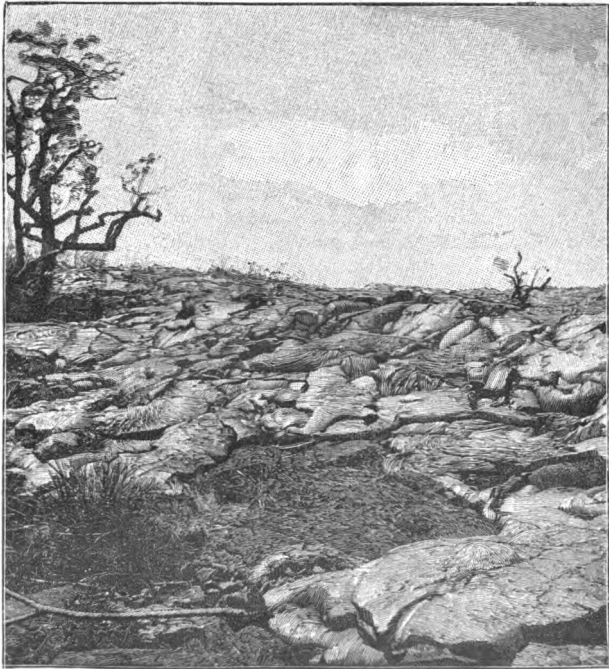


Breiter Lavastrom auf dem Punkt seines Austretens oder Ueberfließens, die sehr flüssige Beschaffenheit und den entweichenden Dampf zeigend, auf Hawaii.

ihren gemeinsamen Ursprung aus einer großen zentralen Masse hin.

Es läßt sich annehmen, daß in der Urzeit die Gesteine in der Tiefe durch den ungeheuren dort herrschenden Druck bei einer Temperatur erstarrt sind, unter der sie an der Erdoberfläche noch flüssig geblieben wären. Ver-

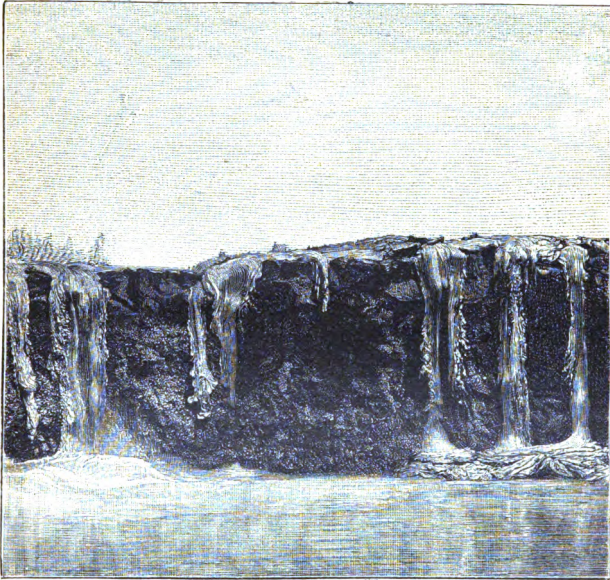
mindert sich dieser Druck nun plötzlich irgendwo, so müssen an der betreffenden Stelle jene Massen wieder flüssig werden, genau so wie unter hohem Druck erstarrtes Paraffin oder Walrat beim Öffnen der Glasröhre, worin es ein-



Rand eines Lavastroms auf Hawaii, die Form zeigend, welche die teilweise abgekühlte Lava annimmt.

geschmolzen war. Wenn also durch Spaltenbildung in der Erdrinde (infolge der allmählichen Abkühlung der ganzen Erdkugel) oder durch eine tief genug reichende Verwerfung von dem unter hohem Druck erstarrten Gestein ein Teil des Druckes weggenommen wird, so schmilzt

es wiederum und steigt, den hydrostatischen Gesetzen folgend, in der Spalte oder Röhre als Lava empor. Gleichzeitig werden dann aber auch die ungeheuren Mengen von Gasen frei, die von jenen Massen absorbiert waren und unter dem Druck in der Tiefe nicht entweichen konnten.



Vordere Ansicht eines in Bächen ins Meer fallenden Lavastroms auf Hawaii.

Jetzt machen sie sich mit rasender Kraft und Gewalt frei und schleudern dabei die geschmolzenen Massen aus dem Krater in die Höhe. Ob dabei auch das von oben zudringende Wasser eine größere Rolle spielt, gilt noch als zweifelhaft; jedenfalls aber ist das bei der Hervorbringung der die Ausbrüche einleitenden Explosionen der Fall.

Unser figürlicher Durchschnitt auf S. 127 sucht diese Vorgänge speziell bei einem Ausbruche des Vesuvius zu

veranschaulichen. Zur deutlicheren Erklärung des Hergangs bei der Bildung einer Reihe von Vulkanen möge der hypothetische Durchschnitt durch ein Gebirge (S. 128) dienen. Hier hat sich ein vulkanischer Spalt mit gänzlicher Verwerfung der Schichten gebildet, und in diese Spalte dringen nun die gespannten Gase und münden die Gewässer aus diesen Schichten, die nun vereint zur Unterhaltung der vulkanischen Thätigkeit mitwirken.

Die weiterhin folgenden Illustrationen führen Aeußerungen, Folgen und Formen vulkanischer Thätigkeit auf anderen vulkanischen Gebieten unserer Erdoberfläche vor Augen. Die Bildung eines der nicht selten vorkommenden doppelten Kraterseen eines erloschenen Vulkans infolge Einsturzes des trennenden Dammes zeigt besonders deutlich die Ansicht des Sees der sieben Städte auf St. Michael, einer der Azoreninseln. Den großartigsten, gewaltigsten Schauplatz vulkanischer Thätigkeit bieten die Sandwichinseln, auf denen nun seit dem 12. August 1898 auch das Sternenbanner der Union weht, zumal Hawaii, die größte von ihnen. Hier finden wir den größten aller Südpazifikvulkane, den überaus thätigen, 4139 Meter hohen Mauna Loa, berühmt durch den Ausbruch von 1866, der volle zehn Monate ununterbrochen andauerte, und den nur wenig niedrigeren, jedoch ziemlich trägen Mauna Kea. Beide Feuerberge sind wesentlich nur aus Lava zusammengesetzt, ohne erhebliche Beimischung loser Auswürflinge, was selten vorkommt; sie sind fast ganz aus übereinander ergossenen Strömen aufgebaut. Höchst merkwürdig ist ein Seitenkrater des Mauna Loa, der Kilauea, ein von Lavawänden umgebener Riesenkessel, in dessen Grunde noch bis vor kurzem immerwährend ein See glutflüssiger Lava wallte, was bei keinem anderen Vulkane der Erde bekannt ist. Der Hualai, der noch 1801 einen fürchterlichen Ausbruch hatte, zeigt gegenwärtig ungefähr zwei Duzend

frühere, bis zu 150 Meter tiefe Krater mit steilen Trachtwänden und ähnliche Spalten, die aber jetzt mit üppiger tropischer Vegetation überwuchert sind; an seinen Abhängen findet man über 150 frühere Auswurfskegel.

Die verschiedenen Formen der Krater, die Lavaseen in flüssigem und erstarrtem Zustande, der Erguß flüssiger Lava in den verschiedenen Stadien ihres Austritts aus den Kratern und ihres Ueberfließens in das Meer — kurzum jede Form, unter der sich die vulkanischen Kräfte bethätigen, ist auf Hawaii in eigenartiger Gestaltung vertreten. Diese äußeren Erscheinungsformen leuchten uns ein und sind uns unmittelbar verständlich, während wir bezüglich der ihnen zu Grunde liegenden Ursachen — wie vorstehend dargelegt — vielfach auf mehr oder minder kühne Vermutungen angewiesen sind.





# Die dicke Durchlaucht.

Eine heitere Hofgeschichte. Von Hanns v. Zobeltitz.



1.

(Nachdruck verboten.)

**S**erenissimus legte den „Anzeiger für das Fürstentum Reiz-Wolkenburg-Trachenstein und Umgegend“ aus der Hand und faltete die Rechte und Linke langsam über der Weste zusammen. Mit Respekt zu vermelden, Serenissimus wurde neuerdings ein klein wenig stark. Serenissimus hatte sogar bereits einmal davon gesprochen, Professor Schweninger aus Berlin kommen zu lassen; aber der fürstliche Leibarzt, Geheimrat Doktor Wulpert, erhob so entschiedenen Einspruch, daß die Absicht, zusammen mit manchen anderen, ins Wasser fiel.

Nachdem Fürst Christian XXXVIII. die Rechte und Linke zusammengeschoben und die Daumen in hübsch rotierende Bewegung gesetzt hatte — einmal rechts herum und dann nach einem Weilchen zur Abwechslung einmal links herum — schlossen sich seine Augen. Das war für den Leibdiener, Herrn Louis Kraft, der seinem Herrn soeben den Kaffee auf der schattigen Veranda serviert hatte und weiterer Befehle harrend etwas abseits stand, stets eine stumme Weisung, daß er höchstens auf den Fußspitzen sich bewegen dürfe. Denn er wußte, daß Serenissimus jetzt „nachzudenken“ beginne.



Außerlich gesehen, pflegte diese Periode des Nachmittagsnachdenkens zuerst durch das Daumenrollen in die Erscheinung zu treten; es folgte dann ein plötzlicher Stillstand dieser Mühle, Durchlaucht wurden ganz still, geruhten ein- oder zweimal zu gähnen und saßen schließlich ein halbes Stündchen mit leicht vornüber gebeugtem Haupte. Herr Geheimrat Doktor Wulpert hatte jeden Nachmittagschlaf unbedingt und unter dem An-die-Wand-malen der fürchterlichsten Bilder — ein kleiner Schlagfluß war noch das mildeste — verboten. Aber gegen ein halbstündiges Nachdenken des Fürsten konnte er ja unmöglich Einwendungen erheben. Die Regierungssorgen bedingten das.

Gewöhnlich benutzte der Leibdiener diese kurze, aber schöne Spanne Zeit, um auch seinerseits nachzudenken. Er mußte sehr geschickt so zu manövrieren, daß er in der Nähe der Wand Posto fassen konnte, lehnte sich dann, sobald die Daumenmühle ihr Spiel begann, sanft an, ließ den wohlfrisierten Kopf ein wenig herabhängen und träumte. Träumte von der zierlichen kleinen Annemarie, dem Kammerkätzchen der Prinzessin Klothilde.

Manchmal, wenn Serenissimus sehr schwer nachzudenken hatte, dehnte sich das halbe Stündchen auch zu einem ganzen, und dann gelangte Louis Kraft zu einem glücklichen Schluß seines Traumes, nämlich zu einem Häuschen unten am Kavaliergarten, mit einer duftenden Linde davor, und unter der Linde saß Frau Annemarie Kraft. Einmal hatte sie sogar ein blondlockiges Baby auf dem Schoße gehabt, und das hatte ihm merkwürdig ähnlich gesehen und Papa gerufen. — Aber ach! er mußte, wenn er aus dem süßen Traum aufschreckte, sich ja jedesmal erinnern, daß Prinzess Klothilde sich nie wieder zu vermählen fest entschlossen sei, und daß Annemarie daher pflichtschuldigst auch nie heiraten würde.

Heute schien der gute Louis um seinen Traum zu kommen, denn mit dem Nachdenken Seiner Durchlaucht wollte es gar nicht vorwärts gehen. Die Daumenmühle stand zwar endlich still, aber die Augen blieben offen und starrten in den grünen Park hinaus. Mit einem ganz eigenen Ausdruck des Verärgertseins sahen die hübschen, hellen, blauen Augen ins Weite, und in dem jugendlich runden, sonst so sorglosen Gesicht des Fürsten bildeten sich ordentliche Falten.

Die Sache fing an, Louis Kraft bedenklich vorzukommen, zumal er vergeblich nach einer Fliege oder gar einer unbotmäßigen Bremse ausschaute, die etwa Serenissimi Nase hätte lästig fallen können. Und solches kam sogar in dem sonst so musterhaft regierten Reiz-Wolkenburg-Trachenstein vor, wenn auch nur selten, dank der fürsorglich überall aufgestellten Fliegenstöcke, über die Prinzessin Klothilde immer das feine Näschen rümpfte, wenn sie — was nur sehr selten geschah — einmal den Palast des regierenden Herrn betrat.

Plötzlich gab's einen Ruck. Durchlaucht hatten sich jäh aufgerichtet, und Louis schrak zusammen.

„Einen Cognac, Louis! Einen Hennessy — aber 'n bißel fix.“

„Durchlaucht, der Herr Geheimrat —“

„Zum Donnerwetter! Wirst du wohl auf der Stelle —“

„Durchlaucht halten zu Gnaden —“

„Ich — ich werde doch wohl noch . . .“ Jetzt vertieften sich die Falten auf der Stirne aber wirklich bedenklich. „Ich befehle dir . . . sofort einen Hennessy!“ stieß er hervor.

Worauf Louis eine tiefe Verbeugung machte, in der er zugleich ein stummes „Ich habe aber keine Verantwortung“ zum Ausdruck zu bringen schien, und mit Windeseile verschwand. Denn wenn Durchlaucht, was selten

geschah, einmal „Ich befehle“ sagten, dann war nicht mit dem hohen Herrn zu spaßen.

Als der Diener endlich wieder kam mit der silbernen Tablette und dem Flacon und dem allerallerkleinsten Löffelgläschen, das im ganzen Schlosse aufzutreiben war, fand er Christian XXXVIII. über den „Anzeiger für das Fürstentum Reiz-Wolkenburg-Trachenstein“ gebeugt, immer auf die gleiche Stelle hinschauend. Wieder mit tiefgefurchter Stirn. Es mußte dort in den Blättern irgend etwas stehen, das die Welt bewegte. Warum auch nicht? Alle acht Tage einmal leistete sich der Anzeiger denn doch eine Originalbesuche „von unserem Spezialkorrespondenten aus der Reichshauptstadt“.

Der Fürst trank einen und dann — bedenklich hastig — noch einen zweiten Hennessy.

Aber der Cognac beruhigte Durchlaucht nicht. Im Gegenteil.

Denn nach dem zweiten Gläschen ließ Christian XXXVIII. plötzlich die geballte Faust schwer auf die Tischplatte niederfallen und rief wütend: „Diese nichtsnutzigen Zeitungsschmierer!“

Krebsrot wurde sein gutes Gesicht dabei, und Louis Kraft überließ es trotz des heißen Sommertages wie eine eiskalte Dusche. „Durchlaucht,“ wagte er zu stammeln, „Gott, wenn das der Herr Geheimrat sehen würde!“

Der Fürst schien selbst erschrocken über seine Heftigkeit, denn er wußte, wie ernst ihn der Leibarzt vor jeder Erregung gewarnt hatte. Er zog das Batisttaschentuch hervor und trocknete sich die glühende Stirn. Dann saß er wieder ein Weilchen, diesmal sichtlich nachsinnend, und dann stand er wie mit einem plötzlichen Entschluß auf: „Den Wagen, Louis! Gleich! Ich lasse Herrn v. Kelling bitten, mitzukommen.“ —

Als fünfzehn Minuten später der Wagen von der

Rampe rollte, schritt Louis in ernstern Gedanken nach der Veranda zurück, um das Kaffeegeschirr abzuräumen. Ihm schwante von welterschütternden Ereignissen, denn Durchlaucht hatten vor der Ausfahrt noch Seine Excellenz den Herrn Staatsminister Baron v. Welfestern auf sieben Uhr zum Vortrag befohlen.

Aha, da lag ja noch der Anzeiger! Und zwar an der Stelle, die Serenissimus so sichtbar beschäftigt hatte, sogar von den erregten Händen zusammengekniffen.

Was konnte es nur sein? War Krieg in Aussicht? Oder stand ein Konflikt mit Berlin am Horizonte?

Louis beugte sich über das Blatt und las:

„Wie wir aus sicherster Quelle vernehmen, huldigt jetzt auch Ihre Hoheit Prinzessin Klothilde dem edlen Radsport. Die hohe Frau übt jeden Nachmittag in Allerhöchsthrem Parke hinter dem Prinzessinnenpalais. Das Stahlrad erobert sich eben immer weitere Kreise. Ihre Durchlaucht benutzen, wie wir weiter hören, eine Maschine der weltberühmten Löwenräder (Niederlage in der Krümmen Straße Nr. 17 bei Herrn Piepmeyer). Deutsches Fabrikat — wieder ein Triumph der vaterländischen Industrie!“

## 2.

Das Reich Reiz-Wolkenburg-Trachenstein war ein glückliches Land. Es war sogar so glücklich gewesen, bei allen staatlichen großen Umwälzungen Deutschlands seine Selbständigkeit und sein angestammtes Herrscherhaus unangefochten bewahrt zu haben; selbst als der gewaltige Napoleon die deutsche Landkarte mit seiner rauhen Kriegerhand umgemodelt hatte, war Reiz-Wolkenburg-Trachenstein nicht angetastet worden. „Aus dem schuldigen Respekt vor dem altehrwürdigen Geschlecht der seit dem grauesten Mittelalter ihr Reich beglückenden Fürsten,“ sagten die einen, während die boshaften anderen behaupteten, auf der Karte,

die Napoleon vorgelegen habe, sei Reiz = Wolfenburger-Trachenstein überhaupt nicht verzeichnet gewesen und daher vergessen worden, wegen seiner Kleinheit.

Reiz = Wolfenburger-Trachenstein liegt denn auch heute noch am Hang des tannenduftenden Gebirges und gedeiht vortrefflich. Es ist statistisch nachgewiesen, daß die Einwohnerzahl in den beiden letzten Jahrzehnten ganz normal um 3297 Seelen — im richtigen Verhältnis der weiblichen zu den männlichen Seelen — gestiegen ist, und daß der Nationalwohlstand damit gleichen Schritt gehalten hat. Ja, in Bezug auf letzteren muß sogar bemerkt werden, daß seit drei Jahren das Fürstentum auch eine Fabrik besitzt, deren Erzeugnisse — Puppenachtstühlchen — ihren Absatz bis nach Amerika finden.

Ist das ganze Land so glücklich, daß man selbst in Berlin über den Ausfall der Reichstagswahlen in Reiz = Wolfenburger-Trachenstein jedesmal neidisch den Kopf schüttelt, so ist die Residenzstadt Reiz womöglich noch glücklicher. Schon seit drei Jahrzehnten durch einen Eisenbahnstrang an die Avern des großen Weltverkehrs angeschlossen, seit zwei Jahrzehnten im Besitz einer Gasanstalt, seit fünf Jahren kanalisiert und mit Wasserleitung versehen, soll Reiz, dank der Energie seiner Stadtverwaltung, jetzt sogar allmählich neues Kopfsteinpflaster erhalten. Vereinzelte fortschrittliche Bürger sprechen schon von einer Fernsprechverbindung. Freilich schüttelt auch manch Bedächtiger und Verständiger am abendlichen Stammtisch in der „Grünen Tanne“ den Kopf über die allzu schnelle Entwicklung und erinnert daran, daß man am Ende gar in Reiz würde Kommunalsteuern zahlen müssen, während bisher noch jeder ehrfame Bürger einiges Holz für seinen Hausbedarf aus dem Stadtwald umsonst erhielt.

Ja, Reiz = Wolfenburger-Trachenstein ist ein glückliches Reich, und die Residenz ist eine glückliche Stadt!

Nur einen schweren Kummer haben die getreuen Reizer, einen Kummer noch dazu, über den man nur tuscheln und flüstern darf, dem niemand lauten Ausdruck zu verleihen wagt, denn er betrifft Seine Durchlaucht.

Nicht etwa, daß die Unterthanen mit ihrem allergnädigsten Herrn unzufrieden wären. Das ist an sich ganz unmöglich. Die getreuen Reizer hatten ja sogar Christian XVI. vergöttert, der in der Geschichte den gruseligsten Beinamen „der Wilde“ führt, und von dem heute noch erzählt wird, daß er einen Wilddieb auf einen lebenden Hirsch hätte schmieden lassen.

Nein, mit ihrem sanften, gutherzigen Christian XXXVIII. waren seine Unterthanen sehr zufrieden, wenn anders dieser Ausdruck „zufrieden“ überhaupt für das Verhältnis von Unterthan zu Herrscher gestattet ist. Aber sie sorgten sich um ihn, und sie sorgten sich um ihr ganzes geliebtes angestammtes Herrscherhaus, das nur noch auf seinen zwei Augen stand. Und nur zu gut wußten die Reizer, daß jenseits ihrer orange-violetten Grenzpfähle die benachbarte Großmacht auf der Lauer lag, voll brennender Begier, das schöne, fruchtbare Reiz-Wolkenburg-Trachenstein sich nach dem Aussterben des Fürstenhauses einzuverleiben. Das Fürstentum mit seinen „fast“ 356,000 Einwohnern wäre freilich ein fetter Bissen gewesen!

Durchlaucht hatte die heiligste Pflicht, das Geschlecht zu erhalten, dem Lande neue Fürstensprossen zu schenken. Aber Durchlaucht wollte durchaus nicht heiraten, wie es schien. Weshalb der junge Thronfolger sich den Bitten seiner Eltern, weshalb Christian XXXVIII., nun schon seit fünf Jahren Fürst, sich den allerunterthänigsten Wünschen seines Volkes stets widersetzt hatte, wußte eigentlich niemand. Nur gewisse Leute, die immer alles wissen wollen, flüsterten geheimnisvoll von einer Jugendliebe, die Cerevissimus nicht vergessen könne.

Und dabei gab die Gesundheit dem kaum dreißigjährigen Herrscher neuerdings zu recht ernstern Bedenken Anlaß. Schon seit Jahren hatte Christian XXXVIII. sich seinem Volke nicht mehr hoch zu Roß gezeigt; zum letztenmal sollte er überhaupt bei dem großen Kaisermanöver vor vier Jahren in den Sattel gestiegen sein, um dem Kaiser das Füsilierbataillon des Regimentes Nr. 248, das die Reiter aus alter Gewohnheit immer noch „unser Bataillon“ nannten, vorzuführen; und dabei sollte man ein zu leichtes Pferd gewählt haben und dieses sollte „beinahe“ unter dem Gewicht seines hohen Reiters zusammengebrochen sein.

Schließlich hätten sich die Reiter gewiß darüber getöstet, daß Christian XXXVIII. nicht mehr reiten mochte. Aber daß ihr Fürst auch dem edlen Weidwerk abgeschworen hatte, daß er nur noch selten durch die Straßen der Stadt schlenderte, ja sogar selten ausfuhr, daß er sich — es muß gesagt sein! — gewissermaßen seinem treuen Volke entzog, das gab zu denken. Und dann machte der alte Doktor Wulpert immer, wenn er den Palast verließ, solch eigenes, ernstes, fast bekümmertes Gesicht. Er war ja natürlich viel zu verschwiegen, irgend etwas auszu-plaudern, was ihm von Amts wegen und nun gar über Seine Durchlaucht bekannt wurde. Aber wenn man ihn in der kleinen Weinstube hinter der Kolonial-, Südfrucht- und Delikatessenhandlung von Karl August Lampe von vertrauter Seite interpellierte, dann stieß er doch immer ein „hm—hm!“ hervor und zog geheimnisvoll die Achseln hoch. —

So waren denn heute die wenigen Glücklichen, die den Fürsten auf seiner Ausfahrt begrüßen durften, zuerst freudig erstaunt. Eigentlich, fanden sie, sahen Durchlaucht doch recht blühend aus. Ein bißel stark geworden freilich; wenn's nicht respektlos wäre, möchte man fast

sagen: dick. Der kleine Hauptmann v. Kelling, der Hofchef, verschwand ja fast neben Serenissimus im Wagen. Ja, und wenn man ehrlich sein wollte, ein bißel gedunsen sah das Antlitz des hohen Herrn doch auch aus. Und es war so lebhaft geröthet, und der fürstliche Kameralrat Wegner, der ihn beim Prinzessinnenpalais aussteigen sah, erzählte nachher, das schiene Durchlaucht ordentlich schwer geworden zu sein; Durchlaucht hätten auch förmlich geprustet. Gott, ja — und wenn man sich erinnerte, welch schöner schlanker Mann Durchlaucht gewesen war, als er in Potsdam als Erbprinz zwei Jahre Offizier gewesen war — recht unnötigerweise — ja, und wer konnte wissen, was da in der Fremde mit ihm geschehen sei. Höchstens Herr Geheimrat Wulpert mochte das wissen, und der war verschwiegener als das Grab. Aber umsonst zog er sicher nicht die Achseln hoch. —

Christian XXXVIII. hatte in der That geprustet, als er aus dem Wagen stieg. Und er prustete sogar noch, als er die sechs Stufen zum Palaisthor erklimmen hatte und den Oberhausmeister der Prinzessin, der ihm ganz erschrocken entgegenstürzte, fragte: „Hoheit im Garten?“

„Zu Befehl, Euer Durchlaucht. Darf ich Ihre Hoheit benachrichtigen?“

Der Fürst mehrte bemerkenswert energisch ab und schritt verhältnismäßig lebhaft den langen, halbdunklen, ihm von seinen Kinderjahren her so wohlbekanntem Durchgang nach dem Garten entlang. „Bitte, lieber Kelling, erwarten Sie mich hier,“ sagte er noch, sich umwendend, an der hinteren Thür, die der Oberhausmeister, der sich von seiner Bestürzung gar nicht erholen konnte, hastig aufriß.

Nun lag der alte, schöne, im englischen Geschmack angelegte Park vor dem Fürsten, und er hemmte seinen Schritt. Schweratmend blieb er stehen, zog das seidene



Taschentuch heraus und trocknete sich die Stirn. Ihm war sehr heiß, und er war sehr unruhig.

Ueber dem Garten lag tiefe Stille, nur der Springbrunnen plätscherte leise inmitten der steinernen, schon ein wenig vom Zahn der Zeit angenagten Sandsteinfiguren. Und dem Fürsten war es, als erzähle er ihm von vergangenen Tagen, von einem schönen Kindertraum, der noch das Herz des Jünglings ausgefüllt und beglückt hatte.

Wahrhaftig, da stand die alte verwitterte Sandsteinbank ja auch noch, auf der er einst mit ihr im Mondenschein gefessen hatte. Kurz ehe er nach Potsdam mußte. Und sie hatten sich geküßt, ganz wie zwei bürgerliche Liebesleute, und sie waren so selig, so glücklich gewesen. Und dann, kaum ein halbes Jahr später, hatte man sie dem Prinzen Steinkens-Sonderberg gegeben — jawohl, gegeben, dem alten, verlebten, millionenreichen Wüstling, und es war alles sehr ordentlich zugegangen, wie es sich für gehorsame Fürstenkinder geziemt. Und nun war sie Witwe. Und so ganz, ganz anders geworden.

Der Fürst schrak zusammen. Das feine silberne Klingen eines Glöckchens ließ ihn auffahren und dann ein fröhliches, fast übermütiges Lachen.

Er richtete sich straff auf. Er war ja heute hier als der Chef des Hauses, und er ahnte, seine Aufgabe war nicht leicht.

Da schossen plötzlich dicht nebeneinander zwei Stahlräder aus dem Schatten der Buchen und bogen hinten um das Boskett. „Treten! Bitte, Eure Hoheit — immer treten!“ klang eine volle, kräftige Männerstimme herüber.

Einen Augenblick verschwanden die Räder hinter dem Gebüsch. Aber da waren sie schon wieder, und die Stirn des Fürsten furchte sich. Der fremde Mann dort fuhr ja ganz ungeschicklich dicht neben der Prinzessin, er hatte wahr-

haftig sogar seine Rechte ohne Handschuh auf ihrer Lenkstange zwischen ihren Händen.

Nun wurde auch er bemerkt. Die Maschine der Prinzessin kam auf einen Moment ins Wanken.

Doch da war sie auch schon abgesprungen und schritt elastisch auf ihn zu: „Aber Better, welche Ueberraschung!“

Der Fremde sprang auch ab, zog mit einer tiefen Verbeugung den Strohhut — einen Strohhut! — und schob dann die beiden Maschinen in den Schatten. Die Sonne brannte noch immer scharf, er fürchtete wohl für die Pneumatiks.

„Wie reizend sie aussieht!“ schoß es unwillkürlich dem Fürsten durch den Sinn. „Sie ist doch immer noch das entzückendste Weib der Welt.“ Und er gestand sich wider Willen, daß ihr auch das fesche Sportkostüm ausgezeichnet stand: der kurze geteilte dunkle Rock, die helle seidene Bluse, das kokette Mützchen, unter dem das Goldhaar leuchtete.

Sie kam ihm ganz unbefangen auf halbem Wege entgegen. „Tag, Christi! Nein, ist das aber einmal eine Ueberraschung!“ wiederholte sie und streckte ihm die feine Hand hin.

Zögernd legte er die feine hinein, ihm war's, als fühlte er den raschen Pulsschlag durch den dünnen Seidenschuh.

Wie immer, wenn er mit ihr zusammentraf, war er ein wenig befangen. Und diese Befangenheit rief in ihm den lebhaften Wunsch hervor: Nur schnell ein Ende machen! Nur nicht lange zögern! Was gesagt werden muß — sofort sagen!

„Ich mußte dich sprechen, liebe Klothilde —“

Sie lachte ihn an mit blitzenden Zähnen: „Du siehst ja ordentlich feierlich aus, Christi. Eine Haupt- und Staatsaktion? Soll ich den großen Saal im Obergeschoß

auffschließen lassen? Wird 'n bissel dumpfig sein, aber hübsch kühl. Das wird dir gut thun, Christi."

"Bitte, Klothilde, bleib doch einmal ernst." Er deutete nach dem Buchengang. „Ist es dir recht, wenn wir dort in den Schatten treten?"

Sie streifte ihn nun doch auch ernster; mit einem fragenden, forschenden Blick. Dann nickte sie. Ihre Lippen preßten sich fest aufeinander. So schritten sie hinüber zu den alten Buchenriesen.

"Klothilde," begann er dann, und sie hörte ihm an, daß er nach den Worten suchte, „hast du den Anzeiger von heute morgen gelesen?"

Die Prinzessin schürzte die Lippen auf. „Christi, hältst du mich wirklich für so albern, daß ich dies Wurstblättchen in die Finger nehme?"

Das verdroß ihn. Der Anzeiger war doch schließlich das amtliche Organ des Fürstentums. Er räusperte sich ein wenig, und dann fuhr er heftig fort: „Nun also — im Anzeiger steht, daß du radelst. Groß und breit gedruckt steht es da. Es ist ein öffentlicher Skandal. Dem Herrn Redakteur werde ich meine Meinung sagen lassen — aber gehörig. Zu dir jedoch komme ich zunächst mit der Bitte, dies durchaus unpassende, für jede Frau unpassende, für dich ganz ungehörige . . ."

Weiter kam er nicht. Denn nun war der Ernst schon wieder aus ihrem Gesicht verschwunden. Es leuchtete vor Uebermut. Und sie unterbrach ihn lachend: „Nein, bist du aber komisch, Christi! Ich soll nicht mehr radeln? Und warum denn nicht, gestrenger Herr?"

Seine Befangenheit wuchs, und in dem unbewußten Drange, sie zu bewältigen, stieß er heftig hervor: „Weil es durchaus unpassend ist — ich sagte es dir doch schon, durchaus ungehörig. Und — und weil ich es nicht will."

Sie machte ihm einen tiefen, spöttischen Knicks. „Unter-

thänigste Dienerin — Durchlaucht. Aber ich seh' bei allen Göttern Griechenlands immer noch nicht ein, weshalb bei mir unpassend sein soll, was sich die Wales und die Gräfin Turin und die gnädigste Cousine in Scharrenberg-Wurzheim und wer weiß ich sonst noch erlauben. Alter Christi, bist du denn ganz versauert, armer Kerl? Thust mir wirklich leid — du. Aber, rund heraus gesagt: mit dem Mann von eurem Anzeiger kannst du machen, was du willst, Christi; laß ihn meinetwegen aufs Rad flechten, aber ich . . . ich radle weiter.“

„Und wenn ich nun als Chef unseres Gesamthauses —“

„Mach dich nicht lächerlich, Christi. Du bist doch ein viel zu gescheiter Mensch, um gegen mich irgend ein vermodertes Hausgesetz mobil machen zu wollen, ganz abgesehen davon, daß wohl keines einen Paragraphen über das Radeln enthalten kann. Nein — nein, Christi, die Wahrung meiner weiblichen Würde überlaß nur getrost mir selbst.“

Er rang nach Atem. „So, und dabei sehe ich dich da mit einem fremden jungen Manne —“

„Aber erlaube! Ich bitte denn doch recht sehr, Better, daß du vorsichtiger und — und rücksichtsvoller bist. Du maßest dir da ein Recht an, du gebrauchst Ausdrücke —“

„Klothilde!“

Ein neuer Zornesblitz traf ihn. „Du scheinst zu vergessen, Better, wen du vor dir hast, auch zu vergessen, daß ich unter schweren Verhältnissen — verstehst du! — ich selbst blieb und mir nichts vergab. Heut' bin ich Herrin meines Willens und habe keine Lust, mir das Recht meiner freien Selbstbestimmung zum zweitenmal verkümmern zu lassen. — So —“ die Prinzessin wurde ruhiger, und dann schien plötzlich ihr heiteres Temperament wieder Oberwasser zu gewinnen, sie lächelte sogar. „Um aber Serenissimus zu schuldigem Gehorsam zu sein, kennst du

getreuer Landesvater denn den „fremden jungen Mann“ nicht? Herr Doktor Körting ist es, der Sohn des alten Körting am Markt. Ich hab' nämlich deinem langweiligen Leibarzt den Lauspafß geben müssen, denn — unter uns gesagt, Christi — er ist ein veritables Kamel. Ich — na, warum soll ich es dir nicht sagen: ich bemerkte eine leise Neigung zum Stärkerwerden an mir“ — sie stützte die feingliederigen Hände in die Taille — „siehst du, Christi, und da hat mir mein Leibarzt das Stahlrad verordnet. Ein ausgezeichnetes Mittel, Better“ — schalkhaft sah sie ihn an — „wenn es nicht gegen den Respekt verstoßen würde, ich möchte fast wagen, es meinem allergnädigsten Landesherrn und dem erhabenen Chef unseres erlauchten Gesamthauses ebenfalls zu empfehlen.“

Der Fürst war gar nicht mehr zu Worte gekommen. Er traute sich nicht einmal, seine Cousine anzuschauen. Er fühlte sich geschlagen auf der ganzen Linie, wie so oft schon in den letzten Jahren. Selbst den leisen Spott ihrer letzten Wendung nahm er geduldig hin. Und nur ganz zaghaft brachte er endlich hervor: „Dann, Klothilde, wenn du nun einmal durchaus radeln mußt aus Gesundheitsrücksichten — dann, bitte, thu es wenigstens nur hier im Park. Nicht draußen, das würde wirklich ein öffentliches Vergerniß geben. Wir sind doch nun einmal nicht in Berlin oder Paris.“

Sie schien bereits eine weitere Entgegnung auf der Zunge zu haben. Aber als er noch einmal bat, da zuckte es in ihrem rosig angehauchten Gesicht, das trotz ihrer neunundzwanzig Jahre fast aussah wie das eines jungen Mädchens, so pflaumenartig und frisch, und sie nickte: „Gut denn, das will ich dir versprechen, um unserer alten Freundschaft willen, Christi. Für vorläufig wenigstens.“

Er seufzte resigniert und blickte ihr lange, lange in das rosige Antlitz. Dann reichte er ihr, wie mit einem

haftig sogar seine Rechte ohne Handschuh auf ihrer Lenkstange zwischen ihren Händen.

Nun wurde auch er bemerkt. Die Maschine der Prinzessin kam auf einen Moment ins Wanken.

Doch da war sie auch schon abgesprungen und schritt elastisch auf ihn zu: „Aber Better, welche Ueberraschung!“

Der Fremde sprang auch ab, zog mit einer tiefen Verbeugung den Strohhut — einen Strohhut! — und schob dann die beiden Maschinen in den Schatten. Die Sonne brannte noch immer scharf, er fürchtete wohl für die Pneumatiks.

„Wie reizend sie aussieht!“ schoß es unwillkürlich dem Fürsten durch den Sinn. „Sie ist doch immer noch das entzückendste Weib der Welt.“ Und er gestand sich wider Willen, daß ihr auch das fesche Sportkostüm ausgezeichnet stand: der kurze geteilte dunkle Rock, die helle seidene Bluse, das kokette Mützchen, unter dem das Goldhaar leuchtete.

Sie kam ihm ganz unbefangen auf halbem Wege entgegen. „Tag, Christi! Nein, ist das aber einmal eine Ueberraschung!“ wiederholte sie und streckte ihm die feine Hand hin.

Zögernd legte er die feinige hinein, ihm war's, als fühlte er den raschen Pulsschlag durch den dünnen Seidenschuh.

Wie immer, wenn er mit ihr zusammentraf, war er ein wenig befangen. Und diese Befangenheit rief in ihm den lebhaften Wunsch hervor: Nur schnell ein Ende machen! Nur nicht lange zögern! Was gesagt werden muß — sofort sagen!

„Ich mußte dich sprechen, liebe Klothilde —“

Sie lachte ihn an mit blitzenden Zähnen: „Du siehst ja ordentlich feierlich aus, Christi. Eine Haupt- und Staatsaktion? Soll ich den großen Saal im Obergeschoß

ausschließen lassen? Wird 'n bissel dumpfig sein, aber hübsch kühl. Das wird dir gut thun, Christi."

"Bitte, Klothilde, bleib doch einmal ernst." Er deutete nach dem Buchengang. „Ist es dir recht, wenn wir dort in den Schatten treten?"

Sie streifte ihn nun doch auch ernster; mit einem fragenden, forschenden Blick. Dann nickte sie. Ihre Lippen preßten sich fest aufeinander. So schritten sie hinüber zu den alten Buchenriesen.

"Klothilde," begann er dann, und sie hörte ihm an, daß er nach den Worten suchte, „hast du den Anzeiger von heute morgen gelesen?"

Die Prinzessin schürzte die Lippen auf. „Christi, hältst du mich wirklich für so albern, daß ich dies Wurstblättchen in die Finger nehme?"

Das verdroß ihn. Der Anzeiger war doch schließlich das amtliche Organ des Fürstentums. Er räusperte sich ein wenig, und dann fuhr er heftig fort: „Nun also — im Anzeiger steht, daß du rabelst. Groß und breit gedruckt steht es da. Es ist ein öffentlicher Skandal. Dem Herrn Redakteur werde ich meine Meinung sagen lassen — aber gehörig. Zu dir jedoch komme ich zunächst mit der Bitte, dies durchaus unpassende, für jede Frau unpassende, für dich ganz ungehörige . . .“

Weiter kam er nicht. Denn nun war der Ernst schon wieder aus ihrem Gesicht verschwunden. Es leuchtete vor Uebermut. Und sie unterbrach ihn lachend: „Nein, bist du aber komisch, Christi! Ich soll nicht mehr rabeln? Und warum denn nicht, gestrenger Herr?"

Seine Befangenheit wuchs, und in dem unbewußten Drange, sie zu bewältigen, stieß er heftig hervor: „Weil es durchaus unpassend ist — ich sagte es dir doch schon, durchaus ungehörig. Und — und weil ich es nicht will.“

Sie machte ihm einen tiefen, spöttischen Knicks. „Unter-

plötzlichen Entschluß, die Hand zum Abschied. Es klang ganz wehmütig, als er sagte: „Leb wohl, Klothilde.“

„Darf ich dir nicht meinen Wunderdoktor vorstellen?“ fragte sie noch, mit ihm langsam der Treppe zuschlenkernd.

„Ein andermal — vielleicht.“

Nun standen sie nebeneinander an der Thür. Und da sagte sie plötzlich ganz ernst: „Christi, nimm mir 'mal ein offenes Wort nicht übel: du siehst nicht gut aus. Wahrhaftig, du solltest auch radeln, es wäre gerade für dich sehr nötig.“

Mit einer komischen Gebärde des Entsetzens hob er beide Hände: „Klothilde, ein Landesfürst auf dem Rade! Das ist in der Weltgeschichte noch nicht dagewesen.“

Sie lachte. „In der Weltgeschichte kommt vieles zum erstenmal vor, und unser Großstaat würde nicht aus den Angeln gehen. Na, überlege es dir noch einmal. Addio, Christi.“

„Addio, lieber Christi,“ wiederholte sie noch einmal leise und weich, als sich die Thür hinter dem Better geschlossen hatte. Und auf dem soeben noch lachenden Antlitz der Prinzessin lag jetzt ein ernster, fast trauriger Schatten, als ob sie trauere um ein unwiderbringlich verlorenes Glück.

### 3.

Durchlaucht erhoben sich am nächsten Morgen mit einem Gefühl angenehmer Erleichterung. Der Kammerdiener hatte dem Fürsten nämlich die neueste Nummer des Anzeigers ans Bett bringen müssen, und Christian XXXVIII. hatte mit Vergnügen bemerkt, daß die Weisungen, die er am Abend vorher seinem Staatsminister gegeben, mit Blitz und Donner auf das Haupt des leichtfertigen Redakteurs besagter trefflicher Zeitung niedergesaut sein mußten. Denn da stand auf der ersten Seite in ziemlich auffallendem Satz zu lesen:



„Wie wir aus sicherster Quelle vernehmen, beruht unsere gestrige Notiz, daß Ihre Hoheit Prinzessin Klothilde zu rabeln geruhten, auf einem Mißverständnis. Ihre Hoheit ist sogar eine entschiedene Gegnerin der Ausübung dieses ja an sich nicht unüblichen Sports durch das weibliche Geschlecht und hat das Radeln der Frau erst kürzlich als durchaus unweiblich bezeichnet. Das Rad, welches der hiesige Vertreter der Löwenwerke (Herr Piepmeyer, Krumme Straße Nr. 17) in das Palais Ihrer Hoheit zu liefern die Ehre hatte, war durchaus nicht etwa für Ihre Hoheit, sondern für eine Bedienstete bestimmt, welcher der Arzt das Radeln verordnet hat. Uebrigens sind, wie hier eingeschaltet sein mag, durchaus nicht alle Aerzte Anhänger des Radsports, der nach der Ansicht vieler Autoritäten den Herzmuskel in ganz bedenklicher Weise anstrengen soll.“

„Der Mensch ist ein Kamel,“ dachte Christian XXXVIII., als er die Zeitung aus der Hand legte. „Ungeschickter konnte er sein Dementi nicht abfassen. Aber für meine lieben Unterthanen wird's so wohl genügen,“ und dann stieg er aus dem Bett, ließ sich von seinem getreuen Louis kalt abreiben und schielte mit einem leisen Seufzer auf die große Dezimalwage, die in der Ecke des Ankleidezimmers stand.

„Heute müssen wir wohl, Louis?“ sagte er zögernd.

„Zu Befehl, Euer Durchlaucht. Heute ist unser Tag.“

Worauf Serenissimus auf die Wage trat. Louis stellte die Gewichte auf und addierte unter tiefem Schweigen.

„Nun?“

„Unterthänigst zu melden: 112,<sup>s</sup> Kilo, Euer Durchlaucht.“ Ludwig hauchte die Zahl förmlich.

Serenissimus war zusammengezuckt. „Und vorige Woche, Louis?“

„Euer Durchlaucht halten zu Gnaden: 111,<sup>s</sup> —“

Serenissimus stöhnte hörbar. „Und vor vierzehn Tagen?“

„Ein Bruchteilchen unter 111, Euer Durchlaucht.“

„Menschenkind, das ist ja gar nicht möglich. Sieh 'mal im Notizbuch nach — wie viel vor vier Wochen?“

„108,7, Euer Durchlaucht.“

Worauf Herr und Diener gemeinsam einen langgezogenen Seufzer thaten, und der Fürst, von der Wage heruntertretend, erklärte: „Heute will ich so gut wie gar nicht frühstücken, nur eine Tasse Thee, ein bißel Schinken, zwei Eier — ja, höchstens noch ein oder zwei Hammelkotelettchen laß mit heraufkommen. hm! . . . und etwas englische Marmelade. Nichts weiter! Und wenn ich mehr haben will, dann . . . hm! . . . bei meiner Ungnade, Louis . . . du stehst mir dafür, daß ich nicht mehr esse. Verstanden?“

Louis machte sein thörichtestes Gesicht, aber er wagte nicht, seinen Gedanken Worte zu leihen.

„Ist der Geheimrat schon da?“

„Der Herr Doktor warten bereits, Euer Durchlaucht.“

Zehn Minuten später saßen Serenissimus beim Frühstück und kämpften mit Höchselfelbstlich einen schweren Kampf um jeden Bissen, einen Kampf, aus dem Allerhöchstderselbe nicht als unbefrittener Sieger hervorgingen, trotzdem das Schlachtfeld der einsamen Frühstückstafel von ansehnlichen Heldenthaten hätte erzählen können.

„Der Rat soll kommen!“ knurrten Serenissimus endlich recht ungnädig.

Herr Geheimrat Doktor Wulpert, ein alter Herr mit schlotterndem Gehrock, trat ein, den altmodischen Cylinder in der Linken. Da er gewohnt war, das faltige Kinn beim Nachdenken immer mit der elfenbeinernen Krücke seines Doktorstocks zu stützen, diesen aber doch nicht ins Zimmer seines höchsten Patienten mitnehmen durfte, so

war das Kinn tief auf die Brust hinabgesunken; in regelmäßigen Zwischenräumen gab er ihm dann einen Ruck: das Kinn stieg förmlich in die Höhe, aber gleich darauf sank es willenlos wieder nieder.

„Morgen, Geheimrat!“ Der Fürst nickte dem Eintretenden zu. „112, s . . .“

„Unterthänigsten guten Morgen, Euer Durchlaucht. Also 112, s Kilo. hm, hm, also ein Pfündchen, sozusagen, haben Euer Durchlaucht wieder zuzunehmen geruht. hm . . . hm! Aber wirklich, es hat gar nichts auf sich; Euer Durchlaucht gnädigster Herr Vater waren auch sehr stark . . . hm! wogen an 275 Pfund schließlich, es liegt in Allerhöchstbero Geschlecht. Von Euer Durchlaucht großem Ahnen, dem Fürsten Christian XXI., berichtet der Chronist, daß er so beleibt war, daß er sich einen runden Ausschnitt im Speisetisch einschneiden ließ, um bequemer —“

Der Fürst war aufgestanden. „Ach, lassen Sie mich mit meinen dicken Ahnen zufrieden!“ rief er ärgerlich und begann mit dröhnenden Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen. „Ich habe genug mit mir selbst zu thun und will nicht im Fett ersticken. Ich fühl's ja ordentlich, wie es mir das Herz zuschnürt und die Lungen. Zum Geier, mein Herr Geheimrat, ich will nicht noch korpulenter werden. 112, s Kilo — unerhört! Und Ihre Sache ist es, mein Herr Geheimrat, Ihre Sache . . . Nun, was stehen Sie da mein Lieber . . . bitte, helfen sollen Sie mir! Helfen!“

Doktor Wulpert hob das Kinn mit einem außergewöhnlich energischen Ruck. „Euer Durchlaucht müssen strengere Diät —“

„Aber, lieber Herr, ich muß mich doch satt essen dürfen. Das ist ja so ziemlich das einzige, was mir noch geblieben ist. Denn — unter uns gesagt, Wulpert — das Regieren ist kein Vergnügen mehr. Keine eigene Truppe

mehr — nur noch Rudimenta eigener Verwaltung — 'n bißel mehr als irgend ein anderer Großgrundbesitzer vielleicht. Und das geht alles seinen Gang, die Maschine läuft ganz von selbst, 's ist gar kein Wunder, wenn man aus Mangel an Beschäftigung materiell wird. Aber ich bin's eigentlich nicht 'mal — nur satt essen, satt essen muß ich mich doch.“

„Durchlaucht machen sich, wenn ich mir erlauben darf, es zu bemerken, zu wenig Bewegung.“

„So — so! Sie haben gut reden. Wenn Sie wüßten, wie schwer mir das Reiten zuletzt geworden ist. Und soll ich vielleicht alle Tage im Schweiß meines Angesichts einen dreistündigen Gesundheitsmarsch machen, oder Holz hacken, wie der alte Gladstone thut? Nein, den Gefallen thue ich Ihnen nicht, mein Lieber. An mein bißel Behaglichkeit lasse ich nicht rühren.“

Der alte Arzt stöhnte leise. „Ja, Euer Durchlaucht, dann müssen Euer Durchlaucht halt wieder nach Karlsbad — oder vielleicht Marienbad.“

„Das wär' mir das Rechte,“ lachte Serenissimus höhnisch. „Nicht wahr, sich dort elende fünf Pfund abkasteien, und dann hat man sie kaum vier Wochen, nachdem man zu Hause ist, mit Aufschlag zurück. Ich denke nicht daran, mein Bester.“

Der Fürst stürmte jetzt durch das Zimmer, daß das Theegeschirr auf dem Tisch klapperte und klirrte. Der Leibarzt stand mit tief herabhängendem Kinn.

„Nun?“ fragten dann Serenissimus. Es klang ordentlich hart.

Wulpert fuhr zusammen. „Euer Durchlaucht sollten wirklich der allmählichen Gewichtszunahme nicht so viel Bedeutung beimessen. Es hat, nach meinem pflichtschuldigsten Ermessen, noch gar keine Bedenken. Aber — aber ich möchte Euer Durchlaucht doch ein — ein kleines Tränkchen verschreiben.“

„Ach, bleiben Sie mir mit Ihren Mixturen vom Leibe, lieber Geheimrat.“

Der Arzt zog verzweifelnd die Achseln hoch. Serenissimus trat an Fenster und trommelte einen Sturm marsch.

Plötzlich wandte sich Christian XXXVIII. um.

„Um von etwas anderem zu reden, mein lieber Wulpert,“ begann er. „Was ist denn das für ein junger Kollege von Ihnen, der Doktor Körting?“

Ueber das faltenreiche, glattrasierte Gesicht des Arztes zog es wie ein dunkler Schatten. Er schnappte ein paar mal förmlich nach Luft. Es schien, als suche er nach Worten.

„Nun, Wulpert — ich warte.“

„Halten zu Gnaden, Euer Durchlaucht. Ich, ich konnte nicht ahnen, daß Euer Durchlaucht schon von dem Affront gehört haben, den —“

„Ein Affront? Ich verstehe nicht —“

„Mit meiner Erna . . . meiner Tochter, Euer Durchlaucht.“

Der Fürst schüttelte den Kopf. „Ich weiß von nichts. Aber erzählen Sie mir doch, bitte. Was ist's mit Ihrer niedlichen Erna?“

„Ach, Euer Durchlaucht!“ — es war dem alten Herrn sichtlich höchst unangenehm, daß er sich, wie man so zu sagen pflegt, verschnappt hatte. Er hätte gern geschwiegen. Aber der Fürst drang weiter in ihn. Und so begann er denn: „Der junge Mensch, Euer Durchlaucht, es ist der Sohn unseres Apothekers am Markt, hat schon, wenn er als Studiosus auf Ferien war, um meine Erna herumgeschwänzelt. Nun, ich hatte ja eigentlich nichts gegen ihn. Aber nun kommt er zurück, läßt sich hier nieder und fängt an zu praktizieren — ganz gewissenlos, Euer Durchlaucht. Ich spreche ja grundsätzlich nicht gern über

Kollegen. Aber dieser junge Mann — ich — hm! hm! — ich mußte mehreremal mit ihm konsultieren, denn einige Familien wünschten es dringend — hm! — neue Besen kehren ja immer gut, und so sind wir ein paarmal hart aneinander geraten. Und dann kommt der respektlose Herr noch und hält um die Hand meiner Tochter an. Natürlich konnte ja davon keine Rede mehr sein — hm! — aber neulich, bei einer Landpartie nach den Drachensfelsen, kommt er plötzlich nachgeradelt und — Durchlaucht verzeihen — da hat er Erna geküßt — ganz öffentlich.“

Christian XXXVIII. lachte, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten. Erst nach geraumer Zeit bemerkte er, daß er seinem alten Leibarzt mit seinem fröhlichen Lachen weh gethan haben mußte. Und in dem Bestreben, das wieder gut zu machen, sagte er: „Der Frechling! Aber nun haben Sie natürlich gute Miene zum bösen Spiel gemacht, mein Lieber, und ich kann Ihnen zum Schwiegersohn und Fräulein Erna zum Bräutigam gratulieren?“

„Um Gottes willen!“ Der Alte machte ein ganz entsetztes Gesicht. „Aber — Euer Durchlaucht! Ich — diesem leichtfertigen Fant — diesem dreisten Ignoranten! Niemals — nie! Ich habe meine Tochter sofort nach Wolfenbürg zu meiner Schwägerin geschickt, dort wird sie wohl zur Besinnung kommen.“

Der Fürst nickte. Seine Gedanken schweiften schon wieder weiter. „So, so!“ sagte er noch. „Sieh einmal an — die kleine Erna!“ Und dann nickte er dem Leibarzt einen Entlassungsgruß zu und schritt hinüber in sein Arbeitszimmer, um sich dort — das zweite Frühstück auftragen zu lassen.

Aber trotzdem der Leiter der fürstlichen Küche mit gewohnter Kunst und Feinheit die leichtesten Gerichte für die Frühstückstafel ausgesucht hatte, wollte es Serenissimus durchaus nicht schmecken.

Nicht nur, weil er sich immer vorrechnete, daß ein Pfund Dachsenfilet 19 Prozent Eiweißstoffe und 10 Prozent Fette und daß — schauderhaft! — das Mark in der Bouillon gar 87 Prozent Fette enthalte — es ging ihm doch auch noch mehr und Wichtigeres durch den Kopf.

Freilich nicht Regierungsforgen. Dafür war ja der Herr Staatsminister da. Aber es gab da im Kopf und Herz zwei Stellen, an denen Fürst Christian XXXVIII. ganz wie ein gewöhnlicher Sterblicher empfindlich war, die ihm bisweilen — und je länger, desto öfter — recht, recht weh thaten.

Und das war stets der Fall, wenn er an Klothilde dachte.

Und er dachte oft an seine reizende Cousine.

Wie hatte er nicht im stillen gejubelt, was hatte er nicht im verschwiegenen Herzen gehofft, als sie wieder in der Residenz ihren Wohnsitz nahm, in dem alten Prinzessinnenpalais, an das sich für ihn so viele liebe Erinnerungen knüpften! Und wie ganz anders war alles gekommen, als er gehofft, erträumt hatte!

Gleich von Anfang an gab es Mißklang auf Mißklang zwischen ihnen. Er hatte ihr einen festlichen Empfang bereiten wollen; sie war dem durch verfrühte Ankunft absichtlich aus dem Wege gegangen. Er hatte ihr einen standesgemäßen Hofstaat beigegeben wollen; sie hatte sich „jede Bewachung ihrer unbedeutenden Persönlichkeit“ aufs entschiedenste verboten. Er hatte von der Notwendigkeit gesprochen, daß sie als einziges weibliches Mitglied des Hofes repräsentiere; sie hatte ihn ausgelacht. Ihre Freiheit wolle sie genießen — endlich — endlich!

Ihre Freiheit!

Von der hatte sie ja wohl auch in der Stunde — vor einem Jahre fast — gesprochen, als er die erste schüchterne Andeutung auf vergangene glückliche Tage gewagt hatte,

als er leise von seiner nie erkalteten Neigung sprach . . . und warum er unvermählt geblieben sei, den Wünschen der Eltern, den Wünschen des Landes zum Trost. Der Letzte seines Stammes.

Da hatte sie ihn groß angeschaut mit ihren strahlenden Augen, in denen es immer leuchtete wie eine seltsame Mischung von Uebermut und tiefer Empfindung, und dann hatte sie, den Worten nach scherzend, dem Tonfall nach eigen verschleiert, gesagt: „Ja, Christi, da kann ich doch nichts dafür.“ Und hatte sich umgewendet und war direkt auf den dicken, zum erstenmal zu Hofe befohlenen Kommerzienrat Beckers losgesteuert, den Begründer der großen Spielwarenfabrik, und hatte den neuen frischgebackenen Rat aufs tödlichste mit ihrer Frage nach seiner Fabrikationspezialität erschreckt. — —

Nachdem Fürst Christian seinen Kaffee genommen, legte er sich ein wenig auf die Chaiselongue. Louis schob noch einen Hocker mit einigen soeben eingegangenen Briefen heran, Serenissimus nickte ihm entlassend zu. Louis wußte, daß er jetzt ein Stündchen für sich hatte, und zog sich in so beschleunigtem Tempo, wie es seine hohe Stellung überhaupt zuließ, zurück.

Ein Weilchen lag der Fürst sinnend da, den Rauchwolken seiner Zigarre nachschauend, die sich dem Fenster zu kräuselten. Dann richtete er sich ein wenig auf und griff ganz mechanisch nach den Brieffschaften auf dem Hocker.

Aber schon der Umschlag, das Siegel des obenauf liegenden Schreibens ließen ihn stutzen.

„Aus Berlin? Und nicht durch die Ministerien? Persönlich?“

Er brach hastig das Siegel, überflog die wenigen Zeilen, und ein Seufzer entrang sich seiner Brust. Sein Gesicht hatte sich lebhaft gerötet, als er nun halblaut noch einmal las:



„Euer Durchlaucht unterbreite ich im Allerhöchsten Auftrage die unterthänigste Anfrage, ob Euer Durchlaucht an den diesjährigen Manövern, die in der Zeit vom 15. bis 21. September stattfinden und an denen auch das Kontingent Euer Durchlaucht beteiligt sein wird, teilnehmen werden.“

Das Schreiben sank auf die Kniee des Fürsten, Christian XXXVIII. starrte ins Leere. Und er dachte an sein unglückliches letztes Debüt im Sattel — an die Kaiserparade — —

Es war zu wunderbar, zwischen all diesen für ihn so wenig erquicklichen Bildern schoß plötzlich wieder ein anderes empor: das Bild einer schönen jungen Frau auf blitzschnellem Stahlroß. Und dann ließ er langsam die Augen an der eigenen Gestalt hinuntergleiten und preßte die Lippen aufeinander. Vielleicht hatte Klothilde ihm das Herbstgarn gar nicht einmal in ihren Korb hineingeflochten. Ein Wunder wäre es ja nicht gewesen, wenn sie ihrerseits Vergleiche gezogen hätte zwischen dem schlanken eleganten Erbprinzen, mit dem sie einst im Mondenschein auf der Bank im Prinzessinnenpalais geseßen, und dem Fürsten von heute, der sich vielleicht auch bald einen Ausschchnitt im Eßtisch machen lassen mußte.

Seiner Durchlaucht kam das weite Zimmer plötzlich zu eng vor. Er fühlte das lebhafteste Bedürfnis nach frischer Luft, nach einem Gang durchs Freie. Ohne irgend jemand im Palast zu benachrichtigen, nahm er Hut und Stock und ging in den Park. Vielleicht kam ihm unter den Buchen ein glücklicher, ein befreiender Gedanke.

Dies Kaisermanöver! Sollte er nach Italien flüchten — aus Gesundheitsrücksichten? Das war abscheulich unbequem. Sollte er krank werden? Nein — nein. Alles das wäre eine moralische Feigheit gewesen. Es half schon nichts — es mußte geritten werden.

Langsam war er durch den vorderen Teil des sehr ausgedehnten Parks geschlendert, mit gesenktem Haupte. Als er plötzlich aufschaute, war's, weil er ein paar sickernde Stimmen hörte und gleich darauf ein schallendes Geräusch, das unbedingt die akustische Folge eines sogenannten Ruffes sein mußte. Durchlaucht lächelten wehmütig und summtcn eine Melodie vor sich hin, die ihm durch den Sinn schoß, als Reminiscenz aus seinen lustigen Leutnants- tagen in Potsdam: „Ja, solch ein Kuß. . .“

Da sah er durch das Gebüsch rechts vor sich ein helles Kleid jenseits eines morschen alten Zaunes und diesseits — ei, wahrhaftig, das war ja der Schlingel Louis!

Und jetzt küßten sie sich wieder mitten durch die Bretter- pfähle hindurch. Und dann lachten sie und schwatzten und küßten sich zum drittenmal.

Serenissimus wurden neugierig. „Ei, da müssen wir doch sehen, ob der Louis wenigstens einen guten Geschmack hat,“ dachte er und hob sich auf den Fußspitzen, was nicht ohne einige Anstrengung vor sich ging.

Er sah auch ein niedliches Profil und ein paar braune Kraushaare, aber da gab es plötzlich ein silberhelles „Kling- kling“ von drüben. Die Kleine stob davon. Der arme Louis machte ebenso schleunig Kehrt und schob sich ins Gebüsch. Und gleich darauf fauste drüben eine einsame Radfahrerin blickschnell den Weg entlang. Schön auf- gerichtet saß sie im Sattel, entzückend geschmeidig waren alle ihre Bewegungen, jede Linie der elastischen Gestalt kam zur vollen Geltung.

Mit einemmal wußte der Fürst, wo er sich befand.

Er war in Gedanken ziemlich weit gegangen, weiter als seit Jahren. Um den ganzen See herum, bis an die Grenze des Parks, der hier an einer schmalen Stelle mit dem fast gleich großen Garten hinter dem Prinzessinnen- palais zusammenstieß.

Wie das jetzt hier verwildert war! Dem Hofgärtner mußte einmal gründlich der Kopf gewaschen werden. Gerade hier alles so verwachsen und verkommen zu lassen — hier! Da war schon wieder das wehmütige Lächeln: was konnte der Hofgärtner davon wissen, wie lieb sein Fürst einst diese schmale, einsame Stelle gehabt hatte?

Wahrhaftig, dort drüben war ja sogar noch das alte Pförtchen, das direkt in den Prinzessinnengarten führte.

Der Fürst schlich sich mit einem kleinen Umweg heran. Ordentlich zärtlich betastete er die Holzhür und das völlig verrostete Schloß. Früher hatte die Pforte immer offen gestanden. Wer wohl jetzt den Schlüssel haben mochte? Vielleicht niemand, vielleicht lag er drüben im See.

Lange standen Serenissimus am Bretterzaun, genau an derselben Stelle, wo vorhin sein Leibdiener und das Mädchen mit dem hübschen Soubrettengesicht sich geküßt hatten.

Die Glücklichen!

Und der Fürst wartete und wartete, ob nicht noch einmal ein silbernes „Kling-kling“ von drüben her ertöne. Es war ihm, als ob das ein gutes Omen für ihn sein würde.

Aber er wartete vergebens. Die Prinzessin rabelte wohl nicht mehr.

Das gute Omen blieb aus. Und wieder mit tiefgesenktem Haupte wandte sich Serenissimus zum Rückwege.

---

Wenn die Prinzessin ihre Übungsfahrt durch den Park so plötzlich unterbrochen hatte, so war dies nicht ohne einen tieferen Grund geschehen.

Als sie nämlich mit einem kühnen Bogen an der Hinterfront des Palastes vorüberfauste, da sah sie auf der kleinen Terrasse dort eine wahre Sammergestalt stehen:

einen kleinen Mann in antediluvianischem schwarzen Rock, dessen Schöße bis tief über die Kniee gingen, mit einem Cylinder in der Linken und einem flatternden Zeitungsblatt in der rechten Hand; auf der wundervollen Glaze glitzerte die Sonne und ließ lauter kleine Schweißtropfen aufperlen.

Die Prinzessin hatte das Männchen sofort erkannt. „Aber Sie machen mir ja mein Roß scheu!“ rief sie zuerst, im Vorüberfliegen. Gleich darauf that ihr das Scherzwort leid. Sie fuhr den Kreis aus und sprang dann vom Rade.

„Nun, Herr Piepmeyer, was giebt's denn? Sind die Löwenwerke bankerott oder ist ein Bacillus in Ihre sonstigen Eisenwaren gekommen? Sie sehen ja gottsjämmerlich aus.“

Der kleine Mann knickte noch tiefer zusammen. „Eure Hoheit, allergnädigste Hoheit, ich — halten zu Gnaden — ich bin ein ruinierter Mann, ein für alle Ewigkeit blamiertter Geschäftsmann. Und Eure Hoheit können unmöglich wollen, daß ich —“

„Aber ich verstehe Sie wahrhaftig nicht, Herr Piepmeyer. Ich habe doch mein Rad sofort bar bezahlen lassen.“

„Ach, allergnädigste Hoheit, das ist es ja eben! Solch ein ausgezeichnetes Rad — und auf die erste Notiz im Anzeiger hat die Frau Kreissekretärin gleich probiert, und auch die gnädige Frau Oberforstmeisterin hatten schon nach den Preisen fragen lassen — und nun kommt dieses Dementi im Anzeiger. Jetzt wird natürlich keine Dame mehr radeln wollen, und das Rad ist ja doch für Eure Hoheit gewesen, und nun soll ich der Lügner sein, und meine Reellität wird angezweifelt, da doch unser Geschäft schon seit Anno 1824 besteht —“

Die Prinzessin schüttelte den Kopf. Sie verstand kein

Wort von all dem, was der kleine Mann sagte. Aber er that ihr leid. Und da er ihr nun den Anzeiger hinhielt mit einer flehentlichen Gebärde, so nahm sie das Blättchen und las die rot angestrichene Stelle.

Einen Augenblick preßten sich ihre Lippen fest aufeinander, und ihre glatte Stirn fürchte sich. Sie erkannte ja sofort die Quelle dieses Dementis. Doch dann siegten in ihr Wahrheitsdrang und Stolz. Schließlich — die Notiz strafte auch sie Lügen.

„Natürlich müssen Sie sofort eine Berichtigung einrücken lassen, Herr Piepmeyer,“ sagte sie und reichte dem Inhaber der Eisenwarenhandlung den Anzeiger zurück.

„Ach, allergnädigste Hoheit, das ist es ja eben! Der Doktor Well nimmt sie nicht auf. Absolut nicht. Ich bin in meiner Verzweiflung schon beim Justizrat gewesen. Der hat gesagt, der Redakteur müsse meine Berichtigung, soweit sie Thatsächliches berichtige, auf Grund des Pressegesetzes aufnehmen. Aber keine Spur — der Doktor Well zieht nur die Achseln hoch und macht ein ganz geheimnisvolles Gesicht. Er würde es auf einen Prozeß ankommen lassen, meinte er. Da sind denn Eure Hoheit meine einzige Hoffnung, meine Zuflucht. Und ich flehe zu unserer allergnädigsten Prinzessin —“

Prinzess Klothilde hatte einen Augenblick starr vor sich hin auf die Erde geblickt. Der Entschluß schien ihr nicht ganz leicht zu werden. Aber plötzlich richtete sie sich auf.

„Ich werde Ihnen ein paar Zeilen an Herrn Doktor Well mitgeben, Herr Piepmeyer. Ich will nicht, daß Sie meinewegen Schaden erleiden,“ sagte sie kurz und knapp.

„Bitte, kommen Sie mit mir ins Palais.“ —

Und so geschah das Unerhörte, daß am nächsten Morgen im Anzeiger an hervorragender Stelle zu lesen war:

„Wie wir von hoher Seite erfahren, war unsere erste Notiz doch zutreffend. Ihre Hoheit Prinzessin Klothilde

geruhen täglich auf besondere Verordnung Höchstihres Arztes, des Herrn Dr. med. Paul Körting, der sich so überraschend schnell eine ausgezeichnete Stellung unter den medizinischen Kapazitäten unserer Residenz erobert hat, das Stahlroß zu benutzen. Ihre Hoheit haben sich außerordentlich befriedigt über den Erfolg und besonders auch über das von den Löwenwerken (Vertreter: Herr Piepmeyer hier) gelieferte Rad ausgesprochen.“

• Und einige Zeilen darunter in gesperrtem Druck: „Ihre Hoheit Prinzessin Klothilde zu Steinkens-Sonderberg haben Herrn Rudolf Piepmeyer das Prädikat eines Hoflieferanten zu verleihen geruht.“

## 4.

Durchlaucht hatten eine sehr unruhige Nacht gehabt.

Der Fürst träumte nämlich, er säße auf einem riesigen Rosse und jage mitten durch die zur Kaiserparade marschierenden Truppen einer flinken Radlerin nach, und die Entfernung zwischen ihr und ihm werde immer größer, und dann stolpere sein unförmlicher Rappo plötzlich, und er schieße kopfüber in den Sand, worüber er einen entsetzlichen Schreck bekam. Aus dieser peinlichen Lage riß ihn eine sanfte Stimme, die sagte:

„Unterthänigsten guten Morgen, Euer Durchlaucht! Es ist gleich neun Uhr.“

Christian XXXVIII. hatte, wie fast alle zur Korruption neigenden Menschen, eine leidige Vorliebe für spätes Aufstehen und ganz besonders für ein nochmaliges behagliches Sichstrecken nach dem Wecken. So schloß er denn auch jetzt noch einmal die Augen und ließ das Traumgesicht schnell an sich vorübergehen. Dann schlug er merkwürdig schnell die Augen wieder auf und sagte: „Louis, der Obergärtner soll sofort heraufkommen! Gleich nach dem Thee — und du meldest ihn mir sofort!“

Der Fürst entwickelte heute eine Energie, über die seine ganze Umgebung — und auch er selbst — ordentlich erstaunt waren. Um neun Uhr fünfundvierzig Minuten verließ der Obergärtner mit merkwürdig gedrückter Miene den Palast, und um zehn Uhr fünfzehn Minuten rückte bereits eine lange Kolonne von Gärtnern, Gärtnerburschen, Tischlern, Zimmerleuten und Tagelöhnern nach dem entlegensten Teil des Parkes ab.

„Es ist ein Skandal, mein Lieber,“ hatte Serenissimus gesagt, „wie es dort hinten am Prinzessinnengarten aussieht. Einfach ein Skandal! Wenn Ihnen Ihre Stellung lieb ist, dann rate ich Ihnen, mein Lieber, sie nicht als Sinecure anzusehen. Aus Ihrer Orchideenpassion mache ich mir spottwenig, aber Sauberkeit und Ordnung will ich im Park haben. Wie sehen da hinten die Wege aus? Und dieser alte schmutzige Bretterzaun! Also bitte, mein Lieber, ändern Sie das, und zwar sofort, denn ich werde nachmittags gegen fünf Uhr mich 'mal selbst überzeugen, wie es um die Ausführung meines Befehles steht.“

Serenissimus hatten so laut gesprochen, daß Louis im Vorzimmer jedes Wort verstand. Das freilich verstand er nicht, weshalb Seine Durchlaucht gerade dieser stillen Ecke des Parkes, die Louis bisher gleichsam als eigenes Gebiet betrachtet hatte, seine besondere Sorgfalt zuwandte. Aber jedenfalls hatte Louis seinen hohen Herrn seit langer Zeit nicht so schroff sich äußern hören, und er hielt es denn doch für gut, als eine Stunde später Seine Excellenz der Herr Staatsminister zum Vortrag kamen, ein wenig zu husteln — jenes leise Husteln, das am Hofe als Mahnung zur Vorsicht galt.

Louis erwartete denn auch mit Bestimmtheit, daß Excellenz Welfestern irgendwie von diesem Husteln Notiz nehmen würden, etwa mit der Frage, wie Seine Durch-

laucht geruht hätten. Aber der Minister machte nur eine kleine Handbewegung, die ungefähr bedeuten mochte: „Ich weiß schon, mein lieber Kraft.“ Excellenz sahen auch selbst sehr ernst, fast bedrückt aus; tiefe Falten lagen auf seiner hohen Denkerstirn, als er, die Mappe unter dem linken Arm, in das Zimmer des Fürsten trat.

Aber es schien fast, als sei in der Stimmung des Fürsten bereits wieder ein Umschlag eingetreten. Christian XXXVIII. lächelte seinem Getreuen gnädig zu und fragte: „Nun, liebe Excellenz, was giebt's denn Neues? Ach so, gewiß wegen des Kaisermanövers?“

„Euer Durchlaucht zu Befehlen. Es ist die offizielle Einladung eingegangen . . . mit den Dislokationen für die Truppen —“ Der Minister suchte die Meinung des Fürsten mit einem fragenden Blick zu erspähen. Aber da er trotz aller Erfahrung nichts Bestimmtes herauszulesen vermochte, und der Fürst hartnäckig schwieg, so kramte er, wie er es seit Jahren gewohnt war, seine eigene Meinung aus: „Euer Durchlaucht werden wohl zur Zeit des Manövers leider abwesend sein, denn Euer Durchlaucht beabsichtigen ja wohl, im Herbst nach Italien —“

Da sagte Christian XXXVIII. plötzlich merkwürdig entschieden: „Nein, lieber Welfestern, ich werde diesmal am Manöver teilnehmen. Wir wollen jeden, auch den leisesten Anlaß zu Mißdeutungen vermeiden. Also, bitte, veranlassen Sie das Erforderliche.“

Baron Welfestern war ein viel zu erfahrener Hofmann, um auch nur das leiseste Erstaunen zu verraten. Er verneigte sich und fuhr in seinem Vortrag fort. Es kam der Bau eines neuen Chausseehauses zur Sprache, die Wahl eines Bürgermeisters für die zweite Stadt des Landes, das Begnadigungsgesuch eines Insassen des Zuchthauses, und dann zog Excellenz Welfestern die neue Nummer des Anzeigers aus der Mappe: „Euer Durchlaucht



muß ich zu meiner tiefsten Bekümmernis noch Kenntniss geben von einer höchst fatalen Angelegenheit. Würden Euer Durchlaucht die Gnade haben, diese Notiz —

Der Fürst las.

Und plötzlich lachte er laut auf. „Das geschieht dem Doktor Well ganz recht, daß er für seine thörichten Dementis bestraft wird. Das ist ja ganz ausgezeichnet — ganz ausgezeichnet!“

Der Minister war sprachlos. Er würgte eine ganze Weile und dachte: „Man lernt doch nie aus“ — bis er sich denn endlich ermannte: „Aber Euer Durchlaucht hatten doch Höchstselt!“

„Liebste Excellenz, Sie haben der Sache wirklich viel zu viel Bedeutung beigemessen. So hatte ich es nicht gemeint. Und nun lassen Sie uns nicht mehr an der Geschichte rühren. Die Leutchen werden ein paar Tage — wenn's hoch kommt — lachen, und dann spricht kein Mensch mehr davon. Das ist ja wenigstens ein Vorzug unserer Zeit: die Ereignisse drängen sich so, daß über dem Neuen sofort das Alte, und wenn es noch so viel Staub aufwirbelte, vergessen wird. Und nun gar solch ein Sturm im Wasserglase.“

Und Serenissimus lachten noch, als der Minister draußen im Vorzimmer Hut und Stock aus den Händen von Louis Kraft in Empfang nahm. Minister und Kammerdiener sahen sich dabei in die Augen. Sie sprachen natürlich kein Wort miteinander, aber sie dachten das Gleiche: Es giebt doch nichts Unberechenbareres als Allerhöchste Stimmungen. —

Das dachte zu derselben Zeit auch der Hofgärtner, während er im Schweiße seines Angesichts im entlegensten Winkel des Parks schaffte. Aber er dachte auch daran, daß mit solchen Stimmungen nicht zu spaßen ist, und so kam es, daß seine Arbeiterkolonne in den sechs Stun-

Prinzeß Klothilde schien aber gar nicht auf besonderen Dank gerechnet zu haben. Sie nickte ihm nur zu, schon wieder, fast ein wenig übermütig, lächelnd. „Sag einmal, Christi, was ist denn eigentlich hier vorgegangen? Und warum hast du dir denn gerade dieses Plätzchen ausgesucht für dein Nachmittagschläfchen, das dir übrigens Wulpert absolut nicht gestatten dürfte? Denn bei deiner Konstitution . . .“

Nun konnte er aber doch nicht mehr an sich halten. „Was willst du denn immer mit meiner Konstitution, Klothilde? Ich bin doch gesund, wenn ich auch ein bißel — ein bißel stark werde.“

Sie antwortete nicht gleich, sondern sah eine Sekunde stumm vor sich hin. Aber dann kam ihre frische Natürlichkeit wieder zum Durchbruch, und sie entgegnete eindringlich: „Dir sagt eben niemand die Wahrheit, alter Christi. Das ist ja unser Unglück, daß die Leute in unserer Umgebung immer allem für uns Unangenehmen ein artiges Mäntelchen umhängen. Aber siehst du, Christi, ich bekam vorhin solch einen Schreck und empfinde es jetzt wie eine Pflicht, dir 'mal die Wahrheit zu geigen. Du wirst nicht nur stark, du wirst einfach dick. Noch magst du ja so leidlich gesund sein — was dein teurer Wulpert so nennt — aber wenn du das noch so ein paar Jährchen weitertreibst, dann hast du das schönste Leberleiden und ein Fettherz, das sie nach deinem Tode ins anatomische Museum schicken können. Ich hab' mit meinem Doktor auch schon über dich gesprochen. Das ist ein ganzer Kerl, und er ist vollkommen meiner Ansicht. Also — ich mein's gut, Wetter — und ich bitte dich, bedenke das Ende! Aber vor dem Ende kommt noch manches andere, alter Christi: recht häßliche, lästige Krankheitsjahre kommen, mit dem Repräsentieren, auf das du ja so viel giebst, geht's dann auch nicht mehr, zu Pferde kannst du ja wohl

Und der Fürst wartete und harrete, und sein Haupt sank immer tiefer vornüber — —

Bis ihn dann plötzlich eine helle Stimme auffahren ließ: „Aber, Christi, willst du dir denn den Tod holen! Einen Schlaganfall — bei deiner Konstitution —“

Zuerst dachte er, daß er wieder geträumt habe. Er war wirklich im ersten Augenblick ganz benommen im Kopfe, und es verging eine halbe Minute, ehe er die schlanke Frauengestalt dicht neben sich deutlich erkannte und das Rad drüben am Gitter, und daß die Pforte weit geöffnet war.

„Steh einmal auf, Christi — gleich! Nein, hab' ich einen Schreck bekommen, als ich dich hier sitzen sah! So, und nun mach den Kragen auf! Ach Unsinn, was wirst du dich genießen! Dunkelrot siehst du aus im Gesicht. Ein Glück, daß ich dich bemerkte. So“ — und die Prinzessin schob ihren Arm unter den seinen — „jetzt gehen wir ein paar Schritte, damit das Blut erst wieder in Bewegung kommt. Unverantwortlich von deinen Leuten, dich hier in der Sonnenhitze allein zu lassen, bei deiner Konstitution. Nimm's nicht übel, Christi, aber dein alter Wulpert ist ein rechter Esel. — So, jetzt siehst du schon besser aus.“

Sie war mit ihm bis zum Seeufer hinuntergeschritten; nun blieb sie stehen und schaute ihm mit besorgtem Ausdruck ins Gesicht. „Unverantwortlich!“ wiederholte sie noch einmal. „Bei deiner Konstitution.“

Er war noch gar nicht recht zur Besinnung gekommen. Nur dunkel empfand er das Wohlthätige ihrer Nähe und ihrer fraulichen Fürsorge. Aber dann verdroß ihn wieder, wie sie immer von „seiner Konstitution“ sprach, und er schämte sich zugleich ein wenig, daß er eingenickt war, gerade während er auf sie gewartet hatte. So kam sein Dank denn wider Willen etwas besangen heraus.

Prinzeß Klothilde schien aber gar nicht auf besonderen Dank gerechnet zu haben. Sie nickte ihm nur zu, schon wieder, fast ein wenig übermütig, lächelnd. „Sag einmal, Christi, was ist denn eigentlich hier vorgegangen? Und warum hast du dir denn gerade dieses Plätzchen ausgesucht für dein Nachmittagschläfchen, das dir übrigens Wulpert absolut nicht gestatten dürfte? Denn bei deiner Konstitution . . .“

Nun konnte er aber doch nicht mehr an sich halten. „Was willst du denn immer mit meiner Konstitution, Klothilde? Ich bin doch gesund, wenn ich auch ein bißel — ein bißel stark werde.“

Sie antwortete nicht gleich, sondern sah eine Sekunde stumm vor sich hin. Aber dann kam ihre frische Natürlichkeit wieder zum Durchbruch, und sie entgegnete eindringlich: „Dir sagt eben niemand die Wahrheit, alter Christi. Das ist ja unser Unglück, daß die Leute in unserer Umgebung immer allem für uns Unangenehmen ein artiges Mäntelchen umhängen. Aber siehst du, Christi, ich bekam vorhin solch einen Schreck und empfinde es jetzt wie eine Pflicht, dir 'mal die Wahrheit zu geigen. Du wirst nicht nur stark, du wirst einfach dick. Noch magst du ja so leidlich gesund sein — was dein teurer Wulpert so nennt — aber wenn du das noch so ein paar Jährchen weitertreibst, dann hast du das schönste Leberleiden und ein Fett Herz, das sie nach deinem Tode ins anatomische Museum schicken können. Ich hab' mit meinem Doktor auch schon über dich gesprochen. Das ist ein ganzer Kerl, und er ist vollkommen meiner Ansicht. Also — ich mein's gut, Wetter — und ich bitte dich, bedenke das Ende! Aber vor dem Ende kommt noch manches andere, alter Christi: recht häßliche, lästige Krankheitsjahre kommen, mit dem Repräsentieren, auf das du ja so viel giebst, geht's dann auch nicht mehr, zu Pferde kannst du ja wohl

jetzt kaum noch steigen — es ist ein Jammer, Christi, denn gerade heraus gesagt: du bist eine unmenschlich dicke Durchlaucht!“

Die Prinzessin hatte sehr lebhaft gesprochen, immer wärmer werdend, voll herzlichen Anteils, in unverkennbarer Sorge. Er fühlte das, und es that ihm unendlich wohl. So griff er nach ihrer Hand: „Du bist so gut, Klothilde. Ich danke dir recht, recht sehr. Aber ich hoffe doch: du übertreibst ein bisschen.“

Dabei faßte er mit der Linken an den Hals in einer unwillkürlichen Bewegung und bemerkte dabei erst, daß sein Krage weit offen stand und der Schlips gelöst war. Er erschrak ob dieser Formlosigkeit. „Verzeih', Klothilde,“ sagte er verlegen.

„Ach was,“ fuhr sie fort, „laß das doch! Ich — ich bin ja eine alte Frau — und ich hab' dir ja vorhin selbst den Krage aufgeknöpft. Ich übertreibe, meinst du? Keine Spur, lieber Christi. Im Gegenteil, frag nur einmal einen ehrlichen offenen Menschen, ob ich nicht recht habe. 's ist dein Unglück, Christi, daß du nicht verheiratet bist. Eine vernünftige Frau würde dir schon die Wahrheit sagen. Aber nun ist's freilich zu spät, wer heiratet denn solch einen dicken Fürsten!“

In ihrer lebhaften Art hatte sie die letzten Worte herausgesprudelt, ohne sie abzuwägen. Nun aber wurde sie verlegen. Ihr Gesicht färbte sich in dunklem Purpur. Einen Augenblick standen sich beide wortlos gegenüber. Er nestelte an seinem Halskrage, sie schien die Körner im Wegekies zählen zu wollen.

Dann war sie es doch, die zuerst das Gleichgewicht wieder fand. Ganz langsam hob sie ihre Augen. Mit einem fast schelmischen Blick sah sie ihn an. „Sei nicht böse, alter Christi!“ bat sie. „Ich mein's ja nur gut — bitte, sei nicht böse!“ bat sie.

Er schüttelte leise den Kopf. „Ich — ich kann dir ja gar nicht böse sein, Klothilde, liebe Klothilde. Und du magst — du hast gewiß recht. Und bitte, schicke mir doch deinen Doktor — gleich morgen früh.“

„Bravo, Christi!“ Es klang wie Jubellaut. „Du sollst auch einmal sehen, wie der Mann sein Fach versteht. Nur folgen mußt du ihm — so genau, wie Bismarck seinem Schweninger Gehorsam geleistet hat. Gib mir die Hand — versprichst du mir das?“

„Ich verspreche es dir.“

„Auch wenn dein alter Wulpert Peter und Mordio schreit? Auf dein Wort, Christi?“

„Auf mein Wort, Klothilde.“

Sie holte tief Atem. „Ich glaube dir's, Christi.“

Damit schritt sie hinüber zum Gitter, und er blieb dicht neben ihr.

Als sie das Rad schon in der Hand hatte, fragte sie noch, wieder mit dem schelmischen Aufblick von vorhin: „Und warum hast du eigentlich dies vergessene Fleckchen hier so hübsch herrichten lassen, Christi?“

„Weil — du radeltest doch jetzt immer hier vorbei, Klothilde.“

„Das war aber einmal galant von dir, alter Christi!“

Da saß sie auch schon im Sattel — noch einen flüchtigen Gruß, und dann fauste sie davon.

Nur ein silbernes „Kling-kling“ tönte noch einmal zurück.

##### 5.

Mit einer ehrerbietigen Verbeugung trat Doktor Körting von der Chaiselongue zurück.

„Mit gutem Gewissen glaube ich Euer Durchlaucht beruhigen zu können,“ sagte er. „Es sind zwar — das will ich durchaus nicht in Abrede stellen — starke Fettpolster vorhanden, aber sämtliche Organe sind noch gesund.“

Es bedarf nur einer längeren und energischen Behandlung, um jede Gefahr zu beseitigen. Mit Erlaubnis Euer Durchlaucht werde ich nachher mit dem Küchenchef eine kleine Unterredung haben.“

„Um aller guten Götter willen, mein Herr Doktor, Sie werden mich doch nicht hungern lassen!“ rief der Fürst, halb scherzend, halb wirklich besorgt.

Der Arzt lächelte. „Durchaus nicht, Euer Durchlaucht. Es handelt sich nur um eine zweckmäßige Regelung der Nahrungszufuhr. Dann erbitte ich die Erlaubnis, Euer Durchlaucht allmorgendlich selbst massieren zu dürfen — um sechs Uhr.“

Serenissimus warf einen komisch verzweifelten Blick auf Louis Kraft, der im Hintergrund des Zimmers stand, wie aus Holz geschnitzt. „Zugestanden, Herr Doktor!“

„Und nun darf ich Euer Durchlaucht wohl bitten, dort einmal auf die Wage zu treten.“

Der Fürst erhob sich. Der Doktor stellte selbst die Gewichte auf, ohne die geheimnisvollen, ganz verzweifelten Zeichen und Gebärden zu sehen, die der Kammerdiener ihm machte. Louis krümmte sich förmlich; dann streckte er zweimal hintereinander die zehn Finger empor — schließlich rang er die Hände wie in stummem Flehen.

„132,5 Kilo — ungefähr so, wie ich dachte,“ sagte Doktor Körting. „Untertänigsten Dank, Euer Durchlaucht.“

„Da müssen Sie doch wohl falsch abdiert haben, lieber Doktor“ — Serenissimus lächelten überlegen. Ein wenig freute es ihn doch, daß der junge Arzt sich geirrt hatte.

Aber während Louis Kraft die Hände rang, warf Doktor Körting nur noch einen flüchtigen Blick auf die Gewichte und wiederholte dann: „132,5, Euer Durchlaucht — stimmt ganz genau.“

Der Fürst schüttelte den Kopf. „Aber ich kann doch

unmöglich in drei Tagen 20 Kilo zugenommen haben. — Louis!"

Louis rührte sich nicht.

„Louis!“ klang es zum zweitenmal sehr scharf. „Es waren vorgestern doch 112,<sup>5</sup> Kilo?“

Nun kam er endlich herangeschlichen wie ein geprügelter Pintscher. „Euer Durchlaucht,“ stammelte er, „halten zu Gnaden, aber der Herr Geheimrat hatten befohlen — damit Euer Durchlaucht sich nicht ängstigten — ich habe“ — die Stimme kämpfte mit Schluchzen — „habe immer 20 Kilo weniger —“

Einen Moment schien es, als ob Serenissimus aufbrausen wollten. Sein Gesicht färbte sich purpurn, die Adern auf den Schläfen schwellen an.

Aber dann überwältigte ihn doch die Komik der Situation. Er sah, wie der junge Arzt nur mit Mühe seine respektvoll-ernste Miene festhielt, und so lachte er selbst laut auf. „Ihr seid ja ganz abscheuliche Betrüger! Vor den Staatsanwalt müßt ihr! Was sagen Sie dazu, Doktor? Mich so zu hintergehen — mich!“

„Euer Durchlaucht, im Grunde war's ein frommer Betrug, ein gut gemeinter wenigstens. Wenn Euer Durchlaucht mir gestatten wollen, möchte ich allerunterthänigst Fürsprache für die beiden Sünder einlegen. Ich versichere dafür, daß wir die 20 Kilo schon beseitigen wollen.“

Serenissimus lachten noch immer. „Den Louis dort werde ich persönlich bestrafen,“ sagte er dann endlich, sich die Thränen aus den Augen wischend. „Aber meinen alten Medizinalrat überlasse ich Ihnen, Sie stehen ihm ja am nächsten — als Schwiegersohn.“

„In spe, Euer Durchlaucht. Aber unterthänigsten Dank. Ich habe eine Idee, daß Euer Durchlaucht Güte mir vielleicht hilft, den alten Herrn gefügig zu machen.“

„Wir wollen das Beste hoffen. Wenn er eigentlich



auch nicht verdient hätte, als Belohnung für seine Hinterlist solch einen Schwiegersohn zu erhalten. Nun — und haben Sie sonst noch Anordnungen für mich, mein gestrenger Medicus?“

Das offene Gesicht Doktor Körtings nahm sofort einen ernststen Ausdruck an. „Zu Euer Durchlaucht Befehlen! Allerdings noch eine sehr wichtige.“

„Und die wäre? Du kannst gehen, Louis!“

„Euer Durchlaucht werden von heute an täglich zunächst von zehn bis elf und von sechs bis sieben Uhr — radeln.“

Der Fürst trat einen Schritt zurück. Er preßte die Lippen fest aufeinander, seine Stirn fürchte sich.

Schweigend standen sich Fürst und Arzt eine Minute gegenüber.

„Ich bedauere, mein Lieber,“ meinte der Fürst dann kühl. „Das ist unmöglich. Ich würde es für gänzlich unschicklich halten, wenn ich — ah — bah — ich denke nicht daran.“

Doktor Körting verbeugte sich tief. „Euer Durchlaucht gestatten gnädigst, daß ich mich entferne.“

„Wieso? Was soll das heißen?“

„Da Euer Durchlaucht auf eine Behandlung durch mich verzichten —“

„Nicht doch! Durchaus nicht! Nur diese Madelei — mein Gott, Doktor, Sie müssen doch verstehen, daß ich das nicht mitmachen kann. Es wird doch schließlich auch einen Ersatz geben? Also bitte, machen Sie mir Vorschläge.“

Der junge Arzt schöpfte tief Atem. „Durchlaucht werden verzeihen, wenn ich das nicht thue,“ sprach er dann mit ehrerbietigem Tone, aber unbeugsamer Entschlossenheit. „Gewiß gäbe es Ersatzmittel; ich bin jedoch gewiß, daß Euer Durchlaucht sie nicht so dauernd an-

wenden würden, wie ich mir dies vom Rade verspreche.“ Er sah dem Fürsten, der ihn erstaunt anblickte, fest ins Auge. „Und überhaupt, wollen Euer Durchlaucht mir die weitere Bemerkung gestatten, daß ich Euer Durchlaucht Arzt nur unter der Voraussetzung sein darf, daß Euer Durchlaucht alle meine Anordnungen rückhaltlos befolgen wollen. Ich würde irgend ein Paktieren auch mit dem höchsten Patienten als gegen mein ärztliches Gewissen gehend betrachten müssen. Solange ich die hohe Ehre haben sollte, Euer Durchlaucht Arzt zu sein, müßte ich unbedingten Gehorsam erbitten.“

Serenissimus warfen den Kopf in den Nacken. „Sie sind sehr — — energisch, mein junger Herr.“

„Euer Durchlaucht — das hoffe ich zu sein.“

Wieder sahen sich Fürst und Arzt einen Moment schweigend an. Dann durchmaß Christian XXXVIII. einigemal mit dröhnenden Schritten das Zimmer, trat darauf an das Fenster und trommelte den uralten Leibmarsch der einstigen Musketiere seines Hauses: „Christian — Christian, zeuch ins Feld, um Ruhm und Ehr, du starker Held . . .“ an die Scheiben, daß sie klirrten. Dann wandte er sich plötzlich um und — lachte. „Alle Wetter, Doktor, ja, Sie sind energisch. Wirklich ein bißel energischer als Ihr verehrter Schwiegerpapa in spe. Aber das gefällt mir. Gut also: radeln wir. Ich nehme nämlich an, daß Ihre Zeit Ihnen erlaubt, mir dieselben Dienste zu leisten wie meiner Cousine, der Prinzessin. Ja? — Schön! Und nicht wahr, wir setzen den ausgezeichneten Herrn Piepmeyer in Nahrung? Giebt's denn überhaupt Räder für 132,5 Kilo Gewicht?“ —

Als Doktor Rörting gegangen war, klingelte Serenissimus. Louis Kraft kam mit tiefgesenktem Haupt auf den äußersten Fußspitzen hereingeschlitten; er schien nicht übel Lust zu haben, sich vor seinem Herrn niederzuwerfen.

Der Fürst machte denn auch ein äußerst ernstes Gesicht. „Kannst du rabeln, du Laugenichts?“

Louis warf einen Blick zum Himmel empor. „Ein wenig, Euer Durchlaucht.“

„Gut. Wie schwer bist du, mein Sohn?“

„Euer Durchlaucht zu Befehlen: knapp 90 Kilo —“

„Das ist viel zu viel für deine Konstitution. Du hast dich eben zu sehr gemästet, und du wirfst dir das überflüssige Fett herunterrabeln.“

„Zu Befehl, Euer Durchlaucht.“

„Du gehst also jetzt sofort zu Herrn Piepmeyer und bestellst zwei Räder — eines für mich und eines für dich. Beide für schweres Gewicht. Verstanden?“

„Zu Befehl, Euer Durchlaucht.“ Das Gesicht des Kammerdieners begann sich sichtbar zu erhellen.

„Halt einmal, du Perle! Wenn du von Herrn Piepmeyer zurückkommst, gehst du bei der Kaserne vorbei. Du meldest dich dort bei dem Herrn Major, und ich lasse bitten, dir einen Tornister mitzugeben, der mit einem tüchtigen Sandsack — wart einmal: 132,5 minus 90 ist gleich 42,5 — der also mit einem halben Zentner beschwert ist. Verstanden?“

„Euer Durchlaucht — zu — Befehlen.“ Mit dem Aufleuchten im Antlitz Louis' war es vorüber. Er hatte nur zu gut verstanden.

„Und heute um fünf Uhr bist du mit beiden Rädern und deinem Sandsack hinten im Park an der Fasanerie. Dagegen verbiete ich dir ausdrücklich, in den nächsten Wochen in die Nähe des Prinzessinnengartens zu kommen. Es ist nicht nötig, daß du dich dort von den Leiden der Radfahrbahn durch kleine Freuden erquickst. So, mein Lieber — Strafe muß sein — nun kannst du gehen!“

Während Durchlaucht seinem Getreuen den Sandsack

verordnete, trat Doktor Körting in die kleine behagliche Hinterstube bei Karl August Lampe, „Kolonial- und Delikatesswaren, Weine und ff. Liköre“, ein, wo sich soeben die ersten der ständigen Frühstücksgäste versammelten.

Sein Eintritt erregte einiges Erstaunen, und man rückte fester nach der Ecke des langen Tisches zusammen, wo Geheimrat Wulpert als Vorsitzender auf dem alten Ledersofa thronte.

Zum Glück blieben unten am Tisch aber doch noch zwei junge Assessoren und ein Leutnant sitzen, die den Doktor freundschaftlichst begrüßten. Ja, als ob ihm der Zufall heute besonders wohl wollte, sagte Leutnant Keldern sofort: „Nun, Doktorchen, ich sah Sie ja vorhin ins Palais gehen. Was zum Geier hatten Sie denn dort zu thun?“

Der Obertisch horchte bereits auf. Aber ein leichter Schreck schien die alten Herren zu durchbeben, als der Doktor ganz einfach, als ob das etwas Selbstverständliches wäre, erklärte: „Seine Durchlaucht hatten mich befohlen. Ich soll die Behandlung Seiner Durchlaucht übernehmen.“

Der Geheimrat war kreidebleich geworden. Zuerst saß er wie zu Stein erstarrt. Aber dann fuhr er mit wahren Wutblicken empor und rief: „Das ist —“

„Das ist in der That wahr, wollten Sie sagen, verehrter Schwiegerpapa. Ich danke Ihnen herzlichst für die Bestätigung,“ fiel Doktor Körting sofort ein. Und ehe der alte, nach Luft schnappende Herr noch weitere Worte finden konnte, fuhr er im liebenswürdigsten Ton von der Welt fort: „Wir werden uns noch über einzelne Maßnahmen verständigen müssen, lieber Papa, besonders über die kleine Differenz, die ich an der Wage fand. Haben Sie wohl für mich zehn Minuten Zeit?“ Und er deutete auf die Thür des Nebenzimmers.

Der alte Herr kam langsam, wie von einer magischen

Gewalt gezogen, hinter dem Tische vor, brummte etwas Unverständliches, das wohl eine Erklärung sein sollte, vor sich hin und sagte dann laut: „Sehr gern, Herr — Kollege.“

Und zehn Minuten später kamen die beiden Arm in Arm wieder zum Vorschein, und der Geheimrat bestellte eine Flasche Schaumwein, wozu er den ganzen Tisch einlud, um auf die Verlobung seiner Tochter Erna anzustoßen. Als ihn aber bei der dritten Flasche der Kameralrat Wegner leise mit dem Ellenbogen anstieß und besorgt raunte: „Du, Wulpert, es steht doch nicht schlechter mit unserem allergnädigsten Herrn?“ da zog er die Achseln hoch, machte sein allwissendes Gesicht und raunte zurück: „hm, die edlen Organe sind ja alle kerngesund. Aber Durchlaucht haben doch geruht, auf meinen dringenden Rat meinen Schwiegersohn mit heranzuziehen. Die Verantwortung war für mich allein zu groß.“

Borauß der Kameralrat pfißig lächelte und in noch gedämpfterer Tonart flüsterte: „Du bleibst doch der alte Fuchs, Wulpertchen, führst da den Schwiegersohn so ganz sachte in die allerhöchste Pragis ein. Gratuliere — gratuliere!“

6.

Der Herbst war gekommen, und die Buchen im Park hatten ihr tiefrotes Kleid angelegt.

Vom Palaste her kamen zwei Radler in gemächlicher Gangart. Durchlaucht voran, schlank wie ein Leutnant und braungebrannt von der Sonne; hinter ihm Louis Kraft, noch schlanker als sein hoher Herr, trotzdem dieser ihm den Sandsackornister schon nach den ersten acht Tagen in Gnaden erlassen hatte.

An der großen Buche sprang der Fürst vom Nade, mit einer frischen elastischen Bewegung, an welcher der Leibarzt Doktor Körting gewiß seine helle Freude gehabt hätte.

„Du fährst da durch die Pforte in den Prinzessinnengarten und brauchst vor zwei Stunden nicht wieder zu kommen. Das wird wohl reichen für dich und deine hübsche Annemarie,“ sagten Durchlaucht zu Louis. „Avanti!“ Und dann, als der Diener jenseits im Grünen verschwunden war, lehnte er erst sein Rad und dann sich selbst an das Gitter und wartete, ob nicht ein silbernes „Kling-kling“ herübertöne. Und dabei zog er ein kleines duftendes Briefchen hervor, das eine einzige Zeile in energischer flotter Frauenhandschrift enthielt: „Um Fünf am Gitter. All Heil, Christi!“ Er küßte die Zeile wie ein verliebter Jüngling und kam sich ja auch so jung jetzt vor — so jung und lebensfrisch.

„Kling-kling! Kling-kling!“

Da kam sie herausgeschossen aus dem schmalen Weg auf dem glitzernden Rad. Und sie hob zum Gruß die feine Rechte: „All Heil, Christi — und willkommen daheim!“

Dann saßen sie zu zweit auf der rohrgeflochtenen Bank unter der großen Buche, und Klothilde sah ihn an mit ihren übermütig leuchtenden Augen. „Christi, du bist ja um zehn Jahre verjüngt. Und das hat mit seinem Radeln — der Doktor Körting gethan. Und das Manöver — so erzähl doch — wie war's denn? Aber ich hörte ja schon, daß du als flotter Generalmajor die große Reiterattacke mitgeritten hast. Was hab' ich mich gefreut, du alter Christi! So sei doch ein bißel vergnügt, Christi, hast doch alle Ursache dazu.“

Aber er blieb schweigsam, und schließlich verstummte auch ihr lustiges Geplauder, bis er dann mit einem plötzlichen Entschluß sagte: „Wollen wir nicht — wollen wir nicht einmal ein bißel zusammen — radeln, liebe Klothilde?“

Da sprang sie auf und lief zu den Rädern, die dicht

nebeneinander am Gitter lehnten. Und plötzlich war auch ihr alter Uebermut wieder da. Sie zeigte auf die Räder und sah ihn schelmisch von der Seite an. „Du guck 'mal, Christi, siehst das nicht fast aus wie ein Tandem für ein Paar?“

Wer dann zuerst dem anderen um den Hals gefallen ist, das kann der Chronist nicht berichten, denn die beiden, die es zunächst angeht, wissen es selbst nicht genau. Es wird also wohl gleichzeitig geschehen sein, und das wäre doch auch eigentlich das Schönste.

Am nächsten Morgen aber brachte der „Anzeiger für das Fürstentum Reich-Wolfenburg-Trachenstein und Umgegend“ die „alle patriotischen Herzen mit lautem Jubel erfüllende Nachricht von der Verlobung unseres allergnädigsten Herrn mit der vermitweten Prinzessin Klothilde von Steinkens-Sonderberg“. Und am Abend schwamm die Residenz in einem Meer von Licht — Karl August Lampe hatte allein 39,5 Kilo Stearinkerzen verkauft, wie am Stammtisch festgestellt wurde, aber Piepmeyer, der am selben Tage „Hoflieferant Seiner Durchlaucht“ wurde, hatte sich nicht mit Stearin begnügt, sondern sich ein großes Arrangement von Gasflammen geleistet, in deren Mitte auf einem Transparent zu lesen war: „Ein donnerndes All Heil dem hohen Brautpaar!“ — —

Noch nicht ein Jahr später saßen am Stammtisch der Geheimrat Wulpert und der Kameralrat Wegner beim Schöppchen Wein. Sie hatten schon von allem möglichen und unmöglichen gesprochen, bis der Geheimrat den Kameralrat mit dem Ellenbogen anstieß und geheimnisvoll meinte: „Kannst du schweigen, Wegner?“

„Das Grab ist eine Plaudertasche gegen mich,“ beteuerte der.

Da beugte der Geheimrat sich dicht an das Ohr des anderen und flüsterte ein paar Worte hinein.

Und kaum war's heraus, so sprang der Kameralrat auf. „Bruderherz, das ist ein Glück! Nun kriegt der da drüben jenseits der Grenze unser herrliches, stolzes Reiz-Wolkenburg-Trachenstein doch nicht. Wie sich die aber ärgern werden! Und deinem Schwiegersohn hat Seine Durchlaucht das Komturkreuz verliehen? Großartig, Wulpertchen! He — Lampe, bringen Sie 'mal schnell eine Flasche Sekt! Aber echten, Mann — vom allerbesten. Wulpertchen, wir müssen anstoßen auf unser erlauchtes Fürstenhaus: daß es wachse und gedeihe und frische Sprossen treibe. Hoch — hoch — hoch!“







## Tierfreundschaft.

Beitrag zum Seelenleben der Tiere. Von Prof. Wilh. Hess.



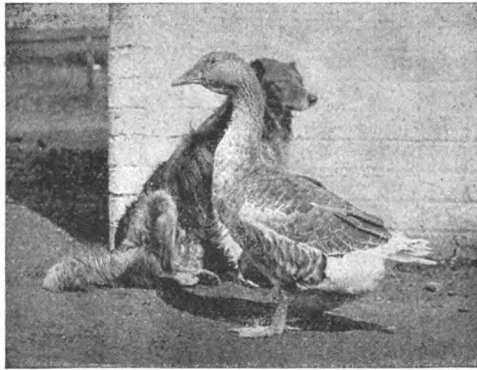
Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

**U**neigennützigere Freundschaft wird gewöhnlich für ein Vorrecht des Menschengeschlechts gehalten und als das edelste Gefühl der Menschenbrust verherrlicht. Wer sich jedoch eingehend mit der Tierwelt beschäftigt, der wird leicht die Erfahrung machen, daß auch bei den Tieren sich das Gefühl der Freundschaft weit verbreitet zeigt. Am häufigsten findet sich die Freundschaft zwischen Tieren derselben Art. Ich habe täglich ein solches Beispiel vor Augen. In meiner Stube befinden sich zwei Zebrafinkenmännchen, jedes in einem eigenen Käfig. Sobald am Morgen der Käfig des einen geöffnet wird, fliegt er sofort auf den Käfig seines Gefährten, um ihn zu begrüßen, und wenn der eine in einen anderen Raum gebracht wird, dann klagen und jammern beide so lange, bis sie wieder vereinigt werden. Keinen Augenblick können sie ohne einander sein, und die Freude des Wiedersehens nach jeder, wenn auch noch so kurzen Trennung ist unbeschreiblich.

Aber auch zwischen Tieren ganz verschiedener Art hat man oft ein Freundschaftsverhältnis beobachtet. So erzählt Bunt von der innigen Freundschaft eines Pudels mit einer Gans. Einen ähnlichen Fall, bei welchem sich

die Freundschaft aus Mitleid entwickelt hatte, erzählt G. C. Grove: Auf einer Farm in Schottland hatte ein junger Schäferhund eine junge Gans gejagt und ihr dabei den Flügel gebrochen. Der Hund schien das Unheil, das er angerichtet hatte, zu erkennen und zu bereuen, denn er ließ fortan der Gans seinen besonderen Schutz angedeihen, obwohl seine Abneigung gegen die übrigen Gänse unverändert blieb. Auch die Gans trug ihm das ihr



Hund und Gans.

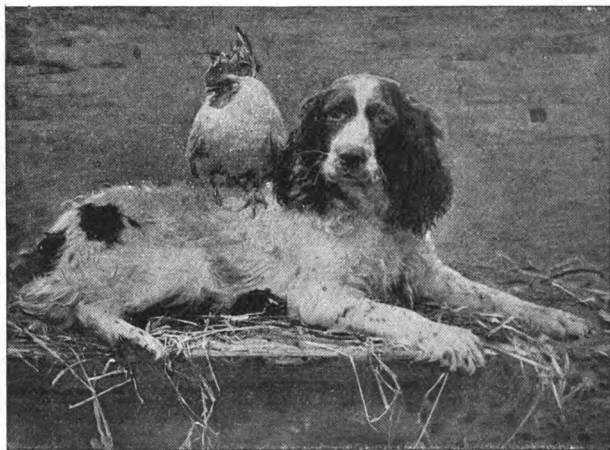
widerfahrene Unrecht nicht nach, sondern erwiderte die Freundschaft. Beide Tiere waren unzertrennlich. Wohin der Hund ging, folgte die Gans und umgekehrt. Unsere Abbildung zeigt uns die beiden Unzertrennlichen.

Ein anderes Beispiel ist folgendes. Doktor Lorenzo besaß einen Hühnerhund, welcher Freundschaft mit einem Hahn geschlossen hatte. Beide waren stets zusammen, und gar oft sah man den Hahn auf dem Rücken des Hundes der Ruhe pflegen.

Ottmar Wild beobachtete ein Freundschaftsverhältnis zwischen einem jungen Wachtelhund und einem Hahn.

Beide schliefen nebeneinander oder der Hahn auf dem Hunde. Der Hund gab seiner Zärtlichkeit durch eifriges Belecken des kleinen Freundes Ausdruck, während letzterer zum Dank dafür ihm in den Haaren herumpickte.

Hunde und Känguruhs werden stets für unverföhn-



Hühnerhund und Hahn.

Nach einer Photographie von W. J. Johnson.

liche Feinde gehalten, und doch hat man auch ein Freundschaftsverhältnis zwischen diesen feindlichen Tieren beobachtet. So hatte ein Känguruh Freundschaft mit fünf Hunden verschiedener Rassen geschlossen und fühlte sich unter ihnen recht wohl. Es gewährte einen eigentümlichen Anblick, diese verschiedenartige Gesellschaft vereinigt zu sehen, wie unser Bild sie zeigt.

Fräulein Fanny Bezold besaß, wie Professor Büchner erzählt, einen rauhaarigen Pinscher, welcher eines Tages ein Kaninchen von einem ungefähr fünfzehn Minuten entfernten Gehöft holte und mit nach Haus brachte. Er

widmete dem Kaninchen seine innigste Freundschaft, spielte mit seinem Schützling und verteidigte ihn gegen die Angriffe der übrigen Hausgenossen. Als das Kaninchen Junge warf, übertrug er auch auf diese seine Liebe und seinen Schutz. Als das Kaninchen durch einen Bubensreich getötet wurde, war der Hund bei dem Begräbnis zugegen. Er zeigte tiefe Trauer und weigerte sich mehrere Tage lang, die Stelle, auf der man ihn traurig sitzend oder liegend fand, zu verlassen.

Sehr interessant ist auch ein Fall von Freundschaft zwischen einer Katze und einem Pferde. Die Katze besuchte das Pferd nicht nur häufig am Tage im Pferdestalle, sondern ruhte auch des Nachts sorglos zwischen den eisenbeschlagenen Hufen desselben, und das Pferd war außerordentlich vorsichtig, um seine kleine Freundin nicht zu beschädigen. Oft sah man auch die Katze sogar auf dem Rücken des Pferdes liegen.

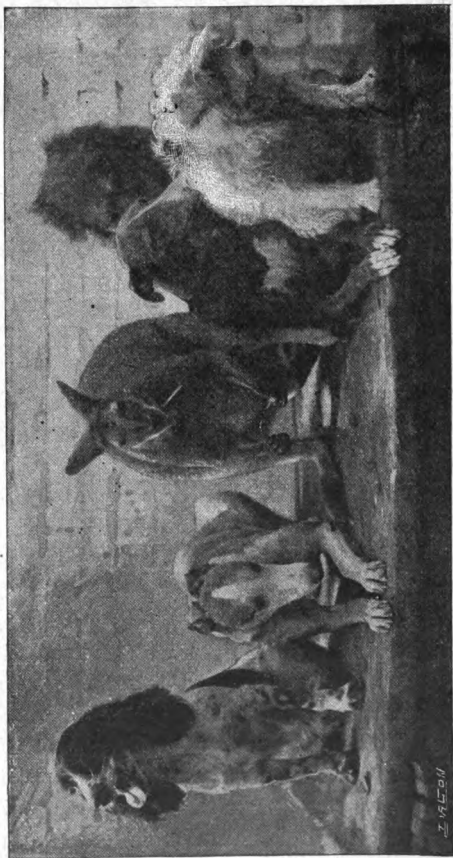
Der Grund zu dauernder Freundschaft wird oft dadurch gelegt, daß sich Tiere der verlassenen oder verwaisenen Jungen nicht nur ihrer eigenen Art, sondern auch ganz verschiedener Arten annehmen. Diese Sorge für fremde Kinder ist im Tierreich so weit verbreitet, daß die Raubtiere sogar die angeborene Mordlust bezähmen und die verlassenen Nachkommen ihrer Beutetiere mit rührender Sorgfalt pflegen. So erzählt N. Mohr, daß er einem weiblichen Uhu zwei Hühnereier unterlegte, welche dieser ausbrütete und den jungen Hühnern eine musterhafte mütterliche Sorgfalt widmete. Er zerstückelte das ihm dargereichte Fleisch und suchte damit die jungen Hühnchen zu ernähren, welche lustig auf und um ihn herum sprangen. Auch zeigte er Kampflust gegen jeden, der sich näherte und Miene machte, die Rücken fortzunehmen.

Einen ähnlichen Fall erzählt Fräulein Hamond: Ein Bergmann brachte einige junge Kaninchen mit nach Hause.

Die Tierchen waren noch so jung, daß sie nicht allein fressen konnten. Man tauchte deshalb einen Schwamm in Milch und gab ihn den Tierchen ins Maul. Sie fingen sofort an, die Milch aufzusaugen. So war diese Frage gelöst.

Aber das Wetter war sehr kalt, und die Tierchen bedurften der Wärme. Man beschloß, sie zur Haustür zu bringen, die in ihrem Strohkorb lag. Man fürchtete allerdings, daß sie die Kaninchen fressen würde. Allein sie that es nicht, sondern nahm sie ohne jedes Sträuben auf.

Nach einiger Zeit begann sie, ihre Pflegekinder zu lecken. Wenn sie an die Ohren kam, stutzte sie und schien sehr erstaunt über deren ungewöhnliche



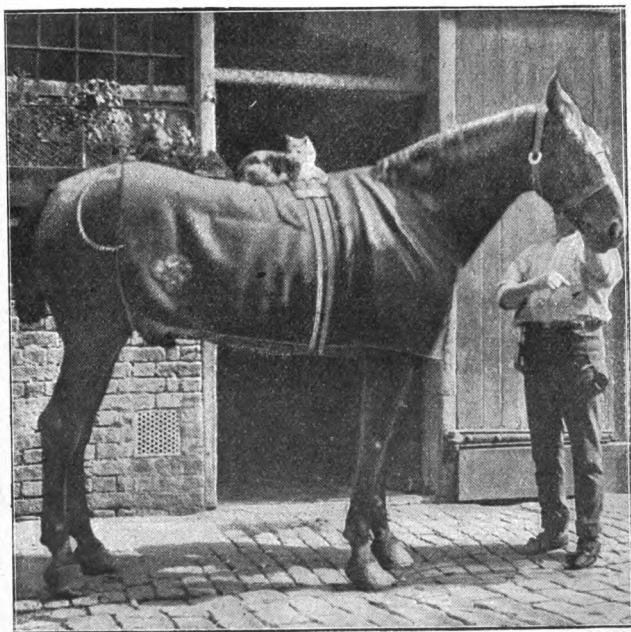
Kängurub und Hunde. Nach einer Photographie von A. J. Johnson.

Länge, dann fuhr sie jedoch in ihrer Beschäftigung fort. Sie widmete sich bald ganz der Sorge für die Kleinen. Sie tranken von der Milch ihrer Pflegemutter und fraßen von ihrem Brote. Als sie größer wurden, mußten sie jedoch von ihr getrennt und in einen Stall gesperrt werden, da sie zu wild wurden.

Einen außerordentlich interessanten Fall erzählt die „Gartenlaube“: In der Ebenrettersmühle bei Hilburgshausen befand sich eine Katze, die eine ganz besondere Pfliegelust bekundete. Sie befand sich im letzten Stadium der Trächtigkeit, als sie sechs eben ausgeschlüpfte Küchlein in ihren Korb zusammentrug. Sie hatte ihre Not, das unruhige Völkchen zusammenzuhalten, besonders als sie drei Tage später die Gesellschaft selbst durch vier Käzchen vermehrte. Man hätte nun erwarten sollen, daß sie sich jetzt ihren Jungen allein widmen und die ungebärdigen Hühnchen vernachlässigen würde, aber dies war nicht der Fall. Sie wurde nicht müde, die flüchtigen Hühnchen immer wieder, sie vorsichtig an den Halsen fassend, ins Nest zu tragen, ja, sie begnügte sich nicht einmal mit diesen Pfleglingen; denn als einige Tage später von einer Henne drei Enteneier ausgebrütet wurden, trug sie auch diese geduldigeren Jungen in ihren Korb. Endlich holte sie sogar aus einem Rotschwänzcheneste noch ein Junges. Ihre Liebesbezeugungen aber verteilte sie unter alle ihre Pfleglinge in gleichem Maße. Sie beleckte Hühner, Enten und Rotschwänzchen mit derselben Zärtlichkeit wie ihre Käzchen, obwohl sie namentlich von den Hühnern manche Unbill zu ertragen hatte. Sie pickten ihr oft so unverschämt nach der Nase und nach den Augen, daß sie stets erschrocken zurückfuhr. Dennoch that dies ihrer Liebe zu dem Jungvolke keinen Eintrag. Die mühevolle Bemutterung hatte erst ein Ende, als Hühnchen und Enten zu groß zum Tragen geworden waren; aber noch lange Zeit

eilten sie herbei, wenn die Katze gefüttert wurde, um einträchtiglich am Mahle teilzunehmen.

Diese Erzählung der „Gartenlaube“ ist vielfach angezweifelt worden, aber ein ähnlicher Fall, den C. R. Eaton



Pferd und Katze.

Nach einer Photographie von J. Marks.

in Montpellier, Bristol, erlebte, bestätigt sie. Ein Huhn hatte ihre Küchlein unmittelbar nach dem Ausschlüpfen aus unbekanntem Grunde verlassen. Man brachte nun die Tierchen in die Küche, wo sich eine Katze aufhielt. Diese nahm sich der Verlassenen an, brachte sie in ihren Korb, beleckte sie, holte sie zurück, wenn sie entliefen, kurz,

war eine ebenso zärtliche Pflegemutter wie die oben geschilderte. Als die Kuchlein schließlich zu groß geworden waren, folgte ihnen die Katze in den Garten, um sie auch dort zu überwachen.

Man sollte kaum glauben, daß auch der umgekehrte Fall eintreten kann, daß eine Henne Liebe zu jungen Katzen faßt und sie bemuttert. E. C. Cone in Covington in den Vereinigten Staaten von Nordamerika beobachtete



Hauskatze und Kaninchen.

Nach einer Photographie von A. J. Johnson.

diese wunderbare Thatsache. In seiner Nachbarschaft hatte eine Katze vier Junge geworfen. Die Katze erfüllte ihre mütterlichen Pflichten mit großer Treue, bis sie auf eigentümliche Weise daran gehindert wurde. Eine Henne hatte nämlich dies glückliche Familienleben längere Zeit mit neidischen Blicken betrachtet. Sie schien plötzlich auf die Idee zu kommen, daß es viel interessanter wäre, sich den jungen Katzen zu widmen, als auf das Auschlüpfen ihrer Eier zu warten, denn sie stürzte sich kampfesmutig auf die alte Katze, trieb sie fort und nahm die jungen Katzen



unter ihre Obhut. Diese schienen mit dem Tausche ganz zufrieden zu sein. Die Henne nahm sie unter ihre Flügel, und keine Henne kann ihre eigenen Jungen mit größerer Liebe und Sorgfalt bewachen und behüten wie diese Henne die kleinen Katzen. Das seltsame Bild, das dies gewährte,



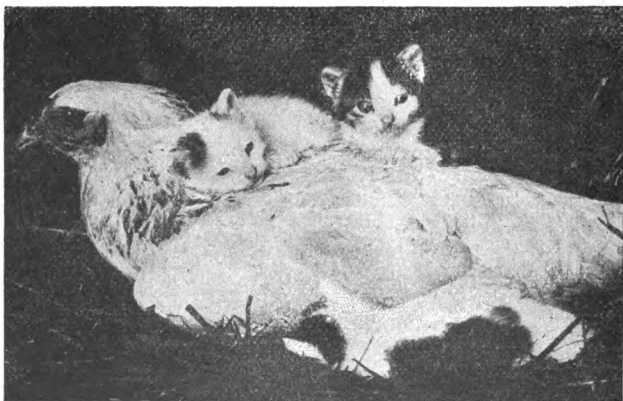
Katze und Kätzlein.

Nach einer Photographie von W. Perkins, Wiltwar.

hat uns der Photographieapparat glücklicherweise aufbewahrt.

Ebenso selten wird es sein, daß Hunde die Freunde und Pfleger von Füchsen werden, und doch kommt das vor. Einen interessanten Fall erlebte Brown auf einer Farm in der Nähe von Lanark. Der Farmer hatte beim

Ausgraben eines Fuchsbaus mehrere kleine Füchse erbeutet und nahm sie mit nach Hause. Nun hatte kurz vorher ein Schäferhund Junge geworfen. Der Farmer nahm ihm die Jungen und legte ihm dafür die jungen Füchse unter. Zuerst beroch er sie lange und schien über den Wechsel sehr erstaunt zu sein. Dann aber nahm er sie an, säugte sie und behandelte sie ebenso liebevoll, als wenn es seine eigenen Jungen gewesen wären. Mehrere



Henne mit ihren Pfleglingen.

Nach einer Photographie von W. J. Cone, Covington, Ill.

Wochen blieb die Familie zusammen, bis die Füchse so weit erwachsen waren, daß sie von ihrer Pflegemutter getrennt werden mußten.

Emil Straube in Achern erzählt von einer Hündin, die trotz großer Katzenfeindschaft eine verwaiste junge Katze an Kindesstatt annahm, sie aufsäugte und sorgsam behütete und bewachte und später ein inniges Freundschaftsverhältnis mit ihr schloß.

E. Dunder in Berlin berichtet von einem Hunde auf

einem Gute bei Pyrmont, welcher die Gewohnheit hatte, versteckte Hühnereier aufzusuchen und in die Küche zu bringen. Eines Tages brachte er ein Ei, in welchem das eingeschlossene Hühnchen sich eben bemühte, die Schale zu durchbrechen. Man legte das Ei in ein mit Watte ausgefülltes Körbchen, und der Hund verließ es nicht, sondern



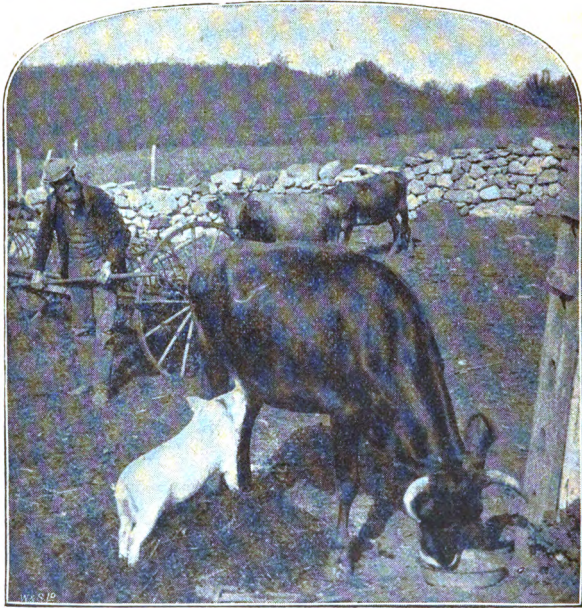
Schäferhund und Föchse.

Nach einer Photographie von H. Brown & Co., Lanark.

half mit seiner Zunge dem Hühnchen aus der Eischale heraus und nahm es alsdann in seine Obhut. Er trug das Körbchen in die Sonne und beleckte und behütete das Tierchen mit unermüdblicher Sorgfalt. Als es groß geworden war und von der übrigen Hühnerschar verfolgt wurde, spielte er den Beschützer, während ihm das Huhn auf den Rücken flog und ihn zu liebevollen schien.

Im Dresdener zoologischen Garten hat Direktor Schöpfung mehrfach junge Löwen und Tiger säugenden Hündinnen untergelegt, welche die gefährlichen Stiefkinder großzogen und später treue Freundschaft mit ihnen hielten.

Junge, noch säugende Tiere suchen nicht selten weibliche Tiere ganz verschiedener Arten auf, um sich an ihrer Milch zu sättigen. So überraschte ein Farmer ein Ferkel,



An einer Kuh saugendes Ferkel.

Copyright Stereo-Photo. by Underwood & Underwood.

welches die Euter einer Kuh erfaßt hatte und die Milch sog, was die Kuh sich geduldig gefallen ließ.

Von den zahlreichen bekannten Fällen von Tierfreundschaft haben wir im vorhergehenden die interessantesten und namentlich die ausgewählt, von denen uns photographische Aufnahmen vorlagen, die also dadurch völlig beglaubigt sind.





# Familie und Haus

nach dem Neuen Bürgerlichen Gesetzbuch.

Von Lorenz Stüben.



Einleitung. (Nachdruck verboten.)

**D**ie Verfassung des Deutschen Reiches vom 1. April 1871 führt unter anderem als Gegenstand der Reichsgesetzgebung auf: „Das gesamte bürgerliche Recht, das Strafrecht, das gerichtliche Verfahren.“ Das Handelsgesetzbuch, die Wechselordnung sind durch die Reichsverfassung für Deutschland gemeinsam geworden; Strafrecht und Strafprozeßordnung, sowie Konkursordnung sind schon zur allgemeinen Einführung gelangt; nun wird nach einem Menschenalter die Krönung des Rechtsstaates durch das am 1. Januar 1900 in Kraft tretende „Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich“ erfolgen.

Damit wird für den ganzen Umfang des Reiches, einschließlich Elsaß-Lothringens, endlich dem bisherigen Zustande der Zerrissenheit und Buntstüchtigkeit auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechtes ein Ende gemacht, wenn auch vorläufig einige noch zu berührende Ausnahmen bestehen bleiben sollen. Haben wir es doch in Deutschland mit einer Unmenge von verschiedenen Rechten, teils deutschen, teils außerdeutschen Ursprunges, zu thun und gelten doch beispielsweise allein in dem Bundesstaate Preußen in den einzelnen Landesteilen neben dem allgemeinen preußischen Landrecht

und dem französischen Recht, dem Code Napoleon, das sogenannte gemeine Recht und allerhand sonstige ältere und neuere preußische Rechte. In Bayern haben neben einzelnen bayerischen Rechten noch das französische, das fürstlich kemptensche, das schwarzenbergsche, das preußische und das Bamberger Landrecht, das vorderösterreichische und das neue österreichische Recht Gültigkeit.

So geht es in fast allen deutschen Staaten, und es war die höchste Zeit, daß endlich einmal die enge Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme auch in einer gemeinsamen Rechtsprechung auf dem Gebiete der bürgerlichen Gesetzgebung hervortrat.

Außerordentlich mannigfaltig ist besonders das eheliche Güterrecht. Nicht nur die einzelnen Provinzen eines Staates oder einzelne Kreise haben ein besonderes Güter- und Erbrecht. Nein, die Nachbarstädte, nahe bei einander liegende kleine Ortschaften, selbst einzelne Gehöfte schließen, wie wir später an einzelnen Beispielen zeigen wollen, für ihre Bewohner verschieden geartete Rechtsvorschriften in sich. Hier gilt für Adelige, dort für Nichtchristen ein besonderes Ehe- und Erbrecht, königliche Beamte und „charakterisierte Personen“, das heißt solche, denen ein Titel verliehen worden ist, unterstehen bisweilen verschiedenartigen Bestimmungen über das, was sie vererben können. Und noch viele andere, geradezu als Kuriosa zu bezeichnende Eigentümlichkeiten können hier aufgeführt werden.

So wird denn mit dem neuen Jahrhundert ganz Deutschland ein einziges bürgerliches Recht haben. Nur für die am 1. Januar 1900 schon bestehenden Ehen bleiben die in den einzelnen Staaten jetzt gültigen Bestimmungen über eheliches Güterrecht und eheliches Erbrecht in Kraft. Die neuen Gesetzesbestimmungen gelten aber von dem genannten Zeitpunkt ab für alle nach dem 1. Januar zu schließenden Ehen.

So schreibt das Einführungsgesetz zum B.G.B. \*) vor.

Wir wollen nun in einer Reihe von Artikeln darlegen, indem wir an passenden Stellen praktische Beispiele einfügen, welchen Einfluß die Einführung des B.G.B. auf Familie und Haus ausüben wird, und wie die familienrechtlichen Beziehungen unter der Herrschaft des neuen Gesetzes sich gestalten werden.

### I. Kinder und Eltern.

Der erste Paragraph des B.G.B. lautet: „Die Rechtsfähigkeit des Menschen beginnt mit der Geburt.“ Mit dem Augenblick, wo der Mensch geboren ist, hat er Anspruch auf Gewährung des gesetzlichen Schutzes. Der Beweis, daß ein Mensch geboren ist, wird urkundlich durch die Eintragung in das Geburtsregister des zuständigen Standesamtes geführt. Doch ist es möglich, daß schon vor der Geburt eines Menschen Vorkehrungen getroffen werden müssen, um seine demnächstigen Rechte zu schützen.

Dies tritt bei folgendem Fall in die Erscheinung.

Der Maurermeister Mezner errichtet einen Neubau. Infolge eines groben Konstruktionsfehlers giebt das Mauerwerk nach und stürzt ein. Es begräbt mehrere Arbeiter unter seinen Trümmern, von denen der Maurer Thiel getötet wird. Mezner wird wegen fahrlässiger Tötung angeklagt und auch zu Gefängnisstrafe verurteilt, weil er zu der Aufmerksamkeit, welche er aus den Augen setzte, vermöge seines Gewerbes besonders verpflichtet war. Damit ist auch nach dem B.G.B. die Grundlage für seine rechtliche Haftpflicht gegeben. Thiel hinterläßt keine lebenden Kinder, aber eine Frau, die der Geburt eines Kindes entgegenfieht. Mezner ist nach Paragraph 844

---

\*) Wir werden mit B.G.B. fortan das Bürgerliche Gesetzbuch bezeichnen. Die vorkommenden Paragraphen sind die des B.G.B.

des B. G. B. nicht nur der Witwe, sondern auch dem noch nicht geborenen Kinde gegenüber schadensersatzpflichtig, denn nach dem angeführten Gesetzesparagraphen stand der Getötete zu seiner Frau und seinem demnächst geboren werdenden Kinde in einem Verhältnisse, vermöge dessen er der ersteren kraft Gesetzes unterhaltungspflichtig war und dem letzteren unterhaltungspflichtig werden konnte.

Auch dieses noch nicht geborene Kind übt schon einen wesentlichen Einfluß auf das Erbrecht der Mutter aus. Angenommen, der Maurer Thiel hinterläßt bei seinem Tode keine letztwillige Verfügung. Seine Eltern und Geschwister leben nicht mehr. Der Wert des Nachlasses beträgt 5000 Mark. Nach Paragraph 1391 des B. G. B. erbt die Ehefrau, wenn Verwandte erster Ordnung (das sind nach Paragraph 1924 des B. G. B. die Kinder) vorhanden sind, ein Viertel des Nachlasses, denn das noch nicht geborene Kind hat bereits ein Erbrecht. Sie würde andernfalls den ganzen Nachlaß erben.

Das Kind erhält den Familiennamen des Vaters. Es steht, solange es minderjährig ist, unter elterlicher Gewalt, wie Paragraph 1026 bestimmt. Es giebt fortan weder eine väterliche noch eine mütterliche Gewalt. Wenigstens kennt das Gesetz diesen Ausdruck nicht. Doch ist in erster Linie der Vater berechtigt und verpflichtet, die elterliche Gewalt auszuüben. Er hat für das Vermögen und die Person des Kindes zu sorgen und übt die Vertretung für das Kind aus. Dies schließt die Pflicht der Erziehung des Kindes, seiner Beaufsichtigung und das Recht der Bestimmung des Aufenthaltsortes ein. Ihm liegt das Züchtigungsrecht ob, er hat das Recht auf die Person des Kindes, und es muß ihm von jedem herausgegeben werden, der es ihm gegen seinen Willen vorenthält.

Und die Rechte der Mutter bestimmt der Paragraph 1634, indem er ausführt, daß neben dem Vater während



der Dauer der Ehe die Mutter das Recht und die Pflicht hat, für die Person des Kindes zu sorgen. Bei einer Meinungsverschiedenheit zwischen den Eltern geht die Meinung des Vaters vor. Solange der Vater also geschäftsfähig ist, haben weder die Mutter noch sonstige Verwandte gegen seinen Willen Einfluß auf die Erziehung des Kindes.

Hält sich ein Mädchen mit Einwilligung der Eltern besuchsweise bei Verwandten auf, gewährt eine Tante dem Neffen ein Unterkommen in ihrer Wohnung, besuchen Kinder an einem anderen Orte die Schule und leben während dieser Zeit bei den Großeltern, so müssen doch alle diese Verwandten dem Verlangen des Vaters unweigerlich nachkommen, wenn er das Kind wieder bei sich haben will.

Die elterliche Gewalt geht mit dem vollen Recht, wie sie dem Vater zuwand, auf die Mutter über, wenn der Mann gestorben ist oder wenn er die elterliche Gewalt verwirkt hat. Dies kann eintreten, wenn er wegen eines an dem Kinde verübten Verbrechens oder vorsätzlichen Vergehens zu einer mindestens sechsmonatlichen Gefängnisstrafe verurteilt ist.

Die Mutter, der die elterliche Gewalt zusteht, muß sich jedoch die Beordnung eines Beistandes durch das Vormundschaftsgericht unter Umständen gefallen lassen. Vor allem, wenn der Mann vor seinem Tode in einer letztwilligen Verfügung einen Vormund ernannt hat (Paragraph 1777); aber auch in anderen Fällen kann gerichtseitig ein Beistand ernannt werden.

Der Kaufmann Albert hinterläßt bei seinem Tode eine noch in den besten Jahren stehende Frau und drei Kinder von acht bis zwölf Jahren. Das vorhandene Vermögen der Ehegatten ist durch gemeinschaftliches Testament auf die Ehefrau übergegangen. Von den Zinsen kann die Witwe ein auskömmliches, aber nicht luxuriöses Leben

führen. Die Kinder besitzen ein von den Großeltern ererbtes Vermögen von 30,000 Mark, welches der Vater verwaltete. Er hatte das Geld nach den Vorschriften des B.G.B. mündelsicher angelegt, und zwar in Höhe von 20,000 Mark in einer Hypothek, während er für den Rest deutsche Reichsanleihe erworben hat. Nach Paragraph 1649 stand dem Vater die Nutznießung an dem Vermögen der Kinder zu. Die Mutter übt nach dem Tode des Mannes die elterliche Gewalt über die Kinder aus. Bald legt sie die Trauer ab und kehrt zu ihrer früher gezeigten Lebenslust zurück. Sie macht ein großes Haus, giebt Gesellschaften und sucht Verkehr mit reichen Familien. Die Einkünfte ihres eigenen Vermögens und die Zinsen des ihrer Verwaltung und Nutznießung unterstehenden Kindergeldes reichen für die Kosten des Haushaltes nicht aus, so daß sie das Kapital der Kinder angreift.

Die Verwandten des verstorbenen Gatten legen sich ins Mittel, aber ohne Erfolg. Darauf machen sie dem Vormundschaftsgericht von dem für das Vermögen der Kinder nachtheiligen Verhalten der Frau Albert Mitteilung. Das Gericht fordert von dieser nach Paragraph 1667 des B.G.B. ein Verzeichnis des verwalteten Vermögens und eine Verwaltungsrechnung. Die Rechnungslegung ergiebt, daß Frau Albert außer den Zinsen bereits über 6000 Mark von dem ihrer Verwaltung unterstehenden Kindergelde verbraucht hat. Sie hat nunmehr in Gemäßheit des Paragraphen 1653 den Ersatz dafür aus ihren eigenen Mitteln zu leisten, und es wird ihr ein Beistand bestellt, der die Mutter bei Ausübung der elterlichen Gewalt zu überwachen hat und jeden Fall, in dem das Vormundschaftsgericht zum Einschreiten berufen ist, unverzüglich anzeigen muß. Zu jedem Rechtsgeschäft, welches die Frau Albert für die Folge für ihre Kinder abschließen will, muß sie die Genehmigung des Beistandes oder unter Um-

ständen des Vormundschaftsgerichtes einholen; sie hat die Verwaltung des Vermögens der Kinder an den Vormund abtreten müssen.

Die Mutter verliert die elterliche Gewalt ganz, wenn sie eine neue Ehe eingeht; doch hat sie fernerhin das Recht und die Pflicht, für die Person des Kindes zu sorgen.

Ein Kind, welches dem elterlichen Hausstand angehört und von den Eltern erzogen und unterhalten wird, ist verpflichtet, in einer seinen Kräften und seiner Lebensstellung entsprechenden Weise den Eltern in ihrem Hauswesen und Geschäft Dienste zu leisten, und zwar auch dann, wenn es volljährig ist.

Wenn der dem Arbeiterstande angehörende oder als Omnibuskutscher dienende Vater von dem die Schule besuchenden Sohn verlangt, daß er ihm das Mittagessen an die Arbeitsstelle bringt; wenn die Mutter die Tochter mit der Beaufsichtigung kleinerer Geschwister betraut, sie mit Flick- und Waschen beschäftigt oder sie die Küche scheuern läßt; wenn der Besitzer eines umherziehenden Wachsfigurenkabinetts sein Kind an die Kasse setzt; wenn die erwachsene Tochter des kleinen Beamten auf den Markt geschickt wird, um einzukaufen, wenn sie angehalten wird, das Mittagessen herzurichten; wenn der Kaufmann von seiner, in seinem Hause lebenden Tochter verlangt, daß sie ihm bei der Buchführung behilflich ist — so steht den Eltern bei ihrem Verlangen nicht nur die elterliche Autorität, sondern auch das Gesetz zur Seite.

Andererseits würde die Tochter eines höheren Beamten oder eines reichen Mannes mit Recht grobe, ihrer Lebensstellung nicht entsprechende Arbeiten ablehnen können, ebenso wie die Tochter des Restaurateurs die Bedienung von Gästen verweigern könnte, die sonst angestellten Kellnerinnen zukommt.

Diese dem Kinde obliegende Verpflichtung, die Eltern

mit seiner Arbeit und mit Hilfeleistungen zu unterstützen, wenn das Kind einen gemeinschaftlichen Haushalt mit den Eltern teilt, endigt nicht mit dem Beginn der Volljährigkeit, obgleich diese die elterliche Gewalt sonst erlöschen läßt. Auch steht dem Vater oder der Mutter die Nutznießung des Vermögens zu, welches ein volljähriges, aber dem Hausstand der Eltern noch angehörendes Kind besitzt. Doch hat das Kind selbst einige besondere Vorrechte.

Fräulein Agathe Fischer lebt im Hause der Eltern. Ihr fällt, als sie vierundzwanzig Jahre alt ist, eine Erbschaft im Betrage von 30,000 Mark zu, jedoch mit der Bestimmung des Testators, daß sie das Kapital erst bei ihrer Verheiratung oder bei Vollendung des fünfundsreisigsten Lebensjahres erhalten soll. Bis dahin soll sie die Zinsen beziehen. In dem Testament ist nicht bestimmt, daß das Geld der Nutznießung des Vaters entzogen bleiben soll. Somit hat dieser ein Recht darauf, die Zinsen des Kapitals für sich zu beanspruchen, und zwar so lange, als Agathe bei ihm lebt. Herr Fischer ist Beamter und hat als solcher ein Einkommen, das zu einem anständigen Leben ausreicht. Doch war es ihm bisher nicht möglich, einen Bruder, der infolge gewagter Unternehmungen sein Vermögen verlor, zu unterstützen. Als zum erstenmal die halbjährlichen Zinsen von Agathes Vermögen in seine Hände gelangen, beschließt er, dieses Geld seinem Bruder zur Einrichtung eines Geschäftes zu geben, und verspricht ihm, ihn auch fernerhin von diesen Zinsen zu unterstützen. Fräulein Agathe erhebt jedoch hiergegen Einspruch. Sie hat nicht das Vertrauen zu dem Onkel, daß er vernünftig und sachgemäß mit dem ihm zufließenden Gelde umgehen wird, und sie hat vor allem den Wunsch, sich zur Buchhalterin auszubilden. Dazu muß sie ein Jahr lang eine Handelsschule für Mädchen besuchen.

Auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen hat sie einen Anspruch darauf, daß ihr Vater, ehe er seinem Bruder das Geld giebt, ihr selbst neben dem nötigen Lebensunterhalt und angemessener Kleidung die weitere Ausbildung aus den Einkünften ihres Vermögens beschafft. Nötigenfalls leistet ihr das Vormundschaftsgericht dazu Beistand. Wenn sich Fräulein Agathe nun aber andererseits verpflichtet, der Mutter einen monatlichen Zuschuß zu dem Haushaltungsgelde zu gewähren, weil durch den Besuch der Handelsschule die Beschaffung einer bezahlten Hilfe für den Hausstand nötig wird, so muß sie, wenn sie diesen Betrag als Darlehen an die Eltern betrachtet sehen will, dies ausdrücklich vorher vereinbaren, sonst wird die Hingabe als ein Beitrag zu den Kosten des Haushaltes angesehen, der nicht zurückgefordert werden kann, da er freiwillig gegeben ist.

Herr Fischer ist nun aber mit dem Verlangen der Tochter nicht einverstanden. Er besteht darauf, daß sie ihre Zustimmung zu der von ihm geplanten Verwendung der Zinsen giebt. Das Mädchen verläßt nunmehr den elterlichen Haushalt, und jetzt hört die Nutzung ihres Vermögens seitens des Vaters auf, da sie ja volljährig ist und nicht mehr bei den Eltern wohnt.

Bald darauf verheiratet sich das Fräulein. Sie erhält nun das aus der Erbschaft stammende Vermögen als ihr freies Eigentum. Während gewöhnlich der Vater oder bei dessen Tode die Mutter verpflichtet ist, der Tochter zu ihrer Verheiratung eine angemessene Aussteuer zu gewähren, fällt in diesem Falle die Verpflichtung für Herrn Fischer fort, weil Agathe selbst im Besitze eines zur Beschaffung der Aussteuer ausreichenden Vermögens ist.

Das B.G.B. giebt dem Vater auch noch in einigen anderen Fällen das Recht, der Tochter eine Aussteuer zu verweigern. Und zwar trifft dies zu, wenn die Tochter

bei einer früheren Verheirathung bereits einmal eine Aussteuer erhalten, wenn sie Leben und Gesundheit der Eltern oder ihrer Geschwister vorzüglich gefährdet, oder wenn sie sich gegen den Willen der Eltern einem Anstoß erregenden Lebenswandel ergeben hat.

Dem Verlangen nach Gewährung einer Aussteuer kann die Tochter sogar durch Anstellung einer Klage gehörigen Nachdruck verleihen. Sie kann aber dieses Recht auf die Aussteuer an niemand abtreten, muß vielmehr selbst klagen. Wohlgemerkt, es handelt sich immer nur um eine den Verhältnissen des Vaters oder der Mutter angemessene Aussteuer, die ohne Beeinträchtigung der bisherigen Lebensweise oder des Vermögensstandes der Eltern gegeben werden könnte.

Die elterliche Gewalt erlischt mit der Volljährigkeit des Kindes. Sie hört dagegen der Tochter gegenüber, die vor eingetretener Volljährigkeit heiratet, nicht vollständig auf. Zwar geht die Sorge für die Person, ebenso die Nutznießung des Vermögens der jungen Frau auf ihren Ehemann über; dagegen bleibt die Vertretung der minderjährigen Ehefrau in Rechtsfachen dem, der die elterliche Gewalt ausgeübt hat, bis zur Mündigkeit der Tochter.

Wir werden später sehen, daß eine minderjährige Ehefrau zur Eingehung von Ehe- und Erbverträgen der Zustimmung des Vaters oder der Mutter bedarf.





# Die unsichtbare Mondhälfte.

Astronomische Skizze. Von Prof. E. Koller.

Mit 6 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

Seit den frühesten Zeiten hat der Mond durch seine Größe und wechselnde Gestalt, seine bedeutende und trotzdem nicht blendende Helligkeit, seine zeitweilige Verfinsterung und seine schnelle Bewegung die Aufmerksamkeit der Menschen in hohem Grade auf sich gelenkt. Im Altertum und auch im Mittelalter scheint er der Lieblingsgegenstand des astronomischen Studiums gewesen zu sein, und dennoch waren die Gelehrten nicht zu der richtigen Erkenntnis seiner Natur und Bewegung gelangt, wenn auch schon im fünften Jahrhundert v. Chr. Anaxagoras, jener seiner Zeit in so mancher Beziehung weit vorausgeeilte Denker, behauptet hatte, der Mond sei eine Welt für sich mit einer aus Bergen und Thälern bestehenden Oberfläche. Zwei Jahrtausende mußten vergehen, ehe der Blick durch das erste Fernrohr diesen Ausspruch des griechischen Philosophen glänzend bewahrheitete.

Noch lange nach der Umgestaltung der allgemeinen Weltanschauung durch die Veröffentlichung des berühmten Werkes von Kopernikus über die Bewegung der Himmelskörper (1542) hielten viele den Mond für eine glänzende, spiegelglatte Scheibe. Da erhielt im Jahre 1609 Galilei in Venedig die Nachricht, daß in Holland ein Instrument

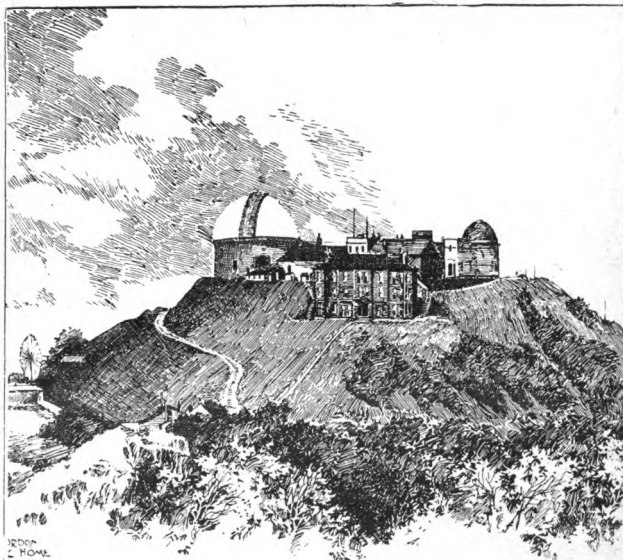
erfunden worden sei, mit dem man entfernte Gegenstände näherrücken und so genauer betrachten könne. In wenigen Tagen stellte er nach der gegebenen Beschreibung sich ebenfalls ein solches Fernrohr her und hatte den glücklichen Gedanken, das von ihm bis zu einer dreißigfachen linearen Vergrößerung verbesserte Instrument gegen den gestirnten Himmel zu richten. Dadurch sah er Dinge, die noch kein menschliches Auge vor ihm gesehen hatte. Seine astronomischen Beobachtungen legte er in einem ewig denkwürdigen Buche, dem „Sternboten“, nieder, in welchem er den Mond als eine mit großen Gebirgen, Thälern und Ebenen ausgestattete Welt, die Milchstraße als ein Heer unzähliger Sterne und neben vielen anderen bedeutsamen Entdeckungen auch die der vier Trabanten des Jupiter schilderte und die Richtigkeit des kopernikanischen Weltsystems klar nachwies.

Seither haben mit der fortschreitenden Verbesserung der Fernrohre und sonstigen optischen Instrumente auch die astronomischen Beobachtungen an Mannigfaltigkeit und Genauigkeit zugenommen. Ein edler Wettstreit zwischen den Sternwarten der Kulturländer fördert immer großartigere Leistungen zu Tage, die einerseits den gewaltigen Fortschritten der modernen Wissenschaft, andererseits der technischen Vollenbung der zur Verwendung kommenden Apparate und Einrichtungen zu verdanken sind. Auf dem Gebiete astronomischer Beobachtungen haben sich in neuerer Zeit namentlich auch einige vortrefflich eingerichtete und mit reichlichen Mitteln ausgestattete Sternwarten der Vereinigten Staaten von Nordamerika hervorgethan, unter welchen das Lick-Observatorium auf dem Berge Hamilton in Kalifornien die erste Stelle einnimmt.

Der Gründer dieser Sternwarte ist James Lick (1796 bis 1876), ein während der Goldperiode in Kalifornien reich gewordener Pennsylvanier, der neben verschiedenen



der Stadt San Francisco gewidmeten großartigen Schenkungen auch der Universität von Kalifornien im Jahre 1874 eine Summe von 700,000 Dollars zur Beschaffung eines Teleskops von größtmöglicher Stärke bestimmte. Als Aufstellungsort desselben bezeichnete der Geber selbst auf



Die Lick-Sternwarte auf Mount Hamilton in Kalifornien.

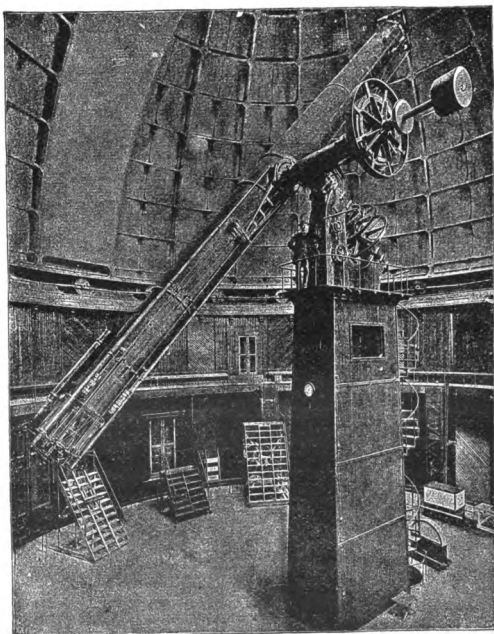
Grund fachmännischer Gutachten den achtzig Kilometer südlich von San Francisco gelegenen Berg Hamilton. Zunächst wurde von der Eisenbahnstation San José aus eine Straße bis auf den 1280 Meter hohen Berg angelegt und ein geeigneter Bauplatz auf einem seiner Gipfel geschaffen, der alle umliegenden Höhen überragt. Behufs Ebnung des Platzes mußte der spitze Gipfel niedriger gemacht und eine Felsmasse von 72,000 Tonnen Gewicht

gesprengt und abgetragen werden. Nach Beendigung dieser im Jahre 1880 begonnenen Vorarbeiten konnte 1883 der Grundstein zu der Sternwarte gelegt werden, deren Bau noch eine weitere Arbeit von fünf Jahren erforderte.

Unser Bild S. 217 giebt eine Gesamtansicht der Anlage mit dem Blicke auf das abseits und tiefer gelegene Wohngebäude der Astronomen, welches durch eine Brücke mit dem Observatorium verbunden ist. Letzteres besteht aus einem 88 Meter langen, zahlreiche Zimmer und eine große Verbindungshalle enthaltenden Hauptgebäude, an welches sich im Süden die große Kuppelrotunde mit dem sechs- unddreißigzölligen Riesenteleskop und im Norden eine kleinere Kuppelrotunde mit dem zwölfzölligen Aequatorialinstrument anschließt. Ferner sind noch vorhanden ein Meridianhaus, ein Gebäude für das Passageninstrument, ein photographisches Laboratorium, Werkstätten und Nebengebäude, sowie mehrere Reservoirs, welche außer Trink- und Nutzwasser auch die für den Betrieb nötige Kraft liefern.

Der interessanteste Teil des Observatoriums ist die über dem Grabe des im Jahre 1876 verstorbenen Stifters errichtete große Kuppelrotunde, welche einen Durchmesser von 23 Meter hat und deren sich bewegende Teile 100 Tonnen wiegen. Die Triebkraft liefert ein Wassermotor, welcher die gewaltige, auf Rädern laufende Kuppel in weniger als neun Minuten einmal herumdreht. Auch der 19 Meter lange und über 450 Zentner schwere Fußboden kann durch hydraulische Maschinen nach Erfordernis auf- und abwärts bewegt werden, wodurch dem Beobachter die Möglichkeit geboten ist, ohne seinen Platz zu verlassen, stets die ihm passende Stellung am Teleskop einzunehmen. Letzteres besitzt ein Rohr von nahezu cylindrischer Form und 8 Meter Länge, ist vollständig für mikrometrische, spektroskopische und photographische Arbeit eingerichtet und kann auch noch leicht zu anderweitiger Benutzung um-

gestaltet werden. Es wird an Größe nur noch von dem vierzigzölligen Refraktor der Sternwarte im Staate Wisconsin übertroffen, zeichnet sich durch eine ungewöhnliche Vergrößerungskraft und ein außerordentliches Lichtkonzentrationsvermögen aus und ermöglicht die Wahrnehmung



Das Innere der grossen Kuppelrotunde der Lick-Sternwarte.

von Sternen, welche einen dreißigtausendmal schwächeren Glanz haben als die mit bloßem Auge gesehenen. Der Mond erscheint durch dieses Fernrohr so, als ob er mit unbewaffnetem Auge aus einer Entfernung von nur 320 Kilometer beobachtet würde.

Eine der wichtigsten Aufgaben, welche diese in jeder

Beziehung vorzüglich ausgestattete Sternwarte gegenwärtig zu lösen bestrebt ist, besteht denn auch in der Herstellung einer photographischen Mondkarte in großem Maßstabe. Von den zahlreichen Aufnahmen, welche zu diesem Zwecke mit dem Riesenteleskop gemacht wurden, sind wir in der Lage, unseren Lesern einige zu bieten, die geeignet sind, auch von der uns nicht sichtbaren Mondhälfte einen annähernden Begriff zu geben.

Einem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, daß der Mond uns immer dasselbe wohlbekannte, durch Flecke und Verschiedenheiten der Beleuchtung gekennzeichnete Gesicht zuwendet. Die Erklärung dieser Erscheinung liegt in der Thatfache, daß der Mond in der gleichen Zeit, welche er zu einem Umlaufe um die Erde braucht, also in 29 Tagen, 12 Stunden, 44 Minuten und 3 Sekunden, sich auch einmal um seine eigene Achse dreht\*). Eine genauere Beobachtung der scheinbar ganz unveränderlichen Mondscheibe läßt indessen erkennen, daß ihr Aussehen in geringem Grade wechselt und daß gewisse Gegenden am Rande abwechselnd sichtbar und wieder unsichtbar werden. Diese Erscheinung wurde schon von Galilei auf ihre wahre Ursache zurückgeführt. Da nämlich der Mittelpunkt der Bewegung des Mondes nicht mit dem Standpunkte des Beobachters zusammenfällt, so sieht letzterer nicht immer genau denselben Teil der Mondoberfläche.

---

\*) Zur Veranschaulichung dieser Bewegung braucht man sich nur eine Person zu denken, die mit beiden Händen eine senkrecht stehende Stange erfaßt hat und sich nun mit dem Gesichte gegen letztere um dieselbe dreht. Hierbei entspricht einer Drehung um die Stange eine gleichzeitige Drehung der Person um sich selbst, was zur Folge hat, daß das Gesicht immer gegen die Stange gerichtet ist. Wir sehen also immer nur die eine Seite des Mondes, wenn die Gelehrten auch zu gerne einmal die andere in Augenschein nehmen würden.

Auf den aufgehenden Mond schaut er wie von einer Anhöhe hinunter und kann deshalb mehr oder weniger über dessen Rand hinübersehen; nach und nach sieht er ihm immer voller ins Gesicht, bis der Höhepunkt erreicht ist, worauf die umgekehrte Erscheinung eintritt und beim Monduntergang wiederum ein teilweiser Seitenanblick ermöglicht wird.

Außer dieser scheinbaren täglichen Schwankung oder



Mondebene als dunkle Flecke sichtbar.

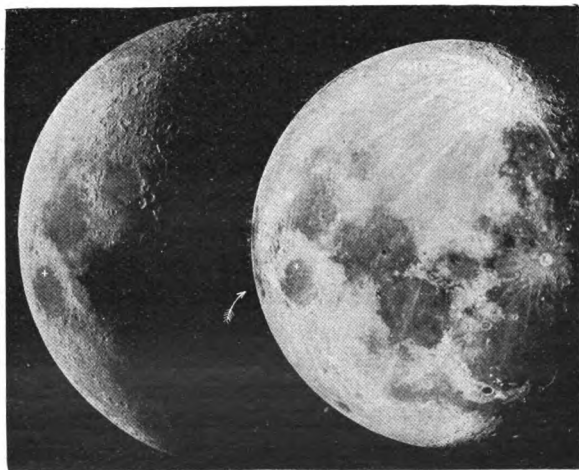
optischen Libration zeigt der Mond noch andere Schwankungen, die nicht an eine tägliche Periode gebunden sind. Die eine derselben, Libration in der Länge genannt, rührt von der ungleichmäßigen Geschwindigkeit her, mit welcher der Mond die Erde umkreist, die andere, die Libration in der Breite, wird dadurch verursacht, daß seine Achse nicht genau senkrecht steht zur Ebene seiner Bahn, was zur Folge hat, daß wir bald etwas mehr von seiner nördlichen, bald etwas mehr von seiner südlichen Polarregion sehen.

Diese verschiedenartigen Schwankungen sind nun von den Astronomen der Lick-Sternwarte benutzt worden, um die Randgebiete zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Mondhälfte, die auch früher schon photographisch und stereoskopisch dargestellt worden sind, noch genauer zu photographieren.

Die Abwechslung von Licht und Schatten auf der Mondscheibe gab schon lange vor der Erfindung des Fernrohrs zu der Vermutung Anlaß, daß dieselbe Unregelmäßigkeiten besitze, welche denen auf der Erde ähnlich seien, weshalb man sie je nach ihrer Erscheinung als Kontinente mit Bergen, Thälern und Ebenen oder als Meere und Seen bezeichnete. Diese letztere Benennung stellte sich zwar später, als man zu der Einsicht kam, daß auf dem Monde kein Wasser vorhanden sein könne, als unzutreffend heraus, wurde jedoch dessenungeachtet beibehalten. Ein solches sogenanntes Meer, Mare Crisium (das zur Erleichterung der Beobachtung mit einem + bezeichnet ist), sehen wir auf dem Doppelbilde des zunehmenden Mondes auf S. 223 zuerst ganz nahe am linken Rande und auf dem zweiten Bilde mehr gegen die Mitte vorgerückt, was eine Folge der Mondschwankung, nicht etwa der Mondrotation ist. Diese Libration bietet auch die Möglichkeit, links vom Mare Crisium ein sonst unsichtbares Randgebiet zu sehen und dadurch einen flüchtigen Streifblick auf die der Erde abgewandte Seite der Mondoberfläche zu werfen.

Noch deutlicher zeigt sich diese Erscheinung auf dem Doppelbilde der Mondichel auf S. 225. In der Nähe des Südpols bemerkt man eine langgestreckte, tiefe (ebenfalls mit einem + bezeichnete) Schlucht, die zuerst nicht weit vom linken Rande entfernt, nachher aber infolge der Schwankung mehr nach rechts gerückt ist. Gleichzeitig ist auch ein ziemlich ausgedehntes, ursprünglich verdecktes Rand-

oder Librationsgebiet in den Gesichtskreis gebracht worden. Die Ausdehnung der verschiedenen Mondschwankungen beläuft sich insgesamt auf ungefähr sieben Bogengrad Länge und Breite, sowohl in der Richtung von Norden nach Süden als in der von Osten nach Westen, so daß unsere Uebersicht der Mondoberfläche, anstatt auf eine Hälfte be-



Der zunehmende Mond und seine Schwankungen.

schränkt zu sein, wirklich etwa vier Siebentel derselben umfaßt. Wie die anderen drei Siebentel, welche den unsichtbaren Teil der Oberfläche bilden, beschaffen sind, weiß man nicht und wird man niemals erfahren; indessen spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß zwischen den beiden Hälften kein wesentlicher Unterschied besteht. Zwar ist der berühmte deutsche Astronom Hansen zu dem Schlusse gelangt, daß sich zwischen den beiden Mondhemisphären eine bedeutende Verschiedenheit in Bezug auf Niveau, Klima und andere Verhältnisse zeige, und daß sich auf der von uns ab-

gewandten Seite sehr wohl eine Atmosphäre, sowie animalisches und vegetabilisches Leben vorfinden könne; jedoch sind von anderen Gelehrten gegen diese Anschauungen so gewichtige Einwendungen erhoben worden, daß man sie für sehr fraglich halten muß. Zahlreiche und sorgfältige Beobachtungen mit den besten Instrumenten haben gezeigt, daß die Librationsgebiete dieselben charakteristischen Formen, dieselben mächtigen Bergketten, Ringgebirge, Krater, Schluchten und Thäler aufweisen wie die übrigen Teile, und so ist wohl der Schluß berechtigt, daß die ganze Mondoberfläche im wesentlichen von der gleichen physikalischen Struktur ist.

Die letztere ist den Astronomen so genau bekannt, daß sie uns ganz anschauliche und, wie anzunehmen ist, der Wirklichkeit nahekommende Schilderungen derselben zu geben vermögen und in uns das lebhafteste Verlangen erwecken, mit eigenen Augen die großartigen und seltsamen Naturwunder des Mondes zu schauen.

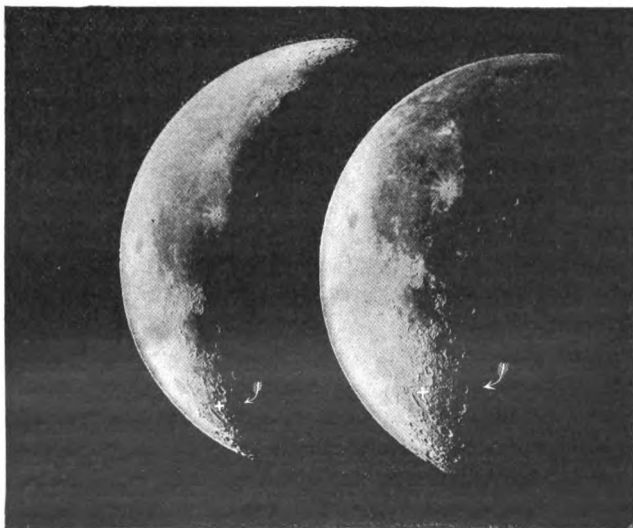
Laßt uns einmal im Fluge der Gedanken die 384,500 Kilometer betragende Entfernung bis zum Monde, die ein Schnellzug in etwa 220 Tagen zurücklegen könnte, durchheilen! Dort angekommen, besteigen wir ein mächtiges, 5000 Meter hohes Ringgebirge mit einem gewaltigen, 20 Kilometer weiten Krater, wozu wegen der sechsmal geringeren Schwerkraft nur der sechste Teil der auf der Erde erforderlichen Anstrengung nötig ist, und erwarten dort nach der langen, fürchterlich kalten Mondnacht das erhabene Schauspiel des Sonnenaufgangs, von welchem der englische Astronom Nasmyth,<sup>\*)</sup> einer der bedeutendsten Mondforscher, eine sehr spannende, im nachstehenden auszugsweise wiedergegebene Schilderung entwirft.

---

<sup>\*)</sup> Nasmyth und Carpenter, Der Mond. Deutsch von Dr. G. J. Klein. Leipzig 1876.



Da der Mond keine Atmosphäre besitzt, so geht nach einer 354 Stunden langen, sternenklaaren Nacht die Sonne ohne vorherige Dämmerung und ohne schimmernde Morgenröte ganz plötzlich auf, indem sie mit ihren hellen ungemilderten Strahlen die zahlreichen Bergspitzen glänzend beleuchtet, während die Abhänge und Thäler noch in



Die Mondsichel mit dem Librationsgebiet.

äußerster Finsternis bleiben. Infolge der langsamen Umdrehung des Mondes, die mit ihrem Umlauf um die Erde zusammenfällt, braucht die Sonne beinahe eine Stunde, um ganz über den Horizont zu steigen, und alsdann leuchtet sie in ungetrübtem Glanze an dem stets wolkenlosen, tiefschwarzen Himmel, an welchem man gleichzeitig trotz des Sonnenlichtes auch die Planeten und Sterne hell leuchten sieht — was einen geradezu überwältigenden Ein-

druck machen muß. Achtundzwanzigmal langsamer, als wir es gewohnt sind, kommt das Licht die Bergabhänge herunter, und im Verlauf von etwa zwölf Stunden erscheint die ganze Ringmauer des großen Kraters unter uns nach Osten zu in glänzendem Licht, das durch keine Spur von Bergnebel gemildert ist. Wenn wir aber nach der anderen Seite in den Krater hineinblicken, so sehen wir nichts als Dunkelheit. Wie Stunde auf Stunde verrinnt, erreichen die Sonnenstrahlen in langsamer Aufeinanderfolge Gipfel nach Gipfel in der Ringmauer, bis endlich der Kreis geschlossen ist, und der ungeheure Krater rand wie ein silbergefäster Abgrund der Dunkelheit glitzert. Allmählich erscheint im Mittelpunkt eine Gruppe heller Gipfel. Es sind die nun erleuchteten Spitzen zentraler Regel, und jetzt wird die Entwicklung der großen Berghaufen, als welche sie sich ausweisen, ein imposanter Zug des Bildes. Wenn wir von unserem hohen Standpunkte aus nach der sonnigen Seite zurückblicken, so überschauen wir eine wilde Gegend der großartigsten vulkanischen Verwüstung. Krater bis herunter zu einem Durchmesser von 1,5 Kilometer häufen sich in zahlloser Menge; so weit wir schauen können, scheint alles von ihnen übersät. Näher am Fuße des Walles, auf dem wir stehen, ziehen sich nach Norden und Süden ausgedehnte Bergketten, die nach uns hin lange Schatten werfen; nach Süden hin klaffen verschiedene Risse von 1000 bis 1500 Meter Breite in graufiger Schwärze und Tiefe. Noch näher, fast unter uns, drängt sich Fels an Fels und Abgrund an Abgrund, unterbrochen von Kratern und gähnenden Schlünden, turmartigen Zinnen und Haufen von Schlacke und vulkanischen Trümmern.

Keine Spur von organischem Leben. Kein Heidekraut oder Moos mildert die scharfen Ranten und harten Flächen, kein Ueberzug kryptogamischer oder flechtenartiger Vegetation verleiht der harten, ausgebrannten Fläche eine

Lebensfarbe. So weit wir die Landschaft übersehen können, ist sie die Verwirklichung eines schrecklichen Traumes von Einöde und Leblosigkeit.



Südpol des Mondes.

Wenn wir dann nach ein paar Stunden wieder in den großen Krater blicken, so gewahren wir, daß die Strahlen der Morgensonne den entfernten Abhang des Walles auf der uns entgegengesetzten Seite heruntergekrochen sind und die weiten Terrassen erleuchtet haben, die alle

rauen und zerklüfteten Formen von Bergen auf der Erde zeigen, aber neben oder Großartigkeit keine ihrer Schönheiten besitzen. Das Kraterplateau mit seiner großartigen Gruppe von Kegeln, die sich, nun voll in Sicht, im Mittelpunkt desselben erheben, liegt, halb im Schatten, 3000 Meter unter uns.

Wo keine Luft ist, dort kann auch keine Lichtzerstreuung fein; folglich werden die Teile der Scenerie nicht beleuchtet, welche kein direktes Sonnenlicht empfangen. Sie erhalten das nur sehr schwache Licht, welches von den angrenzenden, beleuchteten Gegenständen reflektiert wird, und werden außerdem in geringem Grade von der Erdsichel erhellt. Das harte versengende Sonnenlicht und die pechschwarzen Schatten; der Mangel an allen Verhältnissen, die einer Erblandschaft Milde verleihen; der schwarze, sternbesäete Mittagshimmel mit der in ihrem Glanze geisterhaft strahlenden Sonne, und das gänzliche Fehlen von Spuren irgend welchen Lebens — alles dies gestaltet die Scenerie so furchtbar und imponierend, daß sich ein Erdbewohner kaum einen Begriff davon machen und jede Beschreibung nur höchst unvollkommen ausfallen kann.

Wenn die Sonne nach 177 Stunden ihre Mittagshöhe erreicht hat, erblicken wir von der Gegend aus, wo wir stehen, auf allen Seiten mit Ausschluß des schwarzen Himmels nichts als blendendes Licht! Ungemildert sendet sie ihre Strahlen auf den Boden, der nie durch eine Wolke geschützt oder durch einen Regenschauer gekühlt wird. Infolge der dadurch bewirkten Temperatursteigerung dehnen sich die Felsmassen aus und zerbersten und zerbröckeln an ihrer Oberfläche; aber geräuschlos stürzen die losgelösten Stücke in die Tiefe, denn ohne Luft giebt es keine Verbindung zwischen dem schallerzeugenden Gegenstand und unseren Gehörnern. Todesschweigen herrscht

auf dem Monde. Tausend Kanonen könnte man auf jener luftlosen Welt abfeuern und hunderttausend Trommeln rühren lassen, aber kein Laut würde aus ihnen erschallen; Lippen könnten sich dort bewegen und Zungen zu sprechen versuchen, aber sie würden das ewige Schweigen nicht brechen!

Der Nachmittagschatten kommt nur langsam; Dunkelheit legt sich träge über die Thäler und kriecht gemessen die Bergabhänge herauf, bis die Zeit des Sonnenuntergangs sich naht. Diese Erscheinung ist nur die Rehrseite des Tagesanbruchs. Sie ist von keiner glänzenden Abendröte begleitet, die denselben Vorgang auf der Erde so entzückend macht; ohne auch nur das geringste von ihrem Glanze zu verlieren, neigt sich die Sonne zum schwarzen Horizonte nieder, um erst nach einer langen, vierzehntägigen Nacht wieder aufzugehen.

Die bisher beschriebenen Erscheinungen sind wohl auf der ganzen Mondoberfläche die gleichen; dagegen bietet die Mondnacht ein großartiges Schauspiel dar, das nur auf der einen Halbkugel gesehen werden kann, nämlich die im Sonnenlichte strahlende Erde, deren Scheibe dreizehnmal größer erscheint als uns der Mond, und die deshalb mit Recht die Königin der Mondnacht genannt werden könnte. Sie macht ähnliche, nur viel auffallendere Beleuchtungsveränderungen durch, wie der stets wechselnde Mond, und die Lichtmenge, welche sie diesem zusendet, ist so groß, daß dieselbe um die Zeit des Neumondes sogar von unserem Planeten aus als matter, aschgrauer Schimmer wahrgenommen werden kann.

Noch großartiger muß auf dem Monde der Anblick der Verfinsternung der Sonne durch die viermal größer erscheinende Erde sein, denn während derselben rufen die durch die Erdatmosphäre dringenden und insolge dessen gebrochenen und zerstreuten Sonnenstrahlen eine Reihe

farbenprächtiger Lichterscheinungen hervor, die den ganzen Erdball umfränzen.

Diese beiden erhabenen Naturschauspiele können, wie schon erwähnt, nur auf der uns zugewandten Mondseite gesehen werden. In der Nähe des Mondrandes und im Vibrationsgebiet zeigt sich die Erde nur tief am Horizont, und auf der uns abgewandten Hälfte ist von diesen herrlichen Erscheinungen nie etwas zu sehen. Wenn also diese letztere, wie verschiedene Astronomen vermutet haben, von lebenden Wesen bewohnt sein sollte, so wären diese in Bezug auf Himmelserscheinungen und nächtliche Beleuchtung uns Erdbewohnern gegenüber sehr im Nachteil, denn während ihrer 354 Stunden langen Nacht müßten sie des Anblicks der lichtspendenden Erde vollständig entbehren, während wir uns in regelmäßigen Zwischenräumen des milden, zaubervollen Silberlichtes des Mondes erfreuen und uns deshalb auch leicht darüber trösten können, daß wir nicht den ganzen Mond, sondern nur seine „bessere Hälfte“ kennen.



mal sterben soll, so will ich auch mein Ragoutgeheimniß mit mir ins Grab nehmen."

"Das ist doch nicht dein Ernst, Freund?"

"Du kannst dich darauf verlassen, Kalita."

Nach einer kleinen Pause des Nachdenkens bat der polnische Kollege schmeichelnd: „Mein bester, liebster Freund! Mir zuliebe offenbare doch das Geheimniß! Siehst du, dir kann es ja doch nichts mehr nützen; mir aber könnte es das schönste Lebensglück verschaffen. Der König würde mich sicherlich auszeichnen; mit der Zeit könnte ich vielleicht sogar Oberkoch werden, wenn der alte Michael Dembinski einmal pensioniert wird. Das bedenke!"

"Da ist nichts zu bedenken. Ich weigere mich ganz entschieden. Deine egoistische Gesinnung empört mich geradezu; mach daß du weiter kommst, du heuchlerischer Wicht!"

Jetzt veränderte sich plötzlich das Benehmen Kalitas. „Du würdest wohl thun, nicht so trozig zu sein," sagte er höhnisch. „Was bist du? Ein elender französischer Windbeutel. Wenn du noch länger störrisch bist, giebt's Mittel, dir die Zunge zu lösen."

"Und das wäre?"

"Die Knute. Ich melde pflichtgemäß deine Weigerung, deinen eigenfinnigen Troß. Was wird geschehen? Man wird dir zunächst fünf und zwanzig mit der Knute aufzählen lassen, und wenn du dann noch nicht herausrückst mit dem Geheimniß, so giebt es fünfzig. Und das setzt man so fort, bis du dich zu dem bequemst, was man von dir verlangt. Also überlege dir's."

Jegor Kalita ging nach diesen letzten Worten langsam zur Kerkerthür hin, indem er sich lauierend umsah, als ob er mit Sicherheit erwarte, daß der junge Franzose ihn zurückrufen würde.

In der That geschah dies. In dem regsamen Geiste Jules Gormets war plötzlich eine sinnreiche Idee aufgeblüht. „Geda, Kalita!" rief er. „Ich habe mich eines anderen besonnen."

"Das ist dein Glück!"

"Setze dich zu mir. Hast du ein Notizbuch mitgebracht?"

"Selbstverständlich habe ich vorsorglich daran gedacht."

„Nichtig!“ sprach der König verstimmt. „Das ist recht ärgerlich; die Justiz muß ja freilich ihren Lauf haben; aber mein Ragout will ich auch nicht missen. Man schicke Jegor Kalita, der ja auch in der Kochkunst recht tüchtig ist, zu Gormet in den Kerker, damit er sich von ihm auf das genaueste unterrichten lasse, wie das bewußte Ragout eigentlich gemacht wird.“

Dem Befehle des Königs wurde selbstverständlich in aller Eile entsprochen und Jegor Kalita, ein junger Hofkoch, wurde sofort zu seinem gefangenen französischen Kollegen geführt.

Trübselig, in finsterner Niedergeschlagenheit saß Gormet auf einem hölzernen Schemel. Doch als er den guten Freund aus der Hofküche erblickte, überflog ein Hoffnungsschimmer sein Gesicht.

„Was führt dich her, Kalita?“ fragte er.

„Ein Befehl des Königs,“ versetzte Jegor.

„Ich täusche mich also nicht,“ murmelte Jules erregt. „Der hohe Herr hat ein so gutes Herz; er weiß, daß ich unglücklich bin, interessiert sich für mein Schicksal und hat mich und meine Kochkunst nicht vergessen.“

„So ist es, Freundchen,“ bestätigte Kalita.

„Also werde ich freigelassen?“

„Nein, Bester,“ entgegnete Kalita ehrlicherweise, „in dieser Beziehung kann ich dir keine Hoffnung geben. Mich führt ein Befehl des Königs her. Du weißt ja, daß Seine Majestät ganz besonders eines deiner merkwürdigen Ragouts liebt.“

„Jamohl.“

„Nun, wir können mit dieser Lieblingsspeise jetzt in der Küche gar nicht zurecht kommen. Darum bin ich abgesandt, um von dir die richtige Bereitung desselben zu erfahren.“

„Sehr schön! Und was wird mir dafür?“

„Davon hat man mir nichts gesagt.“

„Wenn ich auf Begnadigung hoffen dürfte —“

„Bester Freund, gib dich keiner solchen trügerischen Hoffnung hin! Seine Majestät soll zum Oberkoch gesagt haben: es sei zwar jammerschade um dich, daß es mit dir so weit gekommen; doch der Gerechtigkeit müsse ihr Lauf gelassen werden.“

„Nun,“ schrie der Pariser erboht, „wenn ich denn schon ein-



mal sterben soll, so will ich auch mein Ragoutgeheimniß mit mir ins Grab nehmen.“

„Das ist doch nicht dein Ernst, Freund?“

„Du kannst dich darauf verlassen, Kalita.“

Nach einer kleinen Pause des Nachdenkens bat der polnische Kollege schmeichelnd: „Mein bester, liebster Freund! Mir zuliebe offenbare doch das Geheimniß! Siehst du, dir kann es ja doch nichts mehr nützen; mir aber könnte es das schönste Lebensglück verschaffen. Der König würde mich sicherlich auszeichnen; mit der Zeit könnte ich vielleicht sogar Oberkoch werden, wenn der alte Michael Dembinski einmal pensioniert wird. Das bedenke!“

„Da ist nichts zu bedenken. Ich weigere mich ganz entschieden. Deine egoistische Gefinnung empört mich geradezu; mach daß du weiter kommst, du heuchlerischer Wicht!“

Jetzt veränderte sich plötzlich das Benehmen Kalitas. „Du würdest wohl thun, nicht so trotzig zu sein,“ sagte er höhnisch. „Was bist du? Ein elender französischer Windbeutel. Wenn du noch länger störrisch bist, giebt's Mittel, dir die Zunge zu lösen.“

„Und das wäre?“

„Die Knute. Ich melde pflichtgemäß deine Weigerung, deinen eigensinnigen Troß. Was wird geschehen? Man wird dir zunächst fünfundzwanzig mit der Knute aufzählen lassen, und wenn du dann noch nicht herausrückst mit dem Geheimniß, so giebt es fünfzig. Und das setzt man so fort, bis du dich zu dem bequemst, was man von dir verlangt. Also überlege dir's.“

Jegor Kalita ging nach diesen letzten Worten langsam zur Kerkerthür hin, indem er sich lauernd umsah, als ob er mit Sicherheit erwarte, daß der junge Franzose ihn zurückrufen würde.

In der That geschah dies. In dem regsamen Geiste Jules Gormets war plötzlich eine sinnreiche Idee aufgeblüht. „Geda, Kalita!“ rief er. „Ich habe mich eines anderen besonnen.“

„Das ist dein Glück!“

„Setz dich zu mir. Hast du ein Notizbuch mitgebracht?“

„Selbstverständlich habe ich vorsorglich daran gedacht.“

„Dann höre aufmerksam zu und notiere sorgfältig, was ich dir erklären werde.“

Das that der polnische Kollege. Er lauschte der Unterweisung, notierte alles Nötige und entfernte sich dann mit lebhaften Dankesbezeugungen.

Drinnen im düsteren Kerker aber murmelte händereibend Jules Gormet: „Wenn alles so geht, wie ich mir's denke, so wird der König diesem verwünschten Schlingel, dem nichtsnutzigen Kalita, das Ragout an den Kopf werfen!“ —

Am nächsten Tage prangte das Ragout wieder auf dem Tische des Königs. Mit lebhaftem Behagen langte der hohe Herr danach. Aber kaum hatte er den ersten Bissen verschluckt, da machte er ein sehr enttäuschtes Gesicht und rief zürnend: „Welche Dummheit und Dreistigkeit ist's, mich so betrügen zu wollen? Dies ist doch nicht das richtige Ragout, so wie ich es haben will. Der Koch soll kommen!“

Der Oberkoch Michael Dembinski erschien.

„Dein Ragout taugt nichts,“ sagte Stanislaus ungnädig. „Welcher Esel hat es zubereitet?“

„Kalita, getreu nach den Weisungen des Franzosen.“

„Dieser Kalita ist ein Stümper. Er versteht nichts. Nur Gormet hat, wie es scheint, den richtigen Kunstgriff heraus. Ihr seid alle elende Stümper. Geh!“

Der Oberkoch verschwand ganz geknickt, der König aber ließ dem Gerichtshof unverzüglich die Weisung zugehen, er solle sich möglichst beeilen mit der Kriminalsache des Jules Gormet.

Das geschah denn auch und Jules wurde wegen Tötung des Edelmannes Dimitri Pawloffski zum Tode verurteilt. Nachdem so das Urteil gefällt war und die Gerechtigkeit ihren Lauf gehabt hatte, erklärte zum allgemeinen Erstaunen der König, daß er, weil der Koch nur in Notwehr gehandelt habe, Gnade walten lassen wolle und befahl kurzerhand, man solle den jungen Mann sofort in Freiheit setzen.\*)

Am Tage darauf war Jules wieder in der Hofküche thätig und der König bekam wieder sein gewohntes Leibgericht. Dieser Vorfall ereignete sich im Herbst des Jahres 1794.

\*) Historisch.

In der Hofküche und überhaupt im Palaste des Königs fühlte Jules Gormet sich nun freilich so ziemlich sicher, aber er wagte sich abends nicht auf die Straße, da er befürchtete, das Opfer eines Racheakts der Verwandten Pawloffskis zu werden. Mit dem Throne des Königs stand es zudem sehr schlecht; wurde er aber abgesetzt, dann fiel Jules unzweifelhaft abermals der Justiz in die Hände, oder, wenn auch das nicht, doch der Rache der Pawloffskis zum Opfer. Er mußte sich rechtzeitig in Sicherheit bringen und erbat seinen Abschied.

Stanislaus ließ ihn zu sich bescheiden. „Was höre ich? Du willst mich verlassen?“

„Ich muß leider, Majestät.“

„Warum?“

„Die Sehnsucht nach meiner Heimat, nach meinen Eltern und Geschwistern macht mich krank und ganz sinnlos.“

„Wer wird dann fernerhin mein Ragout bereiten, wenn du nicht mehr da bist?“

„Entweder Dembinski oder Kalita.“

„Aber die beiden Esel können es ja nicht.“

„Wenn ich es ihnen beibringe, werden sie es wohl lernen.“

„Du hast es ja den Kalita schon gelehrt und er konnte es dann doch nicht.“

„Das hatte eine ganz besondere Ursache, Majestät.“

Und Jules erzählte kurz, daß er im Kerker absichtlich dem Kollegen eine ganz falsche Anleitung gegeben habe.

Da lachte Stanislaus herzlich und rief: „Du bist wirklich ein recht gescheiter Bursche! Schade, daß du gehen willst!“

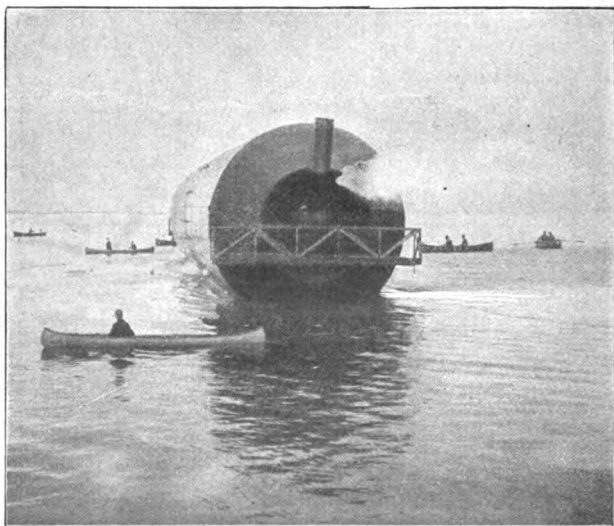
„Eure Majestät wollen also gnädigst mir den erbetenen Abschied bewilligen?“

„Ja. Aber zuerst soll es doch probiert werden. Sobald meine anderen Köche ebenso gut das Ragout bereiten können, wie du, magst du abreisen.“

Der junge Pariser gab sogleich in der Küche die richtige Unterweisung und Anleitung. Mit Zufriedenheit überzeugte sich Stanislaus, daß er fortan auch ohne ihn seine Lieblingsspeise erhalten konnte, und Jules Gormet wurde reich beschenkt entlassen. Er gelangte wohlbehalten in Frankreich an und lebte

fortan in Paris als Speisewirt in gedeihlichen Umständen. Sein Enkel führte noch unter Napoleon III. den Titel eines königlich polnischen Hofkochs, obgleich es längst keinen König von Polen mehr gab.

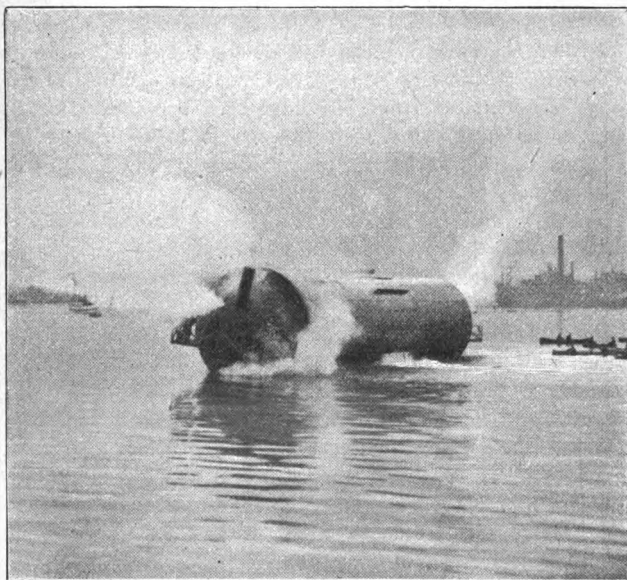
Sehr gerne würden wir noch unseren Leserinnen das Rezept des Lieblingsragouts des letzten Königs von Polen mitteilen, doch leider ist daselbe gänzlich verloren gegangen. F. 2.



Seitenansicht des Knappschiff Rollschiffes.  
Nach einer Photographie.

**Neue Erfindungen:** I. Das Knappschiff Rollschiff. — Trotz des Mißerfolges, den der Franzose Bazin mit seinem auf sechs walzenförmigen Hohlkörpern laufenden „Rollschiff“ gehabt hat, lassen die Bestrebungen nicht nach, eine neue Art von Schiffen zu konstruieren, die, statt das Wasser zu durchschneiden, vielmehr darüber hinweggleiten. War das Vorbild unserer bisherigen Schiffe der Fisch, so ist das Bazins und seiner Nachfolger der Schwimmvogel. Je weniger tief ein Fahrzeug eintaucht, desto

geringer der Widerstand des Wassers, desto größer ist die mit den heutigen Maschinenkräften erreichbare Geschwindigkeit. Von diesen Voraussetzungen ausgehend, hat jüngst der Amerikaner Knapp ein Rollschiff erbaut, das unsere beiden Abbildungen von der Längs- und Breitseite zeigen. Es sieht eher einem großen



Längensicht des Knappschen Rollschiffes.

Nach einer Photographie.

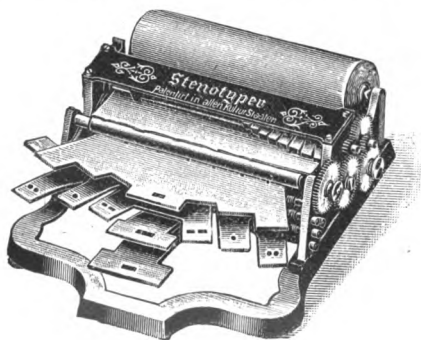
auf dem Wasser schwimmenden Dampfkessel ähnlich, als einem Schiffe. In der Mitte gewahren wir einen Kranz von breiten hervorstehenden Schaufeln, die denen eines Rades an einem Dampfschiffe gleichen und dem Zwecke der Fortbewegung dienen; rechts und links sind Plattformen. Das Knappsche Rollschiff besteht im wesentlichen aus zwei gewaltigen Röhren, von denen die innere die Maschine und die Räume für Fracht, Passagiere und Mannschaft enthält. Während die äußere Röhre durch die

Kraft der Maschinen und des Schaufelrades in Umdrehung versetzt wird, bleibt die innere völlig im Gleichgewicht. Der Erfinder glaubte nun, daß sein seltsames Fahrzeug mit einer alle bisher dagewesene übersteigenden Geschwindigkeit über das Wasser dahinlaufen würde, da es in der That sehr wenig Tiefgang hat und Reibung und Wasserwiderstand gegenüber anderen Schiffen äußerst gering sein muß; doch haben die Probefahrten auf dem Ontariosee in dieser Hinsicht kein günstiges Ergebnis gehabt. Das Schiff bewegte sich sicher, war gut lenkbar, aber sehr langsam. Der Erfinder meint diesem Mangel durch Verstärkung der Maschinenkraft abhelfen zu können und hofft auf sicheren Erfolg. Ein solcher würde eine Umwälzung unseres ganzen Schiffsbauwes herbeiführen.

Fr. 3.

II. Mechanische Stenographie. — Eine der neuesten Errungenschaften der Technik ist eine mechanische Stenographiermaschine, der sogenannte Stenotyper, ein Apparat, der dem Stenographen dieselben Dienste leistet, wie die jetzt schon stark verbreitete Schreibmaschine dem Schreiber gewöhnlicher Schrift, und alle die Mängel und Nachteile beseitigt, die der so schwer zu erlernenden und oft noch schwieriger zu entziffernden Handstenographie anhaften. Diese Maschine, von M. Hardy erfunden, von den „Adler-Fahrradwerken vormals S. Kleyer“ in Frankfurt a. M. gebaut und in den Handel gebracht, ist höchst einfach und sinnreich gebaut und gestattet es, auf einfache mechanische Weise die fließendste Rede, die rascheste Gedankenfolge durch eine Schrift festzuhalten, die so klar, sicher und genau ist, daß sie sofort jeder Kundige ohne Mißverständnisse ablesen kann. Der Stenotyper hat nur sechs Tasten, die je mit einer Art Rechen, an dem die Typen befestigt sind, in Verbindung stehen und mit beiden oder nur einer Hand, einzeln oder gleichzeitig wie beim Klavier angeschlagen werden können. Auf diese Weise können 63 verschiedene Zeichen erzeugt werden, die nach einem vervollkommenen Morsealphabet, wie es bei der Telegraphie benutzt wird, je einem Buchstaben des Alphabets, einer Interpunktion, einer Zahl u. s. w. entsprechen. Man stellt die Maschine am besten auf die Kniee und kann dann im Zimmer, im Eisenbahnwagen,

unter allen möglichen Verhältnissen seine Gedanken, Beobachtungen oder Wahrnehmungen mit einer Schnelligkeit niederschreiben, die bei ganz geübten Leuten angeblich die Schnelligkeit der Stenographie um das Drei- bis Vierfache übertrifft. Der Stenotypers schreibt auf das dem Stenographen zum Schreiben und Ablesen handlichste Papier von 17 zu 18 Centimeter Größe; es ist kein zeitraubendes Einlegen der Blätter nötig, sondern der Apparat nimmt ganz automatisch seinen Bedarf von einer großen Rolle; ohne Ruck und Stoß springen die arbeitenden Typen von der



Der Hardysche Stenotypers.

ersten Zeile zur zweiten, dritten u. s. w., ohne daß der Stenographierende deshalb einen besonderen Griff zu thun brauchte. Hat man ein Schriftstück vollendet, so reißt oder schneidet man das Papier einfach ab. Da die Schrift des Stenotypers auch kopierfähig ist, wird der Apparat auch in größeren Geschäften gute Dienste leisten, und es ist als sicher anzunehmen, daß er in der Stenographie eine ganz neue Aera eröffnet. F. 3.

**Das Original zu Schillers „Handschuh“.** — Wie vielfach angenommen wird, soll Schiller seinen „Handschuh“ nach einem französischen Vorbilde bearbeitet haben. Nach der folgenden Romanze, die wenigen bekannt sein dürfte, erweckt es jedoch den Anschein, daß die Ballade mehr spanischen Ursprungs ist. Wir sind in der Lage, dieses spanische interessante Original, das von

dem Inhalt der Schillerschen Dichtung allerdings einigermaßen abweicht, im nachstehenden zu veröffentlichen:

Romanze von Don Manuel von Leon.

Was der Graf Don Manuel,  
 Der von Leon trägt den Namen,  
 Einstmals hat vollbracht bei Hofe,  
 Nie vergessen wird's die Sage. —  
 Donna Anna von Mendoza,  
 Reich und schön und edlen Stammes,  
 Wandelte, sich zu vergnügen,  
 Eines schönen Nachmittages,  
 Zum Palast des Königs hin,  
 Ihr zur Seite andre Damen,  
 Ritter ihnen zur Begleitung,  
 Die um ihre Minne warben.  
 Und auf hohem Belvedere  
 Schickten sie sich an zu rasten.  
 Oben auf dem Löwenzwinger  
 Stand gelehnet Donna Anna,  
 All die andern um sie her,  
 Die vier Löwen zu betrachten,  
 Die im Zwinger eingeschlossen,  
 Schrecklich von Gestalt und Antlit.  
 Fiel's der Dame ein zu prüfen,  
 Wer der Tapferste von allen;  
 Und sie ließ, wie in Gedanken,  
 Einen Handschuh niederfallen;  
 Thut, als ob sie sehr bedaure,  
 Daß er sei hinabgefallen;  
 Und mit lieblich süßer Stimme  
 Spricht sie zu den Herren allen:  
 „Welcher ist so hochgemutet  
 Von den Rittern, daß er wage,  
 Mir zu holen aus der Löwen  
 Mitte den so teuern Handschuh?  
 Dieser sei — das will ich schwören —



Sei der Ritter meiner Wahl,  
 Mir vor allen der Geliebte,  
 Mir vor allen der Gemahl.“ —  
 Das vernimmt Don Manuel,  
 Und, ein Ritter sonder Tadel,  
 Fühlt er dieser Rede Schimpf  
 Für den ganzen Ritteradel,  
 Reißt das Schwert aus der Ungürtung,  
 Schlägt um seinen Arm den Mantel,  
 Steigt hinab ins Löwengitter  
 Festen Schrittes, sonder Wanken.  
 Staunend schaun ihn an die Löwen,  
 Keiner sich zu regen waget;  
 Und hinaus zur selben Pforte  
 Geht er frei und unverzaget.  
 Kehrt zurück, die Trepp' hinauf,  
 In der Linken hoch den Handschuh;  
 Und er giebt mit ihm zugleich  
 Einen Streich ihr auf die Wange.  
 Da er also wohl bewähret  
 Seine Rittertugend, sprach er:  
 „Nehmt und hütet Euch in Zukunft,  
 Um ein lumpig Ding von Handschuh  
 Ze zu spielen mit der Ehre  
 Eines wackern Edelmannes!  
 Wem jedoch nicht recht erschiene,  
 Was soeben ich vollbrachte,  
 Und nach gutem Rittersbrauche,  
 Diesen fordr' ich jetzt zum Kampfe!“ —  
 Aber ruh'gen Angesichtes  
 Hat entgegnet ihm die Dame:  
 „Nimmer möcht' ich das erleben!  
 Schon genug bin ich gemahnet,  
 Daß Ihr seid, Don Manuel,  
 Weit der Tapferste von allen!  
 Und wenn Ihr mich nicht verschmäht,  
 Wähl' ich Euch zu meinem Gatten:

Einen Mann will ich voll Kraft,  
 Der das Schlechte wagt zu strafen.  
 An mir ist das alte Sprichwort  
 In Erfüllung jetzt gegangen,  
 Dieses: Wer dich wahrhaft liebet,  
 Wird die Züchtigung nicht sparen!" —  
 Da so ehrenvolles Ende  
 Nahm des Backenstreiches Schmach,  
 Da er sah, wie mild und zärtlich  
 Und wie liebevoll sie sprach,  
 Gab Don Manuel mit Freuden  
 Endlich ihren Bitten nach;  
 Und sie schlossen ihrer Hände  
 Bund noch an demselben Tag.

Der spanische Dichter verfuhr also etwas weniger grausam gegen die neugierige Dame, als Schiller. M. 2—1.

**Amerikanische Justiz.** — Als das westamerikanische Kansas im Aufblühen begriffen war, ereignete es sich zur großen Freude der ordnungsliebenden Bürger, daß der berühmte Rowdy Tom Smiders, der beim geringsten Streit seinen Gegner niederzuknallen pflegte, durch einen handfesten Sheriff dingfest gemacht und ins Gefängnis geworfen wurde. Der Tag des Gerichts erschien. Die Verhandlung war sehr kurz, und die aus zwölf Geschworenen bestehende Jury zog sich zurück, um über „Schuldig oder Nichtschuldig“ zu beraten.

Das Gesetz verlangt Stimmeneinhelligkeit, und kein Geschworener durfte sich aus dem Beratungszimmer entfernen, ehe nicht die Uebereinstimmung erzielt war. Bei der Abstimmung ergab es sich, daß elf Stimmen bereit waren, das „Schuldig des mehrfachen Mordes“ auszusprechen, während eine Stimme, die des Geschworenen Dobson, hartnäckig bei dem „Nichtschuldig“ blieb. Jeder einzelne der Mitgeschworenen hielt eine längere Rede, um Dobson von der Schuld des Angeklagten zu überzeugen. Dieser gab sich jedoch nicht die geringste Mühe, etwaige Gegen Gründe zu äußern, er blieb fest bei seinem Votum.

Vier Stunden hatte die Sitzung schon gedauert, da machte der Obmann der Geschworenen den Vorschlag, er wolle mit

Dobson eine Partie Domino spielen. Gewinne er, der Obmann, so sei Dobson verpflichtet, der Mehrheitspartei beizutreten. Gewinne dagegen Dobson, so solle der Delinquent einstimmig freigesprochen werden.

Nach einigem Zögern ging Dobson auf den Vorschlag ein, zumal er sich bewußt war, ein vorzüglicher Dominospieler zu sein. Das Vertrauen in sein Spiel täuschte ihn nicht, denn die Partie, die unter allgemeiner Spannung gespielt wurde, war von ihm bald glänzend gewonnen. Mit sichtbarem Mißmut erhoben sich eben die Geschworenen, um ihrem Versprechen gemäß die Freisprechung des Mörders zu verkünden — da wurde an die Thüre geklopft, und nach dem Oeffnen reichte der Gerichtsdienner einen Brief herein, der an Dobson gerichtet war. Dieser entnahm dem Umschlag einen Zettel, las ihn und rief dann laut: „Gentlemen! Ich bitte Sie, auf Ihre Plätze zurückzukehren. Ich gebe die aus der gewonnenen Partie hergeleiteten Ansprüche auf und schließe mich der früheren Mehrheit an.“

Man ließ sich nicht Zeit, über diese Sinnesänderung erstaunt zu sein. Unverzüglich nahm der Obmann die Abstimmung nochmals vor, die nunmehr ein einstimmiges Verdammungsurteil ergab. Noch an demselben Tage wurde Tom Smiders zum Tode durch den Strang verurteilt, und das Urteil wurde vollzogen.

Der Inhalt des an Dobson gerichteten Briefes aber lautete: „Lieber Mann! Die Tausenddollarnote, die Dir der Schurke Smiders als Belohnung für seine Freisprechung aufstellen ließ, ist gefälscht. Mary.“ —

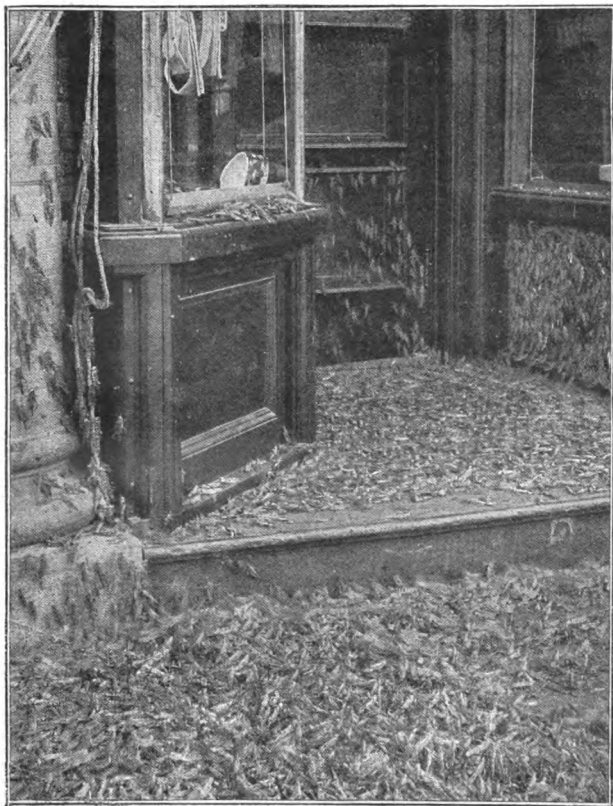
Ein glücklicher Zufall war es, daß dieses Schreiben, welches eine so überraschende Sinnesänderung bei Dobson herbeiführte, gerade eintraf, als die Abstimmung der Geschworenen erfolgen sollte. Es hätte in der That nicht viel gefehlt, daß die Verhandlung mit der Freisprechung des Mörders geendet hätte. M. 5—b.

**Der Mund und das Sinn.** — Das „ausgezeichnete, nützlich und angenehm zu lesende Buch des berühmten und hochgelahrten Astrologen Arcandam“ — so ist das im vorigen Jahrhundert erschienene Werk betitelt — beurteilt den Charakter eines Menschen aus der Form seines Mundes folgendermaßen:

„Ist ein Mund groß und weit, so deutet er auf ein zorniges und im Kriege tapferes Gemüt; aber der Mann ist meistens auch ein Schwelger und Prasser. — Ein maßlos weiter Mund, der aussieht, als ob er mit dem Messer geschnitten wäre, deutet auf einen raubgierigen, grausamen, bösen Charakter, wie ihn die Raubfische im Meere haben. Und sind solche Männer stets Vielredner, Prahler, Aufschneider, große Narren und Lügner. — Ein Mund mit einer nur kleinen Oeffnung deutet auf einen furchtsamen, stillen, aber auch treulosen Menschen. — Ein Mund mit vorstehenden, dicken Lippen beweist Unsauberkeit, ein lasterhaftes Wesen und Grausamkeit. — Ein Mund, der groß aussieht, aber nur eine kleine Oeffnung hat, deutet in Verbindung mit lachenden Augen auf einen niedrig gesinnten Menschen, einen Liebhaber von Tänzen und Festlichkeiten, der aber auch stets ein großer Lügner ist. — Jemand, der den Mund beim Sprechen nur auf einer Seite öffnet, ist von Charakter ein falscher, treuloser Wicht. — Ein langes Kinn beweist, daß sein Besitzer sich nicht leicht vom Aerger übermannen läßt; deshalb hat er auch gewöhnlich ein gutes Aussehen; dennoch ist ein solcher gewöhnlich ein Schelm und ein eingebildeter Narr. — Menschen mit kleinem Kinn soll man meiden und sich vor ihnen hüten; denn außer daß sie erfüllt sind von Gottlosigkeit und Schlechtigkeit, sind sie gewöhnlich Spione und gleichen den Schlangen. — Ist das Kinn rund, so deutet es auf Weichlichkeit, wie auch Weiber gewöhnlich ein rundes Kinn haben. Das Kinn eines richtigen Mannes sollte fast viereckig sein.“ W. Steeles.

**Heuschreckenplage.** — Die alten Chroniken berichten uns wiederholt über Heuschreckenschwärme, welche Deutschland verwüsteten, aber dieser Landplage ist seit Jahrhunderten bei uns durch die Kultur ein Ende gemacht. Anders aber steht die Sache noch in Südrußland, Asien, Afrika, Amerika und Australien. Ueberall, wo es noch unangebaute Steppen giebt, vermehren sich die gefräßigen Insekten in gewissen Jahren durch Ursachen, die wir nicht kennen, plötzlich ins Ungeheure und treten dann in Schwärmen, welche die Sonne verdunkeln gleich Wolken, ihren verheerenden Wanderzug in die kultivierten Teile des Landes an. Wer dergleichen nie selbst erlebt hat, kann sich schwer eine

zureichende Vorstellung von dieser Plage machen, unter welcher die Landwirtschaft auf das schwerste leidet; denn wo ein Heuschreckenschwarm durchgezogen ist, da bleibt kein Halm stehen. Daß



Heuschrecken vor einem Laden in Colorado Springs.

Nach einer Photographie.

die Heuschrecken aber auch eine Stadt überfallen und dort ein förmliches Verkehrshinderniß bilden, wie es kürzlich in Colorado Springs in Nordamerika geschah, ist ein immerhin seltenes Vor-

Kommiss. Der Staat Colorado, der nordamerikanischen Union ist, gleich wie der Prairiestaat Kansas, periodischen Schädigungen durch Heuschrecken ausgefetzt. Kürzlich drangen nun die Insekten auf ihrer Wanderung in das Städtchen Springs ein und bedeckten mit ihren Leibern die Straßen so dicht, daß an verschiedenen Stellen die Pferdebahnen zum Stillstand gebracht wurden. Unter den Laternen lagen sie in der Nacht bis zu 10 Centimeter hoch, keine Thür, kein Fenster konnte man öffnen, ohne daß sie in Schwärmen eindrangten. Unser Bild zeigt nach einer Photographie den Eingang zu einem Laden in Colorado Springs während dieser glücklicherweise nur 24 Stunden andauernden Plage. Die toten Insekten wurden auf Wagen geschaufelt und als Dünger auf die von ihnen verwüsteten Felder gefahren.

F. B.

**Eine gute Lehre.** — Im Jahre 1826 besaß die Provinzialstadt S. gemischte Garnison, Kürassiere und Infanterie. Der Leutnant v. Sandroß von den Kürassieren, ein wegen seiner Arroganz berühmter Offizier, stand eines Tages vor der Hauptwache, als die Gasse herauf ein Infanteriepikett, von einem blutjungen Fähnrich geführt, marschierte.

„Sie brauchen nicht herauszurufen,“ sagte Sandroß zu dem Wachtposten, „die Abteilung wird ja nur von einem Kinde geführt.“

Der Fähnrich hatte die Unterredung des Offiziers mit dem Posten bemerkt, und als er herankam und der Soldat am Schilderhause ruhig auf und ab ging, ohne das Pikett eines Blickes zu würdigen, erriet er den Inhalt des Gespräches. Schnell entschlossen kommandierte er mit lauter Stimme „Halt!“, ließ eine Schwenkung ausführen und im Nu die angelehnten Karabiner der Wache wegnehmen und mit ihnen abmarschieren. Der Kürassier rief nun in der Angst „Heraus!“ und der Offizier, mit der Mannschaft heraustrügend, sah, wie der jugendliche Fähnrich die Gewehre wegführte.

„Was soll das, Herr Fähnrich; sehen Sie nicht, daß hier eine Hauptwache ist? Was wollen Sie mit unsern Gewehren?“ rief der Leutnant entrüstet.

„Hier eine Hauptwache? Nein, das sehe ich nicht,“ erwiderte

jener; „wo eine Hauptwache ist, muß „Heraus!“ gerufen werden, sobald ein Pikett vorbeipassiert. Ich trage Uniform und Degen mit demselben Recht wie Sie und verlange, daß man sie respektiert.“

Und damit kommandierte er „March!“

Der Offizier erkannte jetzt, daß seine Geringschätzung hier sehr am unrechten Orte war, eilte dem besonnenen jungen Helden nach und legte sich aufs Bitten.

„O, sobald Sie artig sind,“ sagte der Fähnrich, „diene ich gern. Halt, rechtsumkehrt, die Gewehre wieder an ihren Ort — march!“ kommandierte er, und die Kolonne setzte sich in der Richtung nach der Hauptwache wieder in Bewegung. Die Gewehre wurden wieder an ihren Platz gebracht, die Kürassiere, der Offizier an der Spitze, salutierten und der Fähnrich mit seiner Truppe zog befriedigt von dannen.

Wenige Tage später erfuhr der König das Vorkommnis; sofort ließ er für den Fähnrich v. Kirchbach (den später in den Grafenstand erhobenen kommandierenden General des V. Armeecorps) das Leutnantspatent, für den Offizier aber einen tüchtigen Verweis ausfertigen. D. C.

**Die Uhr als Kompaß.** — Man hat in der Natur manche Erfakmittel für den Kompaß gefunden; so bestimmt man zum Beispiel die Himmelsgegenden nach den mehr oder weniger rauhen Seiten der Waldbäume, nach dem Schatten u. s. w. Keines derselben ist aber so zuverlässig, als die Taschenuhr. Man legt die Uhr derart horizontal vor sich hin, daß der kleine Zeiger nach der Sonne weist. Die Mitte zwischen dem kleinen Zeiger und der Zahl zwölf des Zifferblattes zeigt nun genau nach Süden. Steht zum Beispiel der kleine Zeiger um zehn Uhr auf die Sonne gerichtet, so wird Süden in der Richtung der Zahl elf sein. Diese Verwendung der Uhr als Kompaß ist sehr wenig bekannt, selbst Stanley, als man ihn bei seiner Rückkehr aus Innerafrika fragte, ob er diese so einfache Methode kenne, gestand zu, niemals etwas davon gehört zu haben. C. I.

**Kaltblütig.** — Nachdem Nelson, der berühmte englische Vizeadmiral, am 2. April 1801 nach fünfständigem Kampfe die dänische Flotte vor Kopenhagen geschlagen hatte, schrieb er an

den Kronprinzen von Dänemark und schlug ihm Ausgleichsbedingungen vor. Als er fertig war, klingelte er und befahl dem eintretenden Schiffsjungen, ein Licht zum Siegeln zu holen. Dieser Befehl war kaum vollführt, als eine Kanonenkugel durch die dünne Kajütenwand schlug und dem armen Schiffsjungen den Kopf wegriß.

„Holen Sie ein anderes Licht,“ sagte Nelson gelassen zu dem Offizier, der bereit stand, den Brief an seine Adresse zu befördern.

Der Offizier warf einen scheuen Blick auf den in seinem Blute liegenden Schiffsjungen und sagte zögernd: „Excellenz könnten ja wohl einmal den Brief ungesiegelt abschicken. Unter den Umständen, in denen wir uns befinden, ist es doch zu entschuldigen, wenn überflüssige Formalitäten wegbleiben.“

„Nein,“ entgegnete Nelson, „das könnte bei den Dänen den Anschein erwecken, als eilten wir sehr damit, den Frieden zu erlangen, und das könnte uns nur Nachteil bringen. Also holen Sie nur ein anderes Licht!“

D.

**Beethoven von hinten!** — Am 12. August 1845 sollte das Beethoven-Denkmal in Bonn enthüllt werden. Im letzten Augenblicke trafen zu dieser Feierlichkeit die damals in Deutschland weilende Königin Viktoria von England und der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen unverhofft mit großer Gefolge ein. Das Denkmalkomitee fand für die hohen Herrschaften keinen besseren Platz als im Hause des Grafen v. Fürstenberg. Unter Gesang und Musik fiel die Umhüllung der ehernen Statue, da brach plötzlich Friedrich Wilhelm IV. in lautes Lachen aus: Beethovens Statue kehrte den anwesenden Fürstlichen den Rücken zu!

Kurz entschlossen trat aber Alexander v. Humboldt, der dem Denkmalkomitee angehörte, vor und sprach: „Majestät, wissen doch: Beethoven war zwar ein ausgezeichnete Komponist, aber stets ein grober Mensch. Auch nach seinem Tode noch zeigt er sich jetzt als solcher.“

D.



UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912

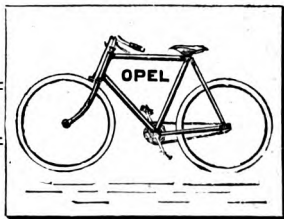
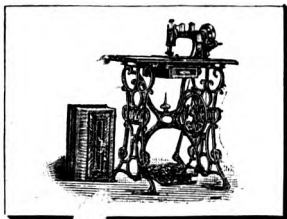


# Adam Opel

*Nähmaschinen-, Fahrräder-  
und Motorwagen-Fabrik*

## Rüsselsheim am Main

empfehl't seine rühmlichst bekannten



## OPEL-Nähmaschinen

## OPEL-Fahrräder

Neueste Modelle und Verbesserungen  
in allen Preislagen.

KATALOG GRATIS UND FRANKO.



Jährliche  
Produktion:  
40,000  
Fahrräder.

**Naumann's Fahrräder**  
! sind die besten!



Im  
Gebrauche:  
Ueber  
165,000  
Fahrräder.

**SEIDEL & NAUMANN**  
DRESDEN

2000 Arbeiter.

Man verlange durch die Fabrik Broschüren, Gutachten etc. über

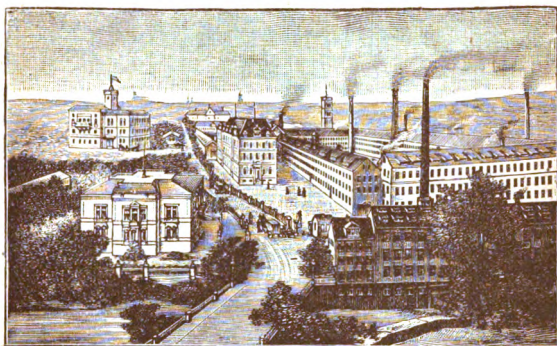


Erhältlich in den Apotheken zu M. 3.— oder gegen Einsendung dieses Betrages  
durch die Chemische Fabrik von Rud. Pizzala, Zwingenberg (Hessen)

— Nur echt in Originalpackung. —

# A. W. Faber

## Bleistift-Fabrik in Stein bei Nürnberg



*Die Fabrik besteht seit 1761*

**Bleistifte, Farbstifte, Patentstifte, Schiefertafeln,  
Lineale, Winkel, Reisschienen, Massstäbe,  
Rechenstäbe, sowie alle Artikel für Zeichner, Maler,  
Architekten, Ingenieure,  
dann für Schulen und Bureaux.**

Alle Erzeugnisse dieser bekannten Fabrik sind mit der eingetragenen Fabrikmarke

**A. W. FABER oder A. W. F.**

versehen, worauf zur Vermeidung von Verwechslungen aufmerksam gemacht wird.

SCHUTZ-MARKE.



# EYACH- Bestes Tafelwasser. SPRUDEL.

Hauptverschleiss für Württemberg-Unterland:

**J. L. Rösel Nachf.**

**Stuttgart**

Forststr. 106.

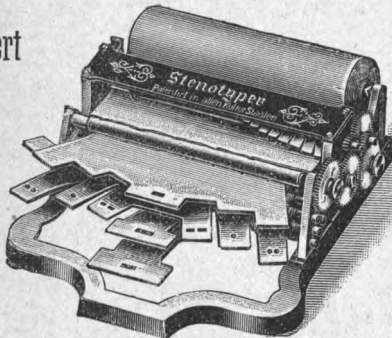
Tel. Nr. 2779.

Ferner zu beziehen durch die Mineralwasserhandlungen  
oder durch die **Brunnendirection Stuttgart.**

## Maschine zum mechanischen Stenographieren Neuheit: "STENOTYPER"

Patentiert  
in  
allen  
Kultur-  
staaten.

\*



Mechanische  
Kurzschrift:  
gedruckt  
und  
kopier-  
fähig.

\* Nur sechs Tasten. \*

Adler Fahrradwerke vorm. Heinrich Kleyer  
Frankfurt a. M.



3 9015 01908 1317

# Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Unter Staatsaufsicht stehende  
**höhere technische Lehranstalt**  
für Ausbildung in der  
**Elektrotechnik und im gesamten Maschinenbau.**

Die Anstalt umfasst:

- a) Abteilungen für Elektro-Ingenieure und Maschinen-Ingenieure:
- b) Abteilungen für Werkmeister, Bureau- und Betriebs-Techniker der Elektrotechnik und der Maschinentechnik.

↔ 32. Schuljahr: 1689 Besucher. ↔

*Aufnahmen im April und Oktober.*

\*  
Das  
Technikum  
Mittweida  
erhielt  
anlässlich  
der  
Sächsisch-  
Thüring.  
Industrie-  
und  
Gewerbe-



\*  
Ausstellung  
zu Leipzig  
1897  
die höchste  
Aus-  
zeichnung,  
die  
Königl.  
Sächsische  
Staats-  
medaille,

für „hervorragende Leistungen im technischen Unterrichtswesen“.

Programm und Jahresbericht der Anstalt, sowie nähere Auskunft erhält man auf Verlangen unentgeltlich vom  
**Sekretariat des Technikum Mittweida.**

SCHUTZ-MARKE.



# EYACH- Bestes Tafelwasser. SPRUDEL.

Hauptverschleiss für Württemberg-Unterland:

**J. E. Rösel Nachf.** **Stuttgart**

Forststr. 106.

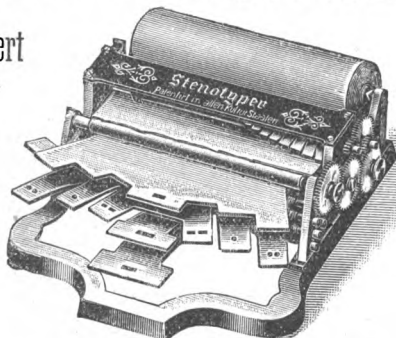
Tel. Nr. 2779.

Ferner zu beziehen durch die Mineralwasserhandlungen  
oder durch die **Brunnendirection Stuttgart.**

## Maschine zum mechanischen Stenographieren Neuheit: "STENOTYPER"

Patentiert  
in  
allen  
Kultur-  
staaten.

\*



Mechanische  
Kurzschrift:  
gedruckt  
und  
kopier-  
fähig.

\* Nur sechs Tasten. \*

**Adler Fahrradwerke** vorm. **Heinrich Kleyer**  
**Frankfurt a. M.**

# Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Unter Staatsaufsicht stehende  
höhere technische Lehranstalt  
für Ausbildung in der  
**Elektrotechnik** und im **gesamten Maschinenbau.**

Die Anstalt umfasst:

- a) Abteilungen für Elektro-Ingenieure und Maschinen-Ingenieure:
- b) Abteilungen für Werkmeister, Bureau- und Betriebs-Techniker der Elektrotechnik und der Maschinenteknik.

← 32. Schuljahr: 1689 Besucher. →

*Aufnahmen im April und Oktober.*

\*  
Das  
Technikum  
Mittweida  
erhielt  
anlässlich  
der  
Sächsisch-  
Thüring.  
Industrie-  
und  
Gewerbe-



\*  
Ausstellung  
zu Leipzig  
1897  
die höchste  
Aus-  
zeichnung,  
die  
Königl.  
Sächsische  
Staats-  
medaille,

für „hervorragende Leistungen im technischen  
Unterrichtswesen“.

Programm und Jahresbericht der Anstalt, sowie nähere Aus-  
kunft erhält man auf Verlangen unentgeltlich vom  
**Sekretariat des Technikum Mittweida.**

